Philo Ver.

[illegible]

A Kuhn 1875.

G.Gr.
R91852

Geschichte

der

Neuhochdeutschen Schriftsprache

von

Heinrich Rückert.

Erster Band.

Die Gründung der Neuhochdeutschen Schriftsprache.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1875.

5782
11/9/89

4033
13/6/00
5 V.

Vorwort.

Ich habe versucht einen Theil unserer deutschen Sprachgeschichte so darzustellen, wie ich glaube, daß jede geschichtliche Besonderheit dargestellt werden solle: im fortwährenden Hinblick auf das Allgemeine, als ein Glied eines in sich zusammenhängenden Ganzen, das dem Einzelnen seinen Ort und seine Grenze anweist. Zunächst lagen die Beziehungen auf die Literatur und sie sind darum auch von mir in den Vordergrund gerückt worden. Es bedarf keiner Bemerkung, daß die Literatur wenigstens für uns moderne Menschen der umfangreichste und treueste Spiegel des Sprachlebens und der Sprachbewegung ist. Umgekehrt aber vermag auch die Literatur als eine nach ihren eigenen Gesetzen thätige Individualität die Sprache als ihr Werkzeug zu gebrauchen, um- oder weiterzubilden. In der einen wie in der andern Eigenschaft ist sie für die Erkenntniß der Sprachgeschichte gleich wichtig, während doch das selbständige Gebiet der eigentlichen Literaturgeschichte hier gar nicht betreten werden durfte.

Die Literatur und mit ihr die Sprache, aber diese auch wieder unabhängig von ihr als Naturgewächs des volksthümlichen Bodens betrachtet noch ganz besonders, sind selbst wieder durch andere mehr in der Tiefe oder von den verschiedensten Seiten des Außenlebens wirkende Mächte bedingt, deren Einfluß nicht nach seiner ganzen Breite, aber als der füllende Hinter-

grund dieser einen geschichtlichen Gruppe deutlich hervortreten muß, wenn das Bild verständlich sein soll. —

Die äußeren Grenzen meines Themas sind leicht zu bestimmen. Der Begriff der neuhochdeutschen Schriftsprache ist nach unserm unmittelbaren Gefühle ein fester und in sich durchsichtiger: hier handelt es sich darum nachzuweisen, wie er sich in der Geschichte erzeugt und fortgebildet hat, bis er zu dem geworden ist, als was er sich jetzt darstellt.

Die Aufgabe hält, wenn ich so sagen darf, die Mitte zwischen dem unendlich weiten Horizont, den Jacob Grimms letzte große Schöpfung, seine Geschichte der deutschen Sprache umspannt und dem was er nach seinem eigenen Bekenntniß in der vom 7. März 1848 datirten Vorrede zu diesem Buche noch als eine leichtere Arbeit seinem Alter vorbehalten hatte, ohne sie ausführen zu können. „Es war längst mein Vorsatz", sagt er, „die Regel neuhochdeutscher, d. h. der ganz in unsere Gegenwart gerückten deutschen Sprache vollständig und überall auf die Geschichte gestützt hinzustellen, ich weiß aber nicht, ob es mir vergönnt sein wird Hand an ein Werk zu legen, das, wenn es gelänge, einer reinlich und scharf umrissenen Zeichnung grau in grau sich vergleichen würde." Ihm schwebte also ein Plan vor, der auf das eigentliche Sprachstudium zielte, und die Zugehörigkeit eines solchen Werkes zu der Geschichte hätte dann, wie in der deutschen Grammatik, darin ihren Ausdruck gefunden, daß die einzelnen Spracherscheinungen in ihrer genealogischen und chronologischen Reihenfolge innerhalb des gegebenen Rahmens einer Entwickelungsperiode untersucht und dargestellt worden wären.

August Schleichers bekanntes Buch „die deutsche Sprache" darf gleichfalls als Gegenstück zu diesem nicht übergangen werden. Abgesehen davon, daß der weit gespannte Titel jenes

Buches schon von selbst andere Anforderungen des Lesers begründet, als der vergleichsweise so schmale Ausschnitt des dort behandelten ungeheuren Stoffes, der hier allein behandelt werden soll, ist doch auch der Standpunkt ein anderer, als ich ihn mir gewählt habe. Schleicher läßt den Begriff der geschichtlichen Entwickelung der Sprache völlig mit dem der rein linguistisch zu erklärenden Genesis und Fortbildung der Laute, der Formen, des Satzbaues und dergl. zusammenfallen. Für ihn ist die Aufgabe der Sprachgeschichte erreicht, wenn auf der einen Seite die Naturmächte, auf der andern die Denk- und Vorstellungsformen, die in der Sprache walten, vollständig begriffen werden. Für mich geht die Aufgabe des Geschichtschreibers aber dann erst an, wenn diese Voraussetzung, so weit es überhaupt möglich sein kann, erfüllt ist. —

Geschichte sollte immer so geschrieben werden, daß sie allen denen, die innerhalb des in seinen Grenzen so lebendig empfundenen und doch so schwer in Worten definirbaren höhern Bildungskreises der Zeit und der Nation stehen, nicht alle, die „Gebildete" genannt werden oder sich nennen, aber alle, die überhaupt die Neigung und die Fähigkeit haben eine systematische Leistung der Geistesthätigkeit im Zusammenhang in sich aufzunehmen, sie zu lesen und zu verstehen. Die Forderung exclusiver Vorbildung oder eines bloß aus eigentlichen Fachleuten bestehenden Publicums hebt, wie es unsere Literatur zu ihrem und ihrer Nation nicht geringem Schaden darthut, den Begriff der wahren Geschichtschreibung auf. Was aber das Recht der Geschichtschreibung ist auch das der Sprachgeschichtschreibung und so setzt dieses Buch bei seinen Lesern nur das an sprachlichem Wissen und systematischer Sprachkenntniß voraus, was es in dem oben bezeichneten Kreis findet. Es sollte mich freuen, wenn auch die doch nur wenig zahlreichen Fachgenossen

davon Notiz nehmen wollten, deren Prüfung und Discussion ich manches noch unterbreiten möchte, das mir abweichend von den durchschnittlich geltenden Ansichten als sehr wahrscheinlich, in einigen Fällen als sicher gilt.

Dem 1. Band soll noch ein 2. und 3. desselben Umfangs nachfolgen, deren äußere Begrenzung durch den Gang der deutschen Entwickelung sich von selbst ergiebt. Der 2. wird die Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache während des 16. und 17. Jahrhunderts bis zu dem großen Wendepunkt und Durchbruch der vollständig befreienden und lösenden Tendenzen in der Mitte des 18. darstellen, der 3. bis an die Gegenwart heran zu gelangen suchen.

Breslau, 14. Februar 1875.

H. Rückert.

Inhalt.

Seite.

Erstes Buch. Die äußere Geschichte der hochd. Sprachentwickelung bis zum Ende des 15. Jahrh. 1—193

1. Abtheilung. Die altdeutsche Zeit bis zu Karl dem Großen.

1. Capitel. Ein Blick auf die sprachgeschichtliche Stellung des Gothischen.

Der gothische Literaturbestand 1
Die ethnographische Stellung der Gothen 4
Die spätere linguist. Geschichte des Gothischen 6

2. Capitel. Das deutsche Schriftwesen vor dem achten Jahrhundert.

Allgemeines Verhältniß der hochd. Sprachreste gegenüber dem Gothischen 10
Aeußere und innere Beschaffenheit der ältesten schriftl. Aufzeichnungen in eigentl. deutscher Sprache 11
Verhältniß des deutschen Runenalphabets zu den neueren Bedürfnissen und Anforderungen der Schrift 17

3. Capitel. Das Altdeutsche unter fränkischem Einfluß.

Ethnograph. u. linguist. Stellung des fränkischen Wesens zu den übrigen Deutschen 27
Berührung mit der römischen Bildung und Sprache 29
Verhältniß der romanischen und deutschen Sprache 36
Einwirkung der sprachl. Zustände der Franken auf das übrige Deutschland 39

4. Capitel. Die ethnographische Stellung der deutschen Sprache in der fränkischen Zeit.

Aeußere Ausdehnung des deutschen Sprachgebiets in dieser Zeit, seine Grenzen und ihre Nachbarn 44
Die inneren Beziehungen zwischen den einzelnen Völkern und Sprachen 53
Resultate für die Sprachgeschichte 56

2. Abtheilung. Die althochd. Zeit. Die Gestaltung einer deutschen Literatursprache.

1. Capitel. Der Aufschwung des fränkischen Wesens in der Zeit der ersten Karolinger.

Analogien in der Gestaltung der angels. Sprache und Literatur . . . 60
Der innere Aufschwung des fränkischen Volksgeistes seit dem 8. Jahrh. 64

Seite.
Karl der Große als die Spitze dieser Entwickelungsreihe 69
Seine Thätigkeit für die deutsche Sprache 71

2. Capitel. Die ersten Anfänge der deutschen Literatur.

Die älteste deutsche kirchliche Schriftthätigkeit 73
Fortschritt zu größeren Uebersetzungen 75
Selbständige Thätigkeit in der Sprache; Otfrid u. sein Evangelienbuch 79

3. Capitel. Die Benennung der Literatursprache.

Verschiedene Bezeichnungen dafür 82
Der Ausdruck „Althochdeutsch" 85
Verhältniß zu den anderen deutschen Sprachen und Mundarten . . . 87

4. Capitel. Die Althochd. Sprachentwickelung nach Karl dem Großen.

Der Einfluß des eigentlich fränkischen Elements 95
Vereinigende Tendenzen 97
Innere und äußere Hemmnisse der ahd. Sprachentwickelung 100
Die sprachlichen Resultate der ahd. Literatur 104

3. Abtheilung. Die Mittelhochdeutsche Zeit.

1. Capitel. Die Uebergänge vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen.

Die Stellung der ahd. Literatur zu der lebendigen Sprache und dem Volksgeiste 108
Die innere Veränderung in dem Volksgeist vor und seit den Kreuzzügen 111
Emporkommen einer volksthümlichen kirchlichen Poesie 116
Eintritt der ritterlichen Dichtung 118

2. Capitel. Die Entstehung der mittelhochdeutschen Literatursprache.

Veldeke's Bedeutung in sprachgeschichtlicher Hinsicht 122
Hartmann v. d. Aue 123
Seine Nachfolger 124

3. Capitel. Die Stellung der höfischen Kunstsprache in der deutschen Sprachgeschichte.

Anknüpfung an die schon vorhandenen Anfänge einer deutschen Gemeinsprache 127
Ihre Verbindung mit der ritterlichen Cultur und Literatur 129
Die localen Einflüsse und die Sprache der Bildung 134
Die Leistungsfähigkeit dieser Sprache 140

4. Abtheilung. Die deutsche Schriftsprache in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters.

1. Capitel. Die Auflösung des Mittelhochdeutschen.

Zerfall des ritterlichen Idealismus 143
Eintritt ganz neuer Tendenzen im Volksleben 145
Der allgemeine Character der veränderten Zeit in dem Spiegelbilde der Sprache 149

Seite.

2. Capitel. Schriftsprache und Mundarten.

Allgemeine Stellung der Literatursprache zum Leben u. zu der Tradition. 155
Die neuen Kräfte 161
Der Widerstand des Alten 162

3. Capitel. Die einheitlichen Tendenzen in der Schriftsprache.

Das Uebergewicht einzelner Mundarten 165
Insbesondere des Mitteldeutschen 168
Völlige Abtrennung des Niederländischen 174
Isolirung des Niederdeutschen 176
Eingreifen der Staats- und Kanzleisprache 179

4. Capitel. Die Leistungsfähigkeit der hochdeutschen Schriftsprache am Ende des Mittelalters.

Verhältniß zu den verschiedenen Gruppen und Schichten der ganzen Nation 182
Der demokratische Character der damaligen Literatur und Sprache . . 185
Der von ihr beherrschte Kreis von Stoffen 186
Hemmende und störende Einflüsse 190

Zweites Buch. Das deutsche Sprachbild in seiner Construction am Ende des Mittelalters.

1. Abtheilung. Die hochdeutsche Lautentwickelung. Allgemeine einleitende Bemerkungen. 197

1. Capitel. Das Verhältniß der Schrift zu den Lauten.

Das älteste deutsche Alphabet und seine Bedeutung für die Laute . . 201
Das mittelhochdeutsche Schriftsystem 209
Das spätere deutsche Schriftsystem 210

2. Capitel. Vergleichende Characteristik des späteren hochdeutschen Lautstandes mit den früheren.

Der sinnliche Eindruck der späteren Sprache vergl. mit der früheren . 214
Die hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale 216
Das gemeinsam Deutsche darin 219

3. Capitel. Der deutsche Accent und sein Einfluß auf die Lautgestalt.

Der deutsche Accent in seiner bleibenden Eigenart 220
Wirkung auf den Vocalismus 221
Zerstörung der tonlosen Vocale 231
Das neue Vocalsystem 237

4. Capitel. Der hochdeutsche Consonantenlaut.

Große allgemeine Veränderungen darin 249
Insbesondere durch die sog. Lautverschiebung 251
Ihre Ergebnisse 256

Seite.

2. Abtheilung. Die wortbildenden Bestandtheile der hochdeutschen Sprache. Begriff der Wortbildung. Flexion und Wortbildung im engern Sinne. 265

1. Capitel. Die Nominalflexionen.

Verhältniß von Nominal- und Verbalflexion 267
Bezeichnung der Geschlechter im Nomen 268
Der Ein- und Mehrzahl 270
Casusbildung 273
Bedeutung der sogenannten starken und schwachen Flexionen 276
Ihre syntaktische Verwendung im Adjectiv 284

2. Capitel. Das Verbum.

Der sinnliche Eindruck der deutschen Verbalform 292
Die vom Verbum dargestellten Begriffskategorien 294
Insbesondere die Präteritalformen 299
Die übrigen Verbalformen 311
Die Personenbezeichnung 312

3. Capitel. Die deutsche Wortableitung.

Ihr Begriff 317
Ihre verschiedenen Hilfsmittel 318
Insbesondere durch den Ablaut 322
Unterschied der lebendigen und leblosen Ableitungen 327
Die hervorragendsten Ableitungen der spät mittelalterlichen deutschen Sprache 328

4. Capitel. Wortbildung durch Zusammensetzung.

Ihr Begriff 340
Ihr allmähliches Wuchern 345
Das Herabsinken vieler Zusammensetzungen zu Ableitungen 346
Uneigentliche Zusammensetzung 347

3. Abtheilung.

1. Capitel. Der deutsche Wortvorrath.

Verhältniß der Neuerwerbungen und Verluste 350
Ursachen von Beiden 352
Einzelne Beispiele 355
Die Stellung der Fremdwörter zu dem deutschen Sprachvorrath . . . 370

4. Abtheilung. Die Satzfügung.

1. Capitel. Der einfache Satz.

Sein allgemeiner Typus 373
Abstumpfung des Formengefühls 375
Neue Bildungsversuche in Anlehnung an fremde Muster 378
Die Gebundenheit der deutschen Wortstellung 381

2. Capitel. Die Zusammenfügung von Sätzen.

Allgemeines Motiv der hier gegen früher eingetretenen Veränderung . 387
Einfluß der lateinischen Vorbilder seit der Mitte des 15. Jahrh. . . 392
Resultate 398

Erstes Buch.

Erste Abtheilung.

Die Altdeutsche Zeit bis zu Karl dem Großen.

Erstes Capitel.

Ein Blick auf die sprachgeschichtliche Stellung des Gothischen.

Die deutsche Sprache als Sprache einer eigentlichen Literatur oder literarisch verwandte Sprache hatte bis zu dem Zeitpunkt, von welchem aus die eingehendere Darstellung ihrer weiteren Schicksale gegeben werden soll, bereits eine Bahn von reichlich 11. Jahrhunderten durchmessen. Sprachdenkmäler, die man als deutsche im engeren Sinne des Wortes bezeichnen darf, sind schon aus dem vierten Jahrhundert der christl. Aera, genauer vielleicht aus dem zweiten Drittel desselben überliefert. Es sind zunächst die ansehnlichen Reste einer gothischen Uebersetzung der ganzen Bibel alten und neuen Testaments, als deren Verfasser der gothische Bischof Ulfila, der im Jahre 388 starb, von der Kirchengeschichtschreibung seit dem fünften Jahrhundert genannt wird. Kein äußeres Zeugniß widerspricht dieser Tradition, obwohl es immerhin auffallend ist, daß der Bischof Auxentius von Dorostoros, der Schüler und Freund des Ulfila, dem wir die einzige, völlig gleichzeitige und authentische Kunde von dem Leben des großen Mannes verdanken,

zwar dessen ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit in gothischer, lateinischer und griechischer Sprache erwähnt, wovon keine Spuren sich erhalten haben, sein Riesenwerk aber, die Bibelübersetzung, mit Schweigen übergeht, obgleich sie damals, schon vollendet gewesen sein müßte, weil Aurentius erst nach dem Tode des Ulfila geschrieben hat.

Wenn auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß sich Ulfila bei seiner Arbeit, ähnlich wie später unser Luther, der Hilfe vereinter Kräfte bedient habe, so sind doch in den uns erhaltenen Bruchstücken keine Anhaltspunkte zu finden, auf die sich das Bemühen einer Sonderung der einzelnen etwa betheiligten Uebersetzer mit Verläßlichkeit stützen könnte. Alles was bis jetzt noch von verschiedenen Seiten her gegen das einheitliche literarische und sprachliche Gepräge des Werkes vorgebracht worden ist, erweist sich bei näherer Prüfung als schwankende Hypothese, und so hat man nach äußeren und inneren Gründen das Recht an Ulfila so, wie ihn die altkirchliche Tradition darstellt, festzuhalten.

Neben den Resten der Bibelübersetzung nehmen die andern erhaltenen Zeugnisse einer literarischen Verwendung der gothischen Sprache eine untergeordnete Stellung ein. Nur die sog. Skeireins, eine mit polemischen Excursen im Interesse des Semiarianismus durchflochtene Erklärung des Johannis Evangeliums, ist trotz ihrer fragmentarischen Gestalt geeignet, die außerdem überlieferten Notizen von dem Umfang und der Tendenz der gothisch theologischen Literatur lebendig zu verdeutlichen. Sie zeigt, wie weit es der Sprache gelungen war, der Behandlung wissenschaftlicher Aufgaben abstractester Art zu genügen, wozu in der Uebersetzung der Bibel höchstens die paulinischen Briefe eine annähernd günstige Gelegenheit boten. Dem Alter nach möchte dies Denkmal wohl später als

Ulfila zu stellen, keinesfalls ihm selbst zuzuschreiben sein. Wahrscheinlich liegt auch hier ein fremdes, vermuthlich griechisches Original zu Grunde.

Sind die gothischen Sprachreste in ihrer uns bis jetzt zugänglichen handschriftlichen Aufzeichnung kaum früher als in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts zu setzen, so ist doch die ursprüngliche Form der Abfassung und damit das Bild des gothischen Sprachstandes im vierten Jahrhundert fast überall auch in der späteren Hülle noch deutlich genug zu erkennen, um sie als Zeugnisse für jene so viel ältere Periode der Sprache unbedenklich verwerthen zu dürfen.

Die uns allein erhaltenen größeren Ueberreste der gothischen Literatur, die Bibel und die Skeireins, sind die erste mit Sicherheit, die zweite mit großer Wahrscheinlichkeit südlich von der unteren Donau in Mösien, dem heutigen Serbien und Bulgarien, entstanden; die uns bloß aus Citaten der Bibel oder aus dürftigen lateinischen Auszügen bekannte spätere gothische Literatur gehört dagegen nach Italien. Ulfila selbst und der Verfasser der Skeireins sind Westgothen, die Gothen in Italien heißen Ostgothen. Doch ist auf diese ethnographische Bezeichnung sprachgeschichtlich nichts zu bauen. Weiß man ja, wie gründlich die einstmals vorhandenen Stammesunterschiede und die unzweifelhaft davon bedingten mundartlichen Individualitäten der Gesammt-Gothen seit ihrem Uebergange über die Donau im Jahre 376 durcheinander gerüttelt wurden, und die ostgothische Herkunft Theodorichs des Großen hat nicht größere Gewähr für sich, wie die westgothische Alarichs. Ebendeshalb darf auch auf den unter anderen Verhältnissen allerdings wichtigen Umstand nicht so viel gegeben werden, daß die größere Zahl der erhaltenen handschriftlichen Fragmente unserer gothischen Literatur, vielleicht alle, nicht bloß bedeutend jünger

als ihre Verfasser, sondern auch auf dem Boden und in der Mitte eines anderen Stammes, in dem Italien der Ostgothen geschrieben worden sind. Bestand im sechsten Jahrhundert überhaupt eine tiefergehende sprachliche Verschiedenheit zwischen den verschiedenen damaligen Haupttheilen des gothischen Volkes, so war sie doch ganz gewiß nicht durch jene alte Gliederung in Ost- und Westgothen veranlaßt.

Der Untergang des ostgothischen Reiches nach der Mitte des sechsten Jahrhunderts bedeutet zugleich den Untergang der gothischen Literatur. Zwar gab es im äußersten Osten und Westen von Europa zahlreiche Angehörige des gothischen Volkes, die wahrscheinlich damals alle noch ihrer Muttersprache treu geblieben waren. Aber weder hier bei den Gothen oder, wie sie im Gegensatz zu ihren italienischen Stammverwandten gewöhnlich bezeichnet werden, den Westgothen in Spanien und im südlichen Frankreich, noch dort bei den sog. Gothi minores, den Geringeren, d. h. unter die Herrschaft des oströmischen Kaisers gehörigen Gothen in Mösien, den Nachkommen der Gothen des Ulfila, noch bei den Tetraxitischen Gothen in der heutigen Krim und am Asow'schen Meere läßt sich irgend eine Spur des Fortlebens literarischer Thätigkeit wahrnehmen. Ebenso wenig anderswo auf dem einst noch über die Grenzen von Europa ausgedehnten Gebiete der deutschen Stämme, welche man wegen ihrer innigsten Verwandtschaft mit den eigentlichen Gothen häufig auch als gothische Völker im weiteren Sinne bezeichnet, der Gepiden, Rugier, Sueven, Herulen, Vandalen und wahrscheinlich noch mancher anderen. Sie alle hatten den neuen christlichen Glauben durch gothische Missionare erhalten und damit auch die gothische populär religiöse Literatur, ob aber auch alles Andere, was sich schon in Mösien, und dann in Italien daran ansetzte, läßt sich nicht entscheiden. Jeden

falls haben sie nur empfangen und nichts selbst dazu gethan, auch die Vandalen nicht, deren Geistesanlage und Bildungsstandpunkt nach allen geschichtlichen Zeugnissen selbst noch bei ihrer Ansiedelung in Afrika in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts unbestreitbar sie dazu befähigt hätte, auch literarisch mindestens ebensoviel zu leisten wie die Ostgothen Theodorichs.

Sprachlich und literarisch ist somit dieser große Ast des deutschen Stammes sehr bald und völlig verdorrt. Was durch die Vermittelung der Westgothen in Spanien und Frankreich in die dort emporwachsende romanische Volkssprache hinübergeleitet wurde, gehört nicht in die Entwickelungsgeschichte der unsrigen. Die Vandalen scheinen nicht einmal solche dürftige Wahrzeichen ihres ehemaligen Daseins hinterlassen zu haben. Die anderen gothischen Völker aber sind durch die unaufhörlichen ethnographischen Revolutionen des sechsten und siebenten Jahrhunderts so vollständig verschüttet oder zerrieben und in alle Winde zerstreut worden, daß es unmöglich ist, irgendwo greifbare Ueberreste von ihnen aus späterer Zeit zu erfassen.

Allerdings hat ein überseeischer Zweig dieses Stammes, der sich jedenfalls schon vor dem Beginn der christlichen Aera von der Südküste der Ostsee aus über die heutigen dänischen Inseln, vielleicht auch über einen Theil der jütischen Halbinsel, und dann weiter über die Südhälfte des von germanischer Bevölkerung besetzten schwedischen Landes verbreitete, auch später noch und in schwachen Spuren bis heute seine besondere ethnographische und linguistische Eigenart gegenüber den scandinavischen Germanen dänischen und schwedischen Stammes bewahrt. Im Mittelalter entstand sogar eine nicht unbeträchtliche scandinavisch-gothische Literatur, deren Sprache etwas stärker von dem isländisch-norwegischen Typus, den man ge-

wöhnlich „Altnordisch“ an sich nennt, etwas weniger von dem Altdänischen und Altschwedischen abweicht. Doch ist dieses nordische Gothen Volk und seine Sprache schon in den ältesten erreichbaren Denkmälern ihres Daseins, wenn man nicht einige sprachlich und sachlich höchst zweifelhafte Runenschriften für noch älter gelten lassen will, in allen wesentlichen Stücken so bestimmt scandinavisch gefärbt, daß sich das Fortleben jener besonderen Züge, durch die sich das eigentliche Gothische charakterisirt, das uns als eine deutsche Sprache gilt, darin nicht mehr als im Nordischen überhaupt erkennen läßt. Die Sprache der schwedischen Ost und Westgothen, denn auch hier im Norden hat jene geographische Gliederung des Hauptvolks schon im sechsten Jahrhundert ihr Abbild gefunden, gehört, so weit wir sie übersehen, zu dem scandinavischen Aste des Germanischen, wenn sie auch ein selbstständiger Zweig davon neben dem Dänisch Schwedischen und dem Isländisch Norwegischen ist.

So muß die gothische Sprache und Literatur gerade so wie die Altgriechische und Lateinische eine todte heißen, ja sie ist es in noch prägnanterem Sinne. Griechisch und Lateinisch haben, wenn auch nicht allein aus sich, sondern unter dem Einfluß und durch die Heranziehung verschiedener fremdartiger Elemente, neue Sprachgestaltungen erzeugt, die man als ihre Tochtersprachen bezeichnen darf. Von dem Gothischen gilt dies nicht: es ist bis auf seine handschriftlichen Ueberbleibsel wirklich von der Erde verschwunden, denn jene oben bedingt zugegebene Möglichkeit seines theilweisen Fortlebens, selbst wenn man ihre Grenze recht weit dehnen wollte, bedeutet doch für das große Ganze der Sprachentwickelung so viel wie nichts.

Indessen bleibt dem Gothischen doch seine ganz einzige Bedeutung für die allgemein deutsche oder germanische Sprach-

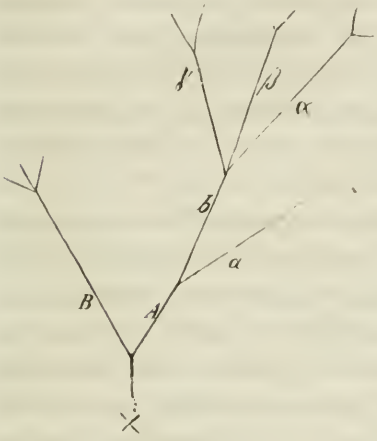
geschichte nicht bloß, sondern auch für die specielle des hochdeutschen Sprachstes, auf die unser Auge gerichtet ist. Das Gothische ist nicht nur die älteste urkundlich genügend bezeugte deutsche Sprachform, und giebt als solche in den meisten Fällen da, wo alle die späteren Gestaltungen der deutschen Einzelsprachen für die Wissenschaft nicht ausreichen, genügende Antwort auf deren Fragen, oder vermittelt, wenn es das nicht leisten kann, wenigstens den Zusammenhang mit einem noch ferneren Hintergrund der allgemein indogermanischen Sprachgeschichte. Es ist auch noch außerdem der selten versagende Schlüssel für die versteckten Besonderheiten der speciell hochdeutschen oder richtiger der deutschen Sprachgestaltung im engeren Wortsinn, und insofern der dazu gehörenden hochdeutschen. Freilich wenn eine neuerdings in der deutschen Sprachwissenschaft vielfach behauptete, nirgends aber, wie es doch geschehen sollte, im einzelnen und mit sorgfältigster Durchführung einer methodischen Discussion begründete Ansicht Recht hätte, so stünde das Gothische anders. Es wäre zwar auch dann immer noch, wie es schon nach der äußeren Geschichte der Haupttheile des gothischen Volksstammes nicht anders sein könnte, eine isolirte und abgestorbene Sprache, aber ihre nächste Verwandtschaft innerhalb des allgemein deutschen oder germanischen Bereiches dürfte man nicht mehr in dem Hoch und Nieder deutschen suchen, in der deutschen Sprache, wie wir diesen Begriff heute brauchen, sondern in dem Scandinavisch-Germanischen. Das Gesammt Germanische zerfiele sonach in eine nordöstliche und südwestliche Gruppe, jede wieder aus einer Anzahl sprachlicher Einzeltypen zusammengesetzt — so wie man das slavische Sprachgebiet mit Fug gliedern kann — und zu der nordöstlichen wäre die gothische Sprache als deren wie des Gesammtgermanischen älteste Repräsentantin zu stellen, in nächster

Berührung, allerdings nicht in dem Verhältniß einer Mutter zur Tochter, zu den scandinavisch germanischen Sprachen. Von unserm Deutschen, von dem Hoch- und Niederdeutschen ebenso wie von den andern hierher gehörigen Gebilden, dem „Angelsächsischen, dem Altfriesischen und wenn man ihm eine besondere linguistische Stellung einräumen will, dem Altfränkischen, wäre es durch eine fast ebenso breite Kluft geschieden, wie sie seit vorgeschichtlicher Zeit zwischen dem Scandinavisch-Germanischen und dem übrigen Deutschen nach der allgemeinen wissenschaftlichen Ueberzeugung vorhanden gewesen sein muß.

Bis der nach unserer unbefangenen Meinung noch ausstehende Beweis für diese neue Hypothese geführt sein wird, und zwar systematisch, aus einem unanfechtbaren wissenschaftlichen Princip heraus und mit vollständiger Berücksichtigung des ganzen so unendlich verwickelten und schwierigen Details, nicht bloß mit Bezugnahme auf diese und jene unläugbare Congruenz, welcher ebensoviel Differenzen entgegengestellt werden könnten, ohne daß dabei etwas Anderes herauskäme als eine Verdunkelung der leitenden und entscheidenden Gesichtspunkte, wird man berechtigt sein der älteren Ansicht treu zu bleiben, wie sie oben vorgetragen wurde. Daß sich auch Jacob Grimm zu ihr bekannte, wird ihr nicht bloß in unsern Augen zu ihrer dauernden Empfehlung gereichen, denn kein anderer darf sich mit ihm in dem, was man sprachliche Intuition heißt, in der genialen Erfassung des Lebenspunktes deutscher Spracherscheinungen, nur entfernt vergleichen, auch wenn er und doch zuletzt nur von dem Altmeister selbst gelernt haben sollte, ihn in dieser oder jener Einzelnheit zu corrigiren.

Demnach würde sich das Bild eines Stammbaums der deutschen oder germanischen Sprachen einstweilen — und wahrscheinlich für immer — so gestalten, wie es, auf J. Grimm

gestützt, ein anderer gleichfalls scharfsinniger Sprachkenner und Forscher, August Schleicher, in seinem bekannten Buche „Die deutsche Sprache“ (2. Aufl. 1869, 3. Aufl. 1873 p. 94) allgemein faßlich entworfen hat, wonach es hier mit einigen nicht unwesentlichen Verbesserungen wiederholt werden mag.



Aus dem Stamm × der „Deutschen Grundsprache“, die einstweilen freilich nur eine Forderung der Wissenschaft, aber keine urkundlich bewiesene oder beweisbare Thatsache ist, entwickeln sich die beiden Hauptäste A und B; A der continentale Ast, B der peninsulare oder scandinavische, dessen weitere Verzweigungen hier nicht verfolgt werden sollen. A spaltet sich wieder in a den gothischen Zweig und b den deutschen im engeren Sinne, der sich dann von neuem theilt, α in den Oberdeutschen oder Hochdeutschen im engeren Sinne, β den Fränkischen, γ den Niederdeutschen. Alle weiteren Verzweigungen lassen wir hier noch bei Seite, weil es zunächst darum zu thun ist, die Stellung des Gothischen im ganzen deutschen Sprachorganismus sowohl, wie zu dem Deutschen im engeren Sinne anschaulich zu vergegenwärtigen.

Zweites Capitel.

Das deutsche Schriftwesen vor dem achten Jahrhundert.

Reichlich drei Jahrhunderte liegen zwischen den gothischen Sprachdenkmälern und der Aufzeichnung derjenigen deutschen, die ihnen äußerlich, was die Sprachformen und was den Inhalt angeht, am nächsten verwandt sind. Im Anschluß an die seit J. Grimm herkömmliche Terminologie bezeichnen wir sie als Althochdeutsche, einstweilen noch ohne erklärende Auseinandersetzung mit diesem Ausdrucke.

Keines der uns erhaltenen althochdeutschen Sprachdenkmäler ist vor dem achten Jahrhundert niedergeschrieben oder weist in seiner Niederschrift auf eine frühere Abfassungszeit zurück. Aber selbst der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts dürfte nur sehr Weniges davon zugehören: erst nach seiner Mitte und gegen sein Ende hat man das Recht von den Anfängen einer wirklichen Literatur in althochdeutscher Sprache zu reden. Sonach würde sich die obige Rechnung etwas anders stellen, wenn man die Entstehungszeit der gothischen Literatur allein berücksichtigen wollte, hält man sich aber an ihre muthmaßliche schriftliche Aufzeichnung, so gilt die genannte Zahl.

Die Zwischenzeit ist nun wohl nicht ganz von allen geschriebenen Zeugnissen für das Fortleben der deutschen Sprache entblößt, aber es ist kein einziges darunter, das auf das Vorhandensein einer Literatur in ihr hinwiese. Die Zeugnisse bestehen mit verschwindenden Ausnahmen in vereinzelten Notizen durchweg in oder an Texte in lateinischer Sprache gefügt, entweder nur losgerissene deutsche Wörter oder auch einmal eine zusammengehörende deutsche Phrase, die ersten

gewöhnlich mit einer aus dem lateinischen entnommenen Flexionsendung oder einem Ableitungselement oder beiden zusammen versehen und dadurch dem lateinischen Sprachgut zugeeignet. Selbst das umfangreichste von allen, die sog. Malbergische Glosse zu den lateinisch geschriebenen Rechtsaufzeichnungen der salischen Franken, der Lex Salica aus der Zeit Chlodwigs, vielleicht schon seines Vaters Childerich, und dann schon aus dem letzten Drittel des fünften Jahrhunderts, also bedeutend älter als die meisten uns erhaltenen gothischen Handschriften und nur um etwa hundert Jahre jünger als die gothische Bibelübersetzung des Ulfila, gehört in dieser Hinsicht ganz in die Kategorie aller übrigen. Gerade an ihr läßt sich die Absicht der meisten und die Art aller am deutlichsten erkennen. Ein bloß praktischer Zweck veranlaßte die Schreiber oder die Besitzer von handschriftlichen Exemplaren eines solchen lateinischen Textes, der nach seinem Gegenstand eigentlich deutsch war, die Muttersprache zu seiner Erklärung, Ergänzung und Verdeutlichung in allen den Fällen heranzuziehen, wo es je nach dem Bedürfniß der betreffenden Personen nöthig schien, was wir Späteren niemals genau zu beurtheilen, selten mit annähernder Wahrscheinlichkeit zu errathen im Stande sind. Wer aber eine solche Glosse niederschrieb oder abschrieb, brauchte deshalb nicht einmal eine ausreichende Kenntniß des Deutschen zu besitzen und selbst wenn er sie besaß, war er bei der Wiedergabe der deutschen Laute immer auf sein augenblickliches Gutdünken, auf seine aus einer größeren oder geringern Uebung im Lateinschreiben gebildeten Schreibgewohnheiten verwiesen, in keinem Falle auf eine für das Deutsche selbst schon angewandte Praxis. Daraus erklären sich die grenzenlosen Verstümmelungen, die sich das Deutsche unter solchen Händen gefallen lassen mußte. Meist ist wohl die Möglichkeit

gegeben sie als solche zu erkennen, selten aber wird es gelingen sie auf zuverlässige Weise zu berichtigen. Die Sprachgeschichte kann nur insoweit aus solchem Material sich bereichern, als es ihr gelingt diese verrenkten Glieder in irgend eine leibliche Verbindung mit den verhältnißmäßig organischeren Sprachgestaltungen vorher oder nachher zu setzen.

Aber selbst wenn sie mit besserem Verständniß abgefaßt und reinlicher überliefert wären, würden sie doch immer nur einen dürftigen Einblick in das deutsche Sprachleben ihrer Zeit gewähren. Ihrer Bestimmung nach umfassen sie einen beschränkten Theil des cursirenden Wortvorrathes, ihrer Form nach geben sie höchst selten das ungefälschte deutsche Gepräge des Wortes oder der Wörter. Was die gothischen Sprachreste für die deutsche Sprachkunde leisten, die doch, wenn man ihre einzelnen Buchstaben zusammenzählen wollte, wahrscheinlich nicht viel umfangreicher sind als diese über alle alten deutschen Volksrechte, Hunderte von öffentlichen und Privat Urkunden und Formulare für Rechtsgeschäfte und Actenstücke aller Art zerstreuten Trümmer, das können sie nicht einmal annähernd thun. Mit solchen Sprachtrümmern würde es also auch nicht gelingen, die Lücke zwischen der gothischen und althochdeutschen Sprach und Literaturperiode auszufüllen, selbst wenn das Gothische die unmittelbar leibliche Voraussetzung des Althoch deutschen wäre, was es nicht ist, wie sich gezeigt hat.

In doppeltem Sinne beginnt demnach die Geschichte unserer eigenen deutschen oder hochdeutschen Sprache erst mit dem achten Jahrhundert. Erst von da an kann sie sich, wie das Gothische in seinem Kreis, auf eine hinreichend feste und breite urkundliche Grundlage stützen, die von da an wohl hie und da einmal eines Füllsteines entbehrt, den man ungern vermißt, im Ganzen und Großen aber mit jedem Menschenalter immer

fester und breiter wird. Was vor dem achten Jahrhundert liegt, wird man in die Ur- oder Vorgeschichte verweisen müssen, worin es, wie in jeder andern Vorgeschichte, zwar an einzelnen Lichtblicken nicht fehlt. Doch daraus setzt sich noch keine greifbare Gestalt zusammen und Conjecturen und Hypothesen vermögen nimmermehr den vorgeschichtlichen Nebel in Geschichte zu verwandeln.

Nur gewisse allgemeine Ergebnisse bleiben mit Sicherheit bestehen. Einmal das schon erwähnte Verwandtschaftsverhältniß des Gothischen zu dem Deutschen im engeren Sinne, wie es der oben gegebene Stammbaum darstellt. Dann, daß Gothisch und Urdeutsch oder, wie man es auch nennen könnte Altdeutsch — wobei man nur den noch immer üblichen vagen Gebrauch dieses Ausdrucks wenigstens aus wissenschaftlichen Büchern ausmerzen müßte — jedenfalls schon vor dem Beginn der christlichen Aera sich soweit selbständig neben einander entwickelt haben, daß man sie nicht mehr bloß als Mundarten innerhalb eines und desselben volksthümlichen Sprachgebietes bezeichnen darf, so lange man den allerdings mehrdeutigen Begriff Mundart in dem heute gewöhnlich damit verbundenen Sinn verwendet. Wenigstens als Ansätze zu selbständigen Schwestersprachen, wie es heute z. B. das Niederländische neben dem Hochdeutschen, das Dänische neben dem Schwedischen ist, wird man sie schon damals und wahrscheinlich schon mehrere Jahrhunderte früher gelten lassen müssen. Ferner: das Ur- oder Altdeutsche selbst darf man sich in seinem Gegensatz zum Gothischen als einheitliche Sprachgruppe denken, aber doch als eine Gruppe, worin die Charakterzüge verschiedener Individualitäten schon sehr frühe, trotz des gemeinsamen Familientypus sich bemerklich machten. Keine chronologische Bestimmung über dieses Wann als eine sehr allgemeine und

im Wesentlichen nur negative ist jedoch möglich. Ungefähr gleichzeitig mit der Entstehung der gothischen Literatur lassen sich schon einige Züge dieser Individualitäten erkennen. Der Mangel an genügendem Material verhindert, sie zu einer, auch nur einigermaßen ausreichenden Charakteristik derselben zu verwenden und man muß sich mit der bloßen Andeutung oder Hinweisung auf ein Bild, dem erst eine viel spätere Zeit seine Rundung gegeben hat, begnügen. Mit Heranziehung dieses späteren Erwerbes wird man annehmen dürfen, daß schon in der eben bezeichneten Periode, also im vierten Jahrhundert, die Ansätze oder Keime der nachher so kräftig entwickelten Dreigliedrigkeit des Deutschen bis zu einer gewissen Deutlichkeit hervorgewachsen sein werden. Die Bezeichnung selbständiger Mundarten würde aber für sie mit der oben gegebenen Reserve damals immer noch statthaft sein, während sie einige Jahrhunderte später, da, wo die althochdeutsche Literatur beginnt, nicht mehr recht paßt, ebensowenig wie Gothisch und Deutsch bloße Mundarten derselben Sprache heißen dürfen. Eine oberdeutsche, eine fränkische Sprachindividualität läßt sich schon damals an der Form der Eigennamen herausfühlen, und nicht viel später tritt auch das Niederdeutsche oder, wenn man es nach seinem ethnographischen Kerne bezeichnen will, das Sächsische als solche heraus, dazu noch in weicheren Umrissen als die anderen, das Mitteldeutsche oder Thüringische. Sobald die Quellen reichlicher fließen, ziehen sich jene schwankenden Linien etwas fester. Niemals wird es gelingen, aus ihnen eine Grammatik des Oberdeutschen, des Mitteldeutschen, des Fränkischen, des Niederdeutschen im fünften, sechsten oder siebenten Jahrhundert zu construiren, aber daß die genannten Zweige des deutschen Sprachstammes damals schon selbständig nebeneinander in ihrem Wachsthum fortschritten, und woran

sich wenigstens einige Hauptcharakterzüge ihrer Besonderheit erkennen lassen, das vermag sich doch dem Blicke der Forschung zu erschließen. Von einer ungegliederten Einförmigkeit der deutschen Sprachgestaltung kann auf deutschem Sprachboden auch damals keine Rede sein. Die innerste Neigung des deutschen Geistes zu individualisiren mußte sich gerade in der Sprache sehr entschieden durchsetzen.

Wäre es ein unglücklicher Zufall, der einstmals vorhandene ausreichendere Denkmäler unserer ältesten Sprache entweder vernichtet hat oder einstweilen vorenthält, so würde noch immer der Möglichkeit Raum bleiben, daß ein anderer glücklicher Zufall einiges davon wieder zu Tage förderte, obwohl heute, wo alle Schlupfwinkel und Verstecke der Vergangenheit aufgespürt und durchspäht sind, auf keine bedeutenden Entdeckungen solcher Art mehr gerechnet werden dürfte. Aber der Zufall hat hier überhaupt nichts zu thun, denn bis zum achten Jahrhundert, wo die noch vorhandenen schriftlichen Denkmäler des Althochdeutschen beginnen, gab es keine deutsche Literatur, weder in dem Umfang und in der Art der Gothischen, noch in irgend einem Sinn, in welchem man das Wort Literatur gebraucht.

Im Wesen der deutschen Sprache dieser Zeit lag nichts, was ihre literarische Verwerthung oder die Gründung einer deutschen Literatur verhindert hätte. Sie war ebenso befähigt wie das Gothische eine Literatursprache zu sein. Denn mag man auch dem Gothischen vom linguistischen Standpunkt aus eine gewisse Ueberlegenheit zuerkennen, so bezieht sich dieselbe doch nur auf eine größere Durchsichtigkeit seiner Bildungselemente, auf ein feineres Gefühl für die Sprachformen im allgemeinen, auf eine freiere Beweglichkeit im Gebrauch seiner Hilfsmittel. Der Unterschied ist nur ein relativer und würde

unzweifelhaft sich noch enger begrenzen, wenn uns das Altdeutsche vor der althochdeutschen Literatur etwa gleichzeitig mit dem Gothischen etwas genauer bekannt wäre. Es würde die meisten der Vorzüge, die wir dem Gothischen zugestehen, damals wohl auch noch besessen haben, denn, wie sich noch später ergeben wird, dürfte es gerade die Periode vom fünften bis zum achten Jahrhundert gewesen sein, welche unserer Sprache die größten Erschütterungen und, wenn man es so nennen will, Verluste gebracht hat.

Die Gründung einer gothischen Literatur mag man von diesem Standpunkt der Betrachtung immerhin einen Zufall heißen, obgleich es nicht schwer ist, diesen Zufall durch die Aufzeigung der Fäden, die ihn geschichtlich vermittelt haben, in ein verständliches Gewebe von Ursache und Wirkung zu verwandeln. Zufall darf man es aber insofern nennen, als es nicht sowohl von inneren im Wesen der Sprache selbst liegenden Veranlassungen abhing, daß eine gothische Literatur entstand, als von dem freien Entschluß und der genialen Thatkraft eines einzigen Mannes. Ohne einen Ulfila würde es auch keine gothische Literatur gegeben haben. Die absolut unbestreitbare That, daß er die Laute seiner Sprache in ein von ihm erfundenes Alphabet gebracht hat und daß fortan alles, was in dieser Sprache zu dauerndem Leben gestaltet wurde, mittelst dieses Alphabets auf die Nachwelt überliefert worden ist, entschied darüber, ob das Gothische eine Literarsprache werden sollte. Für die Sprachgeschichte ist das aber ein reiner Zufall, der sich ebenso gut auch nicht hätte ereignen können.

Wenn es sich irgendwo mit vollkommener Gewißheit darthun läßt, daß das bloße Schreiben einer Sprache, die Möglichkeit ihre Laute durch dem Auge wahrnehmbare Zeichen für den innern Sinn lebendig wieder erstehen zu lassen, etwas

ganz Anderes bedeutet, als die literarische Verwendung einer Sprache, so ist es auf dem Boden des Altdeutschen. Man weiß, daß schon unserer ältesten Vorzeit, Jahrhunderte früher als ein Ulfila geboren wurde, der Gebrauch der Schrift bekannt war. Eine Buchstabenschrift, die sog. Runenschrift war das Eigenthum aller deutschen Völker schon als die Römer zuerst in Berührung mit ihnen traten. Diese deutsche Buchstabenschrift war, so viel man aus ihren späteren Niederschlägen sehen kann, ausgebildeter und zweckmäßiger als viele andere Alphabete höchst cultivirter Literatursprachen. Das ältere arabische Alphabet z. B., oder die verschiedenen indischen Alphabete, die vor der jetzt Sanskrit Alphabet genannten Dewanagari-Schrift gebraucht wurden, sind ohne Zweifel viel unbeholfener als unsere deutschen Runen. Von den ebenso complicirten wie verschwommenen Systemen der babylonischen, assyrischen und altpersischen Keilschrift darf man vollends absehen. Und doch stehen hinter allen diesen unzureichenden Alphabeten Sprachen, die nicht bloß als linguistische Gebilde unsere eigene selbst in einem gemuthmaßten Zustand ursprünglicherer Vollkommenheit weit hinter sich lassen, sondern die auch eine wirkliche Literatur zu vertreten hatten und vertreten mußten, weil und solange man noch kein gefügigeres und besseres Werkzeug dafür besaß.

Unser ältestes deutsches Alphabet ist in keiner Weise unpraktischer oder roher, wie etwa das Altgriechische bis zum fünften Jahrhundert vor Chr. oder das Altlateinische bis zu Cäsars Zeit. Es verläugnet auch darin nicht seinen Ursprung aus derselben Quelle. Denn unzweifelhaft ist es, obgleich es später mit einem einheimischen Namen, dem der Runen benannt wird, doch fremden Ursprungs und zwar mit jenen erwähnten anderen, ja wahrscheinlich mit allen zusammen, die Laut für

Laut — ursprünglich freilich nur jene festeren Laute, die wir Consonanten heißen — mit gesonderten Zeichen und nicht ganze Lautgruppen, Silben oder Worte mit einem Zeichen darstellten, eine Erfindung der Phönicier, wenn sie vielleicht auch hier nur wie in anderen Fällen eine fremde in Aegypten geborene Idee, die dort unfruchtbar für die Menschheit hätte erstarren müssen, aufgegriffen und zu weltgeschichtlichem Leben erweckt und erweitert haben. „Jede bisher vorgebrachte Vermuthung, denn auf eine solche läuft es doch immer nur hinaus, auf welchen Wegen, zu welcher Zeit und durch welche Veranlassungen dieses phönicische Buchstabenalphabet unseren Vorfahren zugekommen und von ihnen zu ihren Runen umgebildet worden ist, streift zu sehr an willkürliche Einfälle oder lustige Träumereien, als daß die ernste Wissenschaft darauf eingehen könnte. Nur so viel darf mit einiger Sicherheit angenommen werden, daß dieses phönicische Alphabet schon ehe es unter deutschen Händen zum Runenalphabete wurde, jene tief einschneidende Umbildung erfahren haben muß, wodurch es, dem Geiste des Deutschen, wie dem des Griechischen und Lateinischen, überhaupt aller nicht semitischen Sprachen gemäß, auch die Vocale als gleichwerthige Lautbestandtheile des Wortes und nicht mehr die Consonanten allein durch besondere Zeichen ausdrückte. Aber es wäre gänzlich ungerechtfertigt, darin einen Fingerzeig zu sehen, der auf eine sonst nicht weiter zu begründende oder auch nur wahrscheinlich zu machende Abhängigkeit der deutschen Runen von dem griechischen oder lateinischen Schreibsystem deutete. Vielmehr darf als zweiter, freilich mehr negativer als positiver Anhaltspunkt bezeichnet werden, daß die Uebermittelung der Buchstabenschrift an die Deutschen nicht vom Westen oder Südwesten, sondern vom Osten oder Südosten erfolgt ist, nicht von Europa, sondern

von Asien her; ob aber schon in Asien, d. h. wenn wir mit Recht an einer älteren asiatischen Heimath unseres Volkes festhalten, ist fraglich.

So viel man weiß, hat man die Runen, so lange sie in unserer Vorzeit im lebendigen Gebrauch und nicht zu einer Spielerei oder Curiosität gelehrter Mönche des neunten und zehnten Jahrhunderts herabgesunken waren, gewöhnlich nur auf oder in ein festes Material eingeschnitten oder eingeritzt, wie denn auch der älteste technische Ausdruck für ein solches Verfahren buchstäblich mit unserem jetzigen Worte „Reißen" stimmt, was von dem conservativen Geiste der englischen Sprache in ihrem „to write" für jede Art von Schreiben noch erhalten worden ist. An und für sich würde selbst die Beschränkung auf ein uns und den meisten anderen literarischen Völkern weniger handliches Material, Stein, Metall, Holz, allenfalls auch Gewebe, in die man freilich weder einschnitt noch einritzte, sondern mit der Nadel einstach oder stickte, eine wirklich literarische Verwendung nicht ausgeschlossen haben. Ninive und Babylon zeigen, daß auch gebrannte Ziegel ungefähr denselben Dienst leisten können, wie die Papyrusrollen der Aegypter oder das Pergament der römischen Zeit oder die Palmblätter Indiens. Auch liegt nichts in der Form der Runenbuchstaben, was sie zu einer Verwendung auf anderem Material und mit anderen Werkzeugen, Pinsel oder Feder an Stelle des Meißels, des Messers oder der Nadel weniger befähigt hätte, als irgend ein anderes Alphabet. Selbstverständlich hätten sie sich etwas anders stylisiren lassen müssen und insofern ist die freilich aus anderen Gründen unhaltbare Vermuthung, Ulfila habe sein gothisches Alphabet wesentlich nur aus dem deutschen Runenalphabete oder der gothischen Spielart desselben zum Gebrauch für das eigentliche Schreiben, richtiger Malen auf

Pergament oder Papyrus umgeformt, doch nicht so uneben, wie sie auf den ersten Blick aussieht.

Aber es gab ein anderes Hinderniß, viel stärker als diese bloß technische Schwierigkeit, was einen solchen Versuch unmöglich oder undenkbar machte, und dieses war es, wodurch Ulfila getrieben wurde, sich auf eigene Hand ein Alphabet zu schaffen, wenn auch sicher mit Benutzung fremder Alphabete, des griechischen und des lateinischen, vielleicht auch mit vorsichtiger Heranziehung einiger Runenzeichen. Dasselbe Hinderniß war es auch, was bis zum achten Jahrhundert das eigentliche Schreiben in deutscher Sprache hinausschob, obgleich man sich im Besitze einer vollkommen ausgebildeten Schrift wußte.

Man behauptet, daß Ulfila deshalb von den Runen abgesehen und ein neues gothisches Alphabet geschaffen habe, weil er als ein frommer Christ und menschenkundiger Mann gegen diese aus dem Heidenthum stammenden und mit vielem heidnischen Aberglauben verflochtenen Zeichen gerechte Bedenken hegen mußte. Aber damit ist doch nicht der eigentliche Kern des Sachverhältnisses getroffen. Nicht bloß heidnische Reminiscenzen konnten die Runen erwecken oder erhalten, nicht bloß war mit ihnen, wenn sie aus dem Gebrauche verdrängt wurden, ein gutes Stück Heidenthum verdrängt, sondern weder er selbst noch irgend ein anderer seiner Landsleute hätte als Schreiber oder Leser einer Runenschrift oder eines Buches in Runen darin den wirklichen Inhalt des Geschriebenen und nichts weiter empfinden können. Es ist schwer für uns moderne Menschen sich in die Stimmung der Menschen von damals in diesem Falle hinein zu versetzen. Wenn wir nicht paläographische Studien machen, gilt uns der Buchstabe nur als das zufällige oder conventionelle Zeichen für den da

hinter verſteckten Laut. Wir könnten, ohne daß der Inhalt damit irgend verändert würde oder ohne daß ſich irgend eine andere Gedankenreihe daran anſpänne, ebenſo gut b für a, f für e u. ſ. w. ſetzen, wenn irgend ein praktiſcher Grund dazu vorläge und die nothwendige Verſtändigung mit Anderen darüber erfolgt wäre. Unſere verſchiedenen Syſteme der Chiffre-Schrift beruhen auf dieſem Princip der völligen Trennung des Buchſtabens oder des Zeichens von ſeinem Inhalt. Bei den Runen war es umgekehrt. Jedes Zeichen für ſich hatte eine mit dem Lautwerth unauflöslich verbundene Bedeutung, die ihm, auch wo es ganz allein ſtand, den Werth nicht eines Wortes, ſondern, wenn man es in Worte zuſammenfaſſen wollte, eines Complexes von Worten gab. Es war eine ganze Sphäre religiöſer, naturphiloſophiſcher, ethiſcher, äſthetiſcher Gedankenkeime, die auf dem Boden jedes ſolchen Zeichens wurzelten und in der Phantaſie, dem Verſtande und dem Gemüthe jedes Runenkundigen aufſproßten, ſobald er eine Rune ſah oder ſelbſt ſchnitt. Das was wir als die einzige Aufgabe unſerer Feder anſehen, dem Andern durch die buchſtabenweis vollbrachte Zuſammenfügung von Wortgebilden, unſere Gedanken vermittelſt der in der gewöhnlichen Sprache üblichen Bedeutung dieſer einzelnen Wörter mitzutheilen, konnte zwar auch vermittelſt zuſammengeſtellter Runen bewerkſtelligt werden und wir leſen und verſtehen die wenigen Reſte altdeutſcher Runenſchriften nur in dieſer Weiſe. Aber doch war dies für die Zeitgenoſſen nur die Nebenſache, oder vielmehr unendlich inhaltreicher, als was der bloße Wortlaut beſagte, wirkte auf ſie was jeder einzelne Buchſtabe an ſich und in dem nur für uns, aber für ſie nicht zufälligen Gefüge mit den andern beſagte. Dieſe ganze Welt von Anſchauungen iſt uns bis auf einige dürftige Ahnungen völlig unzugänglich,

aber es gehört ein starkes Maß von Gedankenlosigkeit dazu, sie deshalb zu läugnen.

Natürlich konnte man solche Zeichen, so lange sie im Bewußtsein der sie Gebrauchenden ihre Eigenart bewahrten — und um diese abzustreifen, hätte es, wie man im Scandinavischen Norden sieht, der Einführung eines auf ganz anderem, auf unserm gewöhnlichen Princip gegründeten Alphabets bedurft — nur da verwenden, wo es galt nicht Worte mitzutheilen, sondern die Worte, mit denen sich der ganze Complex von Vorstellungen verband, die in irgend einem gegebenen, von der Tradition genau bestimmten Falle in der Seele des innerhalb des herkömmlichen Glaubens, und nicht etwa bloß des Glaubens, der sich auf religiöse Motive bezieht, stehenden Menschen nothwendigerweise hervorgerufen werden sollten. Eben darum mußte auch die Aufgabe, für welche die Buchstabenschrift oder ihre Ersatzmittel uns recht eigentlich bestimmt scheinen, die dauernde Aufbewahrung der in mehr oder weniger durchgebildeter Form dargestellten Ergebnisse des Denkens und Wissens der Zeit, einem anderen Werkzeuge, dem Gedächtniß und der mündlichen Tradition anvertraut werden. Dem Gehalte und der Form nach hat schon unsere älteste geschichtliche Vorzeit eine Literatur gehabt, schon weil sie eine kunstmäßig gestaltete Poesie besaß, aber da ihr das äußere Medium fehlte, wovon der Name Literatur abgeleitet und mit dem ihr ganzes Wesen doch eine durchgreifende Umwandelung im Gegensatz zu der mündlichen Fortpflanzung von Erzeugnissen der redenden Künste erfährt, darf man ihn für sie nicht in Anwendung bringen.

So erhielten sich auf deutschem Boden noch immer jene ältesten Zustände, wie sie uns ein Tacitus kurz aber genügend zeichnet: es gab eine lebhaft geübte und wahrscheinlich fein

ausgebildete Poesie, vorwiegend epischen Gehaltes, daneben wohl auch eine gleichfalls an feste Normen gebundene Darstellungsweise in prosaischer Form, wie wir sie in den Saga's der scandinavischen Germanen finden, die zum Theil sicher lange Zeit von Mund zu Mund gingen, ehe sie niedergeschrieben wurden, aber es gab keine Literatur und keinen Gebrauch der Schrift, wie bei den Gothen seit und durch Ulfila.

Drittes Capitel.

Das Altdeutsche unter fränkischem Einfluß.

Auf deutschem Boden konnte kein Ulfila erstehen, so ähnlich auch gothisches und deutsches Wesen später noch und so lange das Gothische sich in seiner nationalen Eigenart behauptete, neben einander standen und gothische und deutsche Völkergeschichte einander berührten. Hat ja noch der große Ostgothenkönig Theodorich alle deutschen Völkerschaften von den Alpen bis an das Nordmeer, theils als ihr wirklicher Herr, theils als oberster Leiter, Berather und Beschützer ihrer fürstlichen Geschlechter zu einem, wenn auch noch so lockeren staatlichen oder politisch nationalen Gefüge zu vereinigen und während er lebte durch jederzeit richtig gewählte Mittel ebenso in ihrer Unabhängigkeit nach außen und innen, wie in ihrer geneigten Dienstwilligkeit für seine Politik zu erhalten gewußt. Mit seinem Tode wurde es sehr schnell anders: sein künstliches politisches Gebäude, das bloß auf seiner genialen Persönlichkeit ruhte, brach zusammen, aber die inneren Fäden der Sympathie und des Zusammenhangs zwischen seinem Volke

und den anderen nicht gothischen Deutschen wären durch die gleichzeitig geschehene Ausbreitung der fränkischen Herrschaft über den größten Theil des Gebietes, das durch Theodorich wenigstens vor den Eroberungsgelüsten Chlodwigs geschützt gewesen war, nicht zerrissen worden, wenn nicht dem Verfall der ostgothischen Herrlichkeit nach dem Jahre 526, dem Todesjahre Theodorichs, schon vor dem Ablauf eines Menschenalters die völlige Zersprengung des Reiches und Volkes durch Justinianus, den glücklichen Wiederhersteller des römischen Reichs in seinem alten Umfange, gefolgt wäre.

Man darf wohl in dem wundersamen, einzigen Nachhall, den die Gestalt des ostgothischen Königs im deutschen Volksgemüth hinterlassen hat, in seinem verklärten Bilde unserer Sage und Dichtung des Mittelalters, eine Bestätigung der tief gewurzelten Zusammenhänge zwischen dem deutschen und gothischen Wesen dieser Zeit erkennen. Nur so erklärt es sich, warum dieser Eine nicht bloß alle früheren Helden verdunkelt oder in sich aufgesogen hat, sondern auch warum kein Späterer sich neben ihn oder gar über ihn zu stellen vermochte. Denn er ist nicht bloß heller und gemüthlicher von unserer Volksseele erfaßt als ein Sigfrid, der allein von den älteren Heroen mit ihm verglichen werden dürfte, sondern auch als ein Karl der Große, der allein von den späteren ihm den Rang streitig machen könnte, und hat alle zusammen in der naiven Tradition wenigstens der naivsten Schichten unseres Volkes, im Gedächtniß des gemeinen Mannes und der Bauernschaft, bis zum Ende des Mittelalters, ja darüber hinaus bis zum dreißigjährigen Kriege, der allen unsern Besitz zerstörte, zu überdauern vermocht, und zwar nicht bloß weil es gerade dieser Theodorich, sondern weil es Theodorich der Gothe war.

Will man einmal, anstatt der geschichtlichen Wirklichkeit,

der Möglichkeit nachgehn, wie sie sich aus den gegebenen Voraussetzungen jener hätte gestalten können, so scheint alles dafür angethan gewesen zu sein, daß sich auch auf deutschem Sprachboden unter dem Einfluß des Gothenthums ähnliche Zustände hätten bilden können, wie wir sie bei den übrigen östlich germanischen, den Gothen nächst verwandten, aber doch keineswegs mit ihnen identischen Völkern gefunden haben. Die einmal thatsächlich gewordene Schöpfung einer Schrift und Literatur würde auch die andern allmählich in ihren Kreis hereingezogen haben, gerade so wie die Vandalen und die Westgothen. Auch sind dahin weisende Spuren so zahlreich und so deutlich, daß es sich eigentlich weniger um eine Conjectur ihrer Möglichkeit, als vielmehr um den Nachweis handelt, warum sie sich später so ganz in die Wildniß verlieren. Jene Herulер und Rugier, jene Skiren und Turkilingen, die bald als Feinde, bald als Hilfsvölker der Gothen bis zu deren Ansiedlung in Italien am Schlusse des fünften Jahrhunderts, hin und herwogen und auch später, wo sie theilweise neben und mit den Gothen in Italien sich festgesetzt hatten, doch gewiß nicht ihre hundertjährige Heimath gänzlich aufgegeben haben werden, sind ja auch von dem gothischen Arianismus wenigstens berührt, wenn auch nicht so tief wie das eigentlich gothische Volk gefaßt worden. Mit dem neuen Glauben bekamen sie aber auch die Literatur, in welcher sich der gothische christliche Cultus der deutschen Sprache für seine Zwecke bediente. Sie hätten nie einen Ulfila hervorgebracht, aber weil er einmal da war, war er es auch für sie und auch sie in dem Bereich einer literarischen Sprache.

Die Missionare der Gothen sind, soviel man sehen kann, nirgends auf feindseligen Widerstand gestoßen, wie später die der gleichfalls deutschen Franken und Angelsachsen. Wahr-

scheinlich nicht deshalb, weil das deutsche Volksgemüth einen sympathischeren Zug nach dem Arianismus jener als nach dem Katholicismus dieser empfunden hätte, sondern weil die Gothen als solche auch ihren entfernteren Stammesgenossen sympathischer waren als die Angelsachsen und besonders die Franken, denn die Mission der Gothen bedeutete keine Unterdrückung der alten Volksfreiheit wie die der Franken. Aber bleibende Erfolge hat auch die gothische Mission nicht zu verzeichnen. Die Alemannen südlich vom Rhein und Schwarzwald standen funfzig Jahre unmittelbar unter dem Scepter des gut christlichen Theodorich und seiner Nachfolger. Funfzig, sechszig Jahre später, als Columban und Gallus hier wirkten, war Land und Volk ganz heidnisch, obwohl die fürstlichen Geschlechter wegen ihres Vasallenverhältnisses zu den Frankenkönigen einen gewissen christlichen Anstrich je nach Umständen zur Schau trugen. Ebenso fanden es St. Rupert und Emmeram in Baiern. Zur gothischen Zeit galten die deutschen Süddonaulandschaften für christlich: sollte die bairische Einwanderung erst nachher erfolgt sein, was sehr unwahrscheinlich ist, so müßte dies gothische Christenthum auch hier keine sehr tiefen Wurzeln geschlagen haben. Daß es gothisches Christenthum und nicht altrömisch christliche Tradition war, die hier einzeln wohl auch noch fortwirkte — der heilige Severin ist für das fünfte Jahrhundert ein sicheres Zeugniß davon — wird schon durch die in vieler Hinsicht so räthselhaften Fragmente aus der gothischen Bibel bewiesen, die eine Mönchshand des zehnten Jahrhunderts ohne sie zu verstehen in einem bairischen Kloster aus einer viel älteren Vorlage abschrieb. Sie zeigen, daß wohin das gothische Christenthum drang, es auch seine Literatur mit sich brachte, aber auch, daß davon noch keine deutsche Literatur ähnlicher Haltung erweckt werden konnte.

Wäre selbst die Möglichkeit dazu in der Anlage des deutschen Volksgeistes gegeben gewesen, so hätte sie doch durch das Vertrocknen der befruchtenden Quelle, durch den Untergang der Ostgothen, und durch die damit zusammenhängende Ausbreitung der Franken über den größten Theil von Deutschland vernichtet werden müssen. Denn wie von nun an alle Geschicke Deutschlands, seine politischen und socialen Zustände, die Verhältnisse der deutschen Völker unter sich und zu ihren fremden Nachbarn von den Franken aus bestimmt wurden, so ist auch die Entwickelung der deutschen Sprachgeschichte von nun an durch den Druck des fränkischen Wesens bedingt.

Dieses selbst aber darf damals noch für Deutsch in seiner Substanz gelten, aber nicht mehr für rein Deutsch in seiner Form. Denn Deutsche in noch engerem Sinne als die Gothen und ihre nächsten Verwandten sind die Soldaten Childerichs und Chlodwigs gewesen. Aber durch unvordenklichen Verkehr mit den Provinzialen in Gallien, durch eine unabsehbare Kette kriegerischer und geschäftlicher Berührung mit römischen Autoritäten des Heeres und des Staates, sind sie schon damals, als sie noch Heiden und augenblicklich wenigstens Feinde der letzten römischen Herren in Gallien heißen, gerade so gut auch für Römer ihrem äußeren Auftreten nach zu rechnen, wie die Mehrzahl der nicht deutschen Bewohner des Landes. Lateinische Sprache, selbstverständlich in der landschaftlichen Nuancirung, wie sie da oder dort galt, römische Sitte des täglichen Lebens hatten diese salischen Franken nicht tiefer aber auch nicht weniger tief auf sich wirken lassen als irgend ein anderes Volk oder richtiger ein anderer deutscher Kriegshaufe der Zeit mit altvolksthümlichem Namen, der sich in Mitte der Provinzialen da oder dort niederließ oder

auch noch zu keiner abschließenden Ordnung seiner Neuansiedlung gelangt war.

Ganz gewiß würden nur einige Menschenalter hingereicht haben, um diesen salischen Franken als Volk oder in ihrer ethnographisch nationalen Eigenart dasselbe Schicksal zu bereiten, dem so manche andere deutsche Völker dieses und vorher gegangener Jahrhunderte verfallen mußten, wenn sie den Versuch machten, nicht bloß mit augenblicklicher Gewaltthat durch die Wucht ihres Schwertes die Schätze und Herrlichkeiten des einzig begehrungswerthen Theiles der Welt, die sie kannten, an sich zu raffen und auf den Raub zu kosten, sondern wenn sie nach deutscher Art in behaglicher Gemüthlichkeit wirklich besitzen und genießen wollten. Mochten die salischen Franken des fünften und sechsten Jahrhunderts durch die Einflüsse eines Verkehrs, der nur dazu angethan war, aus gut angelegten Barbaren brutale Wilde zu machen, noch so viel von ihren angestammten deutschen Tugenden eingebüßt haben,—denn wie immer hielt deren naive Weltunerfahrenheit und gläubige Vertrauensseligkeit der Macht des bösen Beispiels und der systematischen Verführung nicht Stand, — etwas davon war selbst den entartetsten Sprößlingen der deutschen Erde geblieben, also auch den Unterthanen oder Genossen eines Chlodwig, die doch mit Recht den fremden Beurtheilern des gleichzeitigen deutschen Wesens als die treulosesten und härtesten von allen ihren Landsleuten galten, und insofern als diejenigen, mit denen es sich für Besiegte oder Unterworfene, wie die Provinzialen ihnen gegenüber standen, am schlimmsten leben ließ. Noch mehr als das Herz oder Gemüth that aber der Verstand, dessen Ausbildung die unendlich vielseitigen Eindrücke neuer Verhältnisse und Menschen und einer fremden Umgebung ganz anders förderten, als die einförmige Scenerie alther-

gebrachter Zustände in Mitten einer gleichartigen, gleiche Sprache sprechenden, von gleicher Sitte, gleichem Rechte und gleichen Bedürfnissen beherrschten Volksthümlichkeit.

Daher stellten sich denn auch diese salischen Franken so, wie es alle andern Deutschen in ähnlicher Situation gethan hatten, obgleich man nach dem nur zu wohlbegründeten Vorurtheil, das ihnen vorausging, ganz etwas Anderes hätte annehmen können. Ja sie thaten noch mehr als die andern, um nur nicht als zerstörende Feinde gehaßt und geduldet, sondern als gutgesinnte Beschützer geachtet und unterstützt zu werden von der Masse der römischen Bevölkerung ihrer neuen Heimath. Den Uebertritt Chlodwigs zu dem römischen Christenthum, zum Katholicismus im Gegensatz zu dem bereits zu einer Secte herabgesunkenen, fast nur aus Barbaren sich rekrutirenden Arianismus, wird man am besten als eine Handlung des gesunden politischen Instincts bezeichnen, wenn man ihrem Urheber jene frei entwickelte Intelligenz nicht zugestehen darf, die sie zu einer That der Ueberlegung machen würde. Jedenfalls war es das einzige, aber auch unfehlbare Mittel auf das Gemüth und Gefühl ganzer Massen zu wirken und die öffentliche Meinung in dem damals entscheidenden Hauptpunkt ein für allemal mit den Franken nicht bloß auszusöhnen, sondern sie auch zu einer positiven Theilnahme und Anhänglichkeit für den einzigen katholischen Staat in West-Europa umzustimmen. Dadurch allein erhielt dieser fränkische Staat im Gegensatz zu all den anderen vergänglichen Gebilden der deutschen Einwanderung eine unzerstörbare Dauerhaftigkeit. Es entstand so ein ideales Gesammtbewußtsein, das Deutsche und Römer umfaßte. Mochte es immerhin noch in tausend Fällen des wirklichen Lebens die Gegensätze zwischen seinen alten und neuen Trägern nicht verwischen, so brach es ihnen

doch überall ihre gefährliche Spitze ab. Was der humanen Intelligenz eines Theodorich des Ostgothen, der kräftigen Hand des westgothischen Eurich, der herben Genialität des Vandalen Geiserich, der geschmeidigen Klugheit des Burgunden Gundobad nicht gelungen war, die Verschmelzung der höchsten Interessen ihrer Stammvölker und ihrer Unterthanen, das erhielten die in jeder Art so untergeordneten Nachkommen Chlodwigs als ein unverlierbares Erbtheil von ihrem großen Ahnen mit. Ost- und Westgothen, Vandalen und Burgunder wurden von der Geschichte verschlungen: der fränkische Staat vermochte selbst solche Menschen als Fürsten und solche Zustände ohne bleibenden Nachtheil zu ertragen, wie sie seit Chlotar I. bis auf Dagobert I. und dann wieder bis zum Hervortreten der Karolinger die Regel bildeten.

Es wäre nach dem natürlichen Lauf der Dinge auch bei den Franken Chlodwigs nicht vorauszusetzen gewesen, daß sie länger als es die Bequemlichkeit der Einzelnen gestattete, an ihrer deutschen Muttersprache festgehalten hätten. Ohne einen Beweis dafür aus den urkundlichen Zeugnissen beibringen zu können, darf man doch mit Fug annehmen, daß z. B. unter allen den fränkischen Männern, welche im Jahre 485 in der Schlacht von Soissons gegen Syagrius kämpften, keiner gewesen sein wird, der nicht neben seinem Deutsch des Lateinischen d. h. des Vulgärlatein so weit mächtig war, als zu dem täglichen Verkehr mit den Landeseinwohnern nöthig. Im Verhältniß zu der auch damals noch immer, besonders in den mittleren Landschaften Galliens dichten Bevölkerung mit fremder Sprache, eine kaum nennenswerthe Minderzahl, vielleicht, wenn eine annähernde Schätzung versucht werden soll, um das Jahr 550 noch nicht einmal ein halbes Procent der ganzen Einwohnerschaft des damals von ihnen occupirten Landes, zerstreute sich dieser eigentliche

Kern des fränkischen Volkes sehr rasch über einen Flächenraum, der nach Tausenden von Quadratmeilen berechnet werden muß und wenn auch die größere Zahl nördlich von der Loire sich festsetzte, so war sie doch auch hier und selbst da, wo sie noch am ersten in geschlossenen Massen sich zusammenhielt, in den vielen Großstädten die das Land besaß, doch nur ein kleiner Bruchtheil, der nicht einmal wie andere Bewohner derselben von fremder Nationalität, z. B. die Juden, durch die Schranken des Glaubens und der Sitte und vor allem des nationalen Instincts sich von der übrigen Bevölkerung abschloß und dadurch in zäher Eigenart fort vegetirte.

Aber so wenig auch die Züge eines Chlodwig und seiner Nachkommen das Gepräge der guten deutschen Art tragen, deutsch waren und blieben sie doch mitten in ihrer römischen Umgebung und in den Formen des höfischen Ceremoniels, das sie von Ostrom entlehnten. Sie blieben es, weil sie entweder aus natürlichem Instinct oder in richtiger Politik die Fäden ihres Zusammenhangs mit den übrigen Theilen des fränkischen Volkes nicht zerreißen ließen, sondern sie mit dem Aufgebot aller Mittel noch fester knüpften. Als Chlodwig durch unerhörte Tücke, mit der raffinirten Gewissenlosigkeit eines Barbaren, der weder an den Schranken der alten Sitte, die er verachtet, noch an den Geboten der humanen Sittlichkeit, die er nicht versteht, eine Grenze seines Gelüstes hat, sämmtliche fürstliche Familien der andern Frankenstämme vernichtet hatte, war er, was noch keiner vor ihm gewesen, der Alleinherrscher über etwa ein Drittel des gesammten deutschen Volkes. Als er auch noch die Alemannen zurückgeworfen und zum größeren Theile unterworfen hatte, zählte sein Reich gewiß ebenso viel deutsch wie romanisch sprechende Angehörige, ein Verhältniß, das selbst durch die Eroberung des Landes

südlich von der Loire bis zur Garonne, welches er den Westgothen abnahm, nicht so stark verändert wurde. Denn auch hier gab es noch eine alte deutsche, nicht bloß gothische Colonisation, zwar nur eingesprengt in die dichte romanische Masse, aber doch wohl an sich nicht minder zahlreich, wie etwa in dem Italien und Spanien von damals. Chlodwigs Söhne kennt man als Zerstörer des burgundischen und des thüringischen Reiches. Das erste bot ethnographisch ungefähr dieselben Zustände, wie das gothische Aquitanien. Das herrschende deutsche Volk, die Burgunder, wie es scheint, von Anfang an nicht zahlreich in dem stark bevölkerten Südosten von Gallien zwischen den Provinzialen vertheilt, nirgends in geschlossenen Massen, dazu, wie seine näheren deutschen Verwandten, die Ost und Westgothen, von noch weicherer und fremden Eindrücken noch zugänglicherer Anlage wie andere Deutsche dieser Zeit, waren als sie Unterthanen oder richtiger gleichberechtigte Reichsgenossen der Franken nach dem Sturze ihres eigentlich doch nicht einmal einheimischen, sondern westgothischen Königshauses wurden, schon im raschesten Uebergang zur vollständigen Romanisirung und ihre Einverleibung in das fränkische Reich führte diesem also eine ansehnliche Verstärkung des nichtdeutschen Elementes zu. Dagegen bedeutete die Auflösung des thüringischen Reiches einen Zuwachs zu dem deutschen Elemente, der jenem, wenn auch nicht gerade an Kopfzahl, die sich nicht berechnen läßt, die Wage hielt. Ja, weil sich der Zeit und zum Theil auch der inneren ursächlichen Verbindung nach noch eine viel weitere Ausdehnung der fränkischen Herrschaft auf deutschem Boden daran schloß, weil Theodorich, der heldenhafteste von Chlodwigs Söhnen und sein ihm gleichgearteter Sohn Theodebert alle deutschen Stämme zwischen dem Thüringer Wald und den Alpen unterworfen

und die Grenze des Frankenreiches im Osten und Südosten nunmehr mit der damaligen Volks- und Sprachgrenze an dieser Stelle zusammenfiel, konnte die Gesammtheit des fränkischen Reiches, wenn es gelegentlich einmal in der Hand eines Herrschers vereinigt war oder wenn man es, wie die allgemein zeitgenössische Anschauung that, trotz seiner gelegentlichen Drei- oder Viertheilung doch als eine reale, nicht bloß ideale Einheit faßte, im ethnographischen oder natürlichen Sinn für einen überwiegend von Deutschen bevölkerten Ländercomplex gelten. Auch dann noch, wenn die momentane Sturmfluth der fränkischen Eroberungszüge, die auch ganz Norddeutschland bis nach Jütland hin überschwemmte, sich ebenso rasch wieder verlief und nichts weiter absetzte, als eine Schicht des grimmigsten Stammeshasses bei den Besiegten und allerlei einstweilen luftige Prätensionen bei den Siegern.

So begreift es sich, daß selbst das Kernvolk des fränkischen Reichs — wenn man es ein Volk nennen darf — die salischen Franken Chlodwigs trotz der auf sie stärker als auf irgend welche ihrer deutschen Verwandten andringenden Macht des romanischen Elementes selbst da, wo sie je weiter nach dem Südwesten hin immer isolirter und geringer an Zahl zwischen den Provinzialen saßen, ihre deutsche Sprache verhältnißmäßig länger festhielten als etwa die Burgunder und die Westgothen unter ähnlichen Verhältnissen. Von den deutsch gebliebenen Frankenstämmen folgte unaufhörlicher Nachschub an Einwanderern, die sich als Franken in derselben gehobenen Stimmung wie die ursprünglichen Gründer des Reiches auch als Glieder des herrschenden Volkes betrachteten und bei den Andern wegen ihres Namens auch dafür galten. Da sie selbstverständlich an dem einmal feststehenden Typus der idealen und realen Einheit der Reichsinstitutionen, oder wenn

man will, an dem nationalen Princip der Gleichberechtigung der deutschen Herren und der römischen Unterthanen nichts ändern konnten, so trug diese immer fortfließende Quelle auch zur Erfrischung des Ganzen ebenso bei, wie sie das Deutschthum in den älteren Ansiedlern lebendig erhielt. Aber noch andere Deutsche, Thüringer, Baiern, Alemannen zogen denselben Weg nach Westen oder wurden durch staatliche und geschäftliche Veranlassung oder durch Familienverhältnisse massenhaft in die Landestheile des fränkischen Reiches geworfen, die man nach dem Vorwiegen der romanischen Mundarten als nichtdeutsche bezeichnen muß.

Doch bedeutete diese deutsche Einwanderung, wie eben bemerkt, keineswegs eine Veränderung in dem einmal feststehenden Typus der fränkischen Reichs- und Volkszustände: die Erfrischung des deutschen Blutes, die Erhaltung oder Belebung deutscher Sitte und Sprache mochte davon bedingt sein, aber das deutsche Wesen als solches konnte doch nicht weiter über die Grenzen hinaus greifen, die ihm gleich bei der Ordnung dieser Zustände gleichsam durch die Natur der Dinge und den verständigen Sinn der Menschen, die sich ihr fügten, gezogen waren. Nach wie vor blieb die Sprache des Staates, wenn er als solcher nach außen hin oder in großen Actionen nach innen hin sich darstellte, die lateinische. Alle Staatsschriften und Privaturkunden wurden nur in dieser Sprache verfaßt, die Gesetzgebung, auch wo sie nicht bloß von der Autonomie der Könige, sondern von der Mitwirkung der aristokratisch-ständischen Elemente abhing, bediente sich nur dieser Sprache. Die Kirche kannte selbstverständlich keine andere und es war eine selten vorkommende und daher immer nachdrücklich als Ausnahme betonte Connivenz, wenn ein fränkischer, d. h. ein der römischen oder lateinischen Kirche im

Frankenreich angehöriger Geistlicher etwa auch in der Volkssprache predigte und wenn er es that, so geschah es gewiß zehnmal häufiger in den lateinischen Vulgärmundarten als in der deutsch-fränkischen Sprache. Natürlich mußte das Bedürfniß des praktischen Lebens, die sociale Stellung der deutschsprechenden Minderzahl, wozu sogar der königliche Hof zu aller Zeit, wenn auch nicht bei jeder Gelegenheit gehörte, die Kenntniß des Deutschen auch vielen Romanen, und besonders den Geistlichen, die am Hofe und im Staate bald eine so bedeutende geschäftliche Stellung gewannen, unerläßlich machen. Romanen kann man aber auch die Angehörigen der fränkischen Kirche heißen, die dem Blute nach Franken waren, was bald von einer nicht unbeträchtlichen Anzahl, besonders der höheren Würdenträger galt. Sie hatten vor ihren fremdsprachigen Collegen das Deutsche als Muttersprache voraus, aber es ist kein Beispiel bekannt, daß sie sich dieses Vortheils zu irgend welchen nationalen Zwecken bedient hätten, zu solchen, die auf die Hebung oder auch nur auf die Erhaltung ihres Idioms abzielten. Sie scheinen sich in Hinsicht auf ihre sprachliche Stellung höchstens darin von ihren romanischen Collegen unterschieden zu haben, daß letztere von ihrem heimischen Vulgärlatein aus doch eher zu einer relativ gewandten, wenn gleich niemals correcten Handhabung der gebildeten lateinischen Schriftsprache kirchlichen Stils gelangten, was jenen sehr viel schwerer wurde und so viel man sehen kann, keinem einzigen von ihnen auch nur annähernd glückte. Wahrscheinlich hat sich aber auch keiner ernstlich darum bemüht. Und darin liegt zum guten Theil die Erklärung der schon oben erwähnten Thatsache, daß alles was aus dem Bereich der deutschen Sprache in dieser Zeit und zunächst auf eigentlich fränkischem Boden in schriftlicher Aufzeichnung auf uns

gekommen ist, einen Zustand ihrer schriftlichen Behandlung bezeugt, der das gerade Gegentheil von dem ist, was man unter literarischer Darstellung, oder auch nur unter systematischer Uebertragung der Sprachlaute in Schriftzeichen versteht. Vielleicht sind es nicht einmal vorzugsweise geistliche Schreiber — nicht geistliche gab es je länger desto weniger — deutscher Herkunft gewesen, die sich damit befaßt haben, und schon deshalb nicht, weil die bloße Kunst des Schreibens einem damaligen fränkisch-deutschen geistlichen Mann schon eine zu schwere Anforderung zu dünken pflegte. Aber selbst wenn deutsche Hände deutsche Laute und Worte in solcher Verstümmelung wiedergegeben haben sollten, müssen wir, um es begreiflich zu finden, immer fest im Auge behalten, daß die, die so schrieben, überhaupt nur Latein schreiben gelernt hatten und das lateinische Schriftsystem zum einzigen Maßstab jeder Art von Schreiben machten.

Schützte nun auch die fortwährende Ergänzung des deutschen Elementes die auf dem romanischen Sprachboden wohnhaften Franken einstweilen noch vor einem so raschen und vollständigen Vergessen und Aufgeben ihrer Muttersprache, wie es ohne dieselbe hätte erfolgen müssen, so war umgekehrt doch wieder die eigentlich deutsche Osthälfte des fränkischen Reiches durch ihre politische, sociale und geschäftliche Verkettung mit der romanischen Westhälfte, wenn auch nicht für den Augenblick doch für die Zukunft von dort her in ihrer Muttersprache gefährdet. Für den Augenblick nur insoweit, als sich auch im Osten genau dieselben Züge in der Gestaltung des Verhältnisses der beiden Hauptsprachen zu einander wie im Westen, nur dort gewöhnlich in je nach der Meilenzahl der Entfernung von dem Westen immer mehr abnehmender Stärke und Wirksamkeit, herausbilden mußten. So weit die

fränkische Bevölkerung auf deutschem Gebiete reichte, oder soweit deutsche Landschaften, deren Bevölkerung sich nicht zum fränkischen Stamme zählte, einen unmittelbaren Theil des Reichs bildeten und keine selbständige politische Existenz als Vasallenstaaten besaßen, waren die kirchlichen Einrichtungen der romanischen Westhälfte wenigstens in rohen Umrissen nach und nach entweder wieder hergestellt worden, wo sich noch aus früherer Zeit Trümmer davon gerettet fanden, oder, wie es meistens geschehen mußte, ganz von neuem begründet worden. Mit der Kirche trat auch die Sprache der Kirche der Volkssprache gegenüber in dieselben Rechte wie dort und eine gelegentliche deutsche Predigt irgend eines gewissenhaften Seelsorgers in einer dem Namen nach christlichen und deutschen Gemeinde änderte daran nichts, wird auch nach allen geschichtlichen Notizen aus dieser Zeit selten genug gehalten worden sein. Wie in der Kirche, so galt auch im Staat und öffentlichen Verkehr das Lateinische als die eigentliche Geschäftssprache im deutschen Osten so gut wie im romanischen Westen und eine Urkunde, die im Elsaß ausgestellt werden sollte, konnte ebenso wie eine in Orleans nur lateinisch geschrieben sein. So war also auch hier auf Seite derer, die den Begriff einer literarischen Verwendung der Sprache gleichsam als nothwendigen Bestandtheil ihrer Bildung in sich tragen sollten, doch keine Veranlassung, ja keine Möglichkeit das Deutsche unter diesen Gesichtspunkt zu fassen und ihm auch nur innerhalb der Grenzen ihres eigenen Berufskreises zu einer literarischen Verwendung behilflich zu sein. Noch viel weniger dachten aber die anderen, das eigentlich deutsche Volk fränkischen Stammes, daran. Es ließ sich das Lateinische in Kirche und Staat gefallen, weil es mit beiden sehr wenig in Berührung kam. Eine gewisse praktische Vertrautheit mit der frem-

den Sprache, nicht wie sie als Schriftsprache gebraucht wurde, sondern in ihren lebendigen Volksmundarten brachte der tägliche Verkehr auch hier noch immer oder wieder in ausgedehntem Maße mit sich, aber doch nur bei einigen, nicht bei vielen und in keiner Art zu vergleichen mit jenen täglichen und stündlichen Berührungen, denen kein Deutscher auf romanischem Boden sich entziehen konnte, auch nicht zu vergleichen mit dem Einst, als der größte Theil des jetzt von deutschredenden Franken bewohnten Landes vierhundert Jahre lang römische Provinz gewesen war. Damals hatte die doch schon meist deutsche Urbevölkerung links vom Rhein und rechts, soweit der spätere römische Grenzwall reichte, ihre Muttersprache so wenig wie ihre heimische Sitte vergessen, aber beide waren neben der alles beherrschenden und durchdringenden römischen Cultur in die versteckteften Winkel des Landes oder des Hauses zurückgewichen. Jetzt stand eine Barbarei neben oder wenn man will über der andern: die romanischen oder lateinisch sprechenden Laute aus dem Westen sammt denen, die sich berufsmäßig als Angehörige der Kirche zu ihnen zählten, waren in ihrer Intelligenz, in ihrer Sittlichkeit, auch in ihren äußeren Lebensgewohnheiten um nichts besser oder civilisirter als die Masse deutschen Stammes, die des Lateinischen unkundig war und von solchen Lehrmeistern natürlich nicht zum Aufgeben ihrer Muttersprache und ihres ganzen geistigen und gemüthlichen Lebensschatzes gelockt werden konnte, selbst wenn es diesen je in den Sinn gekommen wäre ein solches damals absolut undenkbares Wagniß zu unternehmen.

Alemannen und Baiern, zeitweise auch die Thüringer, gehörten staatsrechtlich nur mittelbar zum fränkischen Reiche und demgemäß war bei ihnen der allgemeine Zusammenhang damit ein viel lockrerer, gelegentlich und oft nicht bloß auf

kurze Zeit ganz unterbrochen durch Versuche sich in ihrer volksthümlichen Abgeschlossenheit völlig unabhängig zu stellen. Zwar folgte jedem solchen Versuch regelmäßig ein Gegenschlag: das fränkische Königthum, die fränkische Kirche, die fränkische Aristokratie konnten doch auf diese mit der Gründung des Reiches nicht bloß, sondern auch mit seinem späteren Bestand verwachsenen Dependenzen nicht dauernd verzichten. Stützpunkte hatte sich die Fremdherrschaft auch hier überall geschaffen und es war in den meisten Fällen weniger das Verdienst der fränkischen Tapferkeit als der fränkischen Politik, welche die Parteiverhältnisse in den einzelnen Ländern benutzte, um dadurch dem gemeinsamen Widerstand jedes Stammes oder gar aller Stämme zusammen gegen den gemeinsamen Feind ihrer Unabhängigkeit die Spitze abzubrechen.

So gab es hier überall eine Anzahl von Kreisen, besonders in den höheren Schichten der Bevölkerung, die man als fränkische Partei bezeichnen kann. Dazu gehörten die, wie es scheint, zahlreichen fränkischen Familien, welche auf dem auch hier überall zerstreuten reichen Domanialbesitz der fränkischen Könige oder, was dasselbe war, des Staatsfiskus ihre Heimath gegründet hatten, endlich die Kirche, soviel davon theils noch von Alters her aus den Stürmen der Völkerwanderung sich gerettet hatte, oder was durch fränkische oder unter fränkischen Schutz thätige Missionare hier spärlich genug Wurzel zu schlagen vermochte. Darum wiederholt sich auch hier nur in noch blässeren Zügen das Bild der sprachlichen Zustände, die eben gezeichnet wurden. Auch hier war nur die fremde Sprache, so selten sie auch zur Anwendung kam, literarisch brauchbar: auch die Rechtsbücher der Alemannen seit dem Anfang des sechsten, die der Baiern, aus zeitlich weit von einander abstehenden Bestandtheilen vom siebenten bis Mitte

des achten Jahrhunderts zusammengesetzt, sind doch selbstverständlich nur lateinisch niedergeschrieben, wenn auch das Rechtsprechen nach ihnen ebenso selbstverständlich nur in der Volkssprache geschehen ist. Auch tragen sie in allem dem, was man als barbarische oder speciell als deutsche sprachliche Einmischungen bezeichnet, denselben Stempel wie die Lex Salica oder die anderen Volksrechte der auf römischem Boden angesiedelten Deutschen, ja verglichen mit dem Lateinischen der ersteren, dürfte man wenigstens die meisten Stücke der alemannischen Gesetzsammlung und die ganze bairische für minder barbarisch gelten lassen, weil sie nicht so vom Vulgärlatein, der lebendigen Sprache ihrer Umgebung, durchzogen sein können, sondern mehr oder weniger doch einen Anlauf zu dem gelehrt literarischen Ausdruck wagen.

Die deutsche Landessprache ist natürlich hier noch unabhängiger von solchen particulären literarischen Leistungen in einer fremden Sprache geblieben, als auf fränkischem Boden. Doch fehlten auch hier, wie schon gezeigt, die Fäden der Verbindung zu dem romanischen Volks- und Sprachelement des eigentlichen fränkischen Reichs nicht ganz. Sie erklären es, daß manches Einzelne von dort her sich schon in dieser Zeit in die Landessprache eingeführt hat, was später, sobald sie literarisch wurde, schon längst vorhandenes und verjährtes Eigenthum geworden war. Uebrigens darf auch nicht übersehen werden, daß man sich hier im äußersten deutschen Süden, bei Baiern wie bei Alemannen, auf einem Boden bewegt, der vier Jahrhunderte lang im festen, wenn auch nicht unangefochtenen Besitz der Römer und der lateinischen Sprache stand und daß beide deutsche Stämme, so gründlich sie auch mit den Resten der Vergangenheit aufgeräumt haben mögen, doch nicht alle und jede Ueberbleibsel der römischen Cultur

und der romanischen Bevölkerung vernichten wollten oder konnten. Aus solchen, uns nicht mehr sichtbaren, nur geahnten, aber sicher vorhandenen Kanälen kann auch vieles von dem was wir als lateinisches oder romanisches Sprachgut später hier antreffen, sehr früh, schon vor der Verbindung mit dem Frankenreich oder auch später noch solange sie bestand, aber unabhängig davon hereingeflossen sein. Endlich berührten sich auch beide, Alemannen und Baiern, an ihrer Südgrenze längs der Alpen und zum Theil auch diesseits mit den damals noch sehr compacten Massen der heute sehr zusammengeschmolzenen sog. Rhätoromanen, der ganz romanisirten Provinzialbevölkerung rhätischen d. h. unbekannten Stammes in Graubündten, Vorarlberg und Tirol, und auch von daher konnte das Lateinische seinen Weg in das deutsche Gebiet finden.

Nördlich von dem alten römischen Grenzwall, also ungefähr nördlich von der Linie der Altmühl und des Mains in seinem Unterlauf fehlte die reale Grundlage des Römerthums und der römischen Colonisation. Daher denn selbst da, wo sich am mittleren Main oder jenseits des Thüringer Waldes unter Leuten, die dort Franken hier Thüringer hießen, fränkische Einflüsse viel ungestörter durch die volksthümliche Eigenart der Einwohner oder ihre politische Stellung zum Reiche durchsetzen konnten, noch weniger innere Beeinflussung des deutschen Wesens und der Sprache durch fränkisch-romanische Elemente, aber auch hier kein Ansatz zu einer einheimischen Literatur, kein Versuch, den altherkömmlichen Zustand der bloß mündlichen Tradition für das geistige Gut des Volkes und der Einzelnen durch das Mittel ihrer schriftlichen Aufzeichnung zu verändern.

Die beiden deutschen Nordstämme endlich, die Sachsen und die Friesen, wären ganz außer Rechnung zu lassen, wenn man

die nothwendigen Vorbedingungen für eine solche tiefgehende Revolution erwägt. Sie hätte wie bei den Gothen des vierten oder bei den Angelsachsen des siebenten Jahrhunderts nur durch eine lebendige Vermittelung und Einbürgerung des neuen Glaubens geschehen können, die sich jetzt so wenig wie zu Ulfila's Zeit ohne die Schöpfung einer Literatur in der Volkssprache denken ließ. Denn dadurch erst verlor das Christenthum, nicht bloß was seinen eigentlich religiösen Inhalt, sondern noch mehr was seine damalige, durch die Geschichte gewordene Physiognomie angeht, um die es sich thatsächlich allein handelt, seine dem deutschen Geiste so fremdartigen, wenn auch mitunter nicht unsympathischen Züge.

Aber für Sachsen und Friesen war die Zeit dazu noch nicht gekommen. Hier allein war noch immer, zwar nicht der unverfälschte Zustand des Urdeutschthums in Sitte, Recht und Glaube, aber doch noch so viel Nachklänge davon geblieben, daß man im neunten Jahrhundert, wenn man die Lebensbedingungen des achten schildern wollte — ehe durch die Macht Karls des Großen der gewaltige Riß in das sächsische Volksleben geschah — sehr naiv, aber keineswegs uneben mit einfacher Wiederholung von einigen Stellen der Germania des Tacitus aus dem Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die Aufgabe lösen zu können glaubte. Fränkische Herrschaft und Christenthum verschmolzen hier in der Ferne zu einer viel innigeren Einheit als sie in der Nähe erscheinen, wo man nur das Auseinanderklaffen der Aeste und nicht das trotz alledem zusammenhaltende innerste Lebensband zwischen den einzelnen Aesten zu sehen pflegt. Man erwehrte sich beider auf einmal und durch dieselben Mittel, indem man die fränkischen Kriegsmänner und die christlichen Glaubensboten, auch wenn sie nicht von den Franken kamen, aus dem Lande

jagte, noch lieber erschlug. Zwar wiederholten sich die Versuche des Angriffes von beiden Seiten trotz allem Mißlingen immer zu, aber es fehlte ihnen doch die Hauptsache, der einheitliche Wille, die geschulte Intelligenz und die unerschrockene Thatkraft jener Siegesgewißheit, die nicht bloß aus der Ueberzeugung des Einzelnen, daß er eine gerechte Sache verfechte, geboren wird. Sie setzt auch noch eine allgemeine ideale Erhebung des ganzen Zeitgeistes oder der Sphäre, welcher die Kämpfer angehören, voraus und die war nicht vorhanden. Die fränkischen Könige und der fränkische Staat hatten zwar ihr angeblich durch Theodorich den Sohn und Theodebert, den Enkel Chlodwigs, erworbenes Recht auf die Herrschaft über die Sachsen niemals aufgegeben und die Friesen wurden von ihnen immer nur Unterthanen genannt, schon wegen ihrer Nachbarschaft bei den alten Stammsitzen des herrschenden Frankenvolkes oder der Merowingischen Dynastie, aber Sachsen und Friesen erkannten diese Ansprüche nur dann, wenn sie mußten, was selten genug sich ereignete. Die Missionare aber, äußerst wohlgesinnte und pflichteifrige Männer, durften doch nicht weiter sich wagen, als zufällig einmal die fränkischen Waffen geboten oder als irgend eine innere Verwickelung in dem lose zusammengefügten Stamme den Fremden für eine Zeitlang eine Art von sicherem Boden gewährte. Aber gewöhnlich zerrann diese günstige Situation nach wenigen Monaten und daher auch alle Früchte gefahrvoller Bemühungen für den neuen Glauben. Denn waren erst wieder die Landesfeinde geworfen, so schlug der Glaube an die Macht der alten Götter, die doch von den fremden Priestern verachtet und bekämpft wurden, in den Gemüthern von neuem desto kräftigere Wurzeln.

Viertes Capitel.

Die ethnographische Stellung der deutschen Sprache in der fränkischen Zeit.

Wir sind hier bei den deutschen Nordstämmen zugleich an den äußersten Grenzen des ganzen Land und Volksgebietes angelangt, das die deutsche Sprache im engeren Sinne etwa im achten Jahrhundert auf dem Continente umspannte. Wie weit sich ihre innere Organisation etwa seit der Zeit des Ulfila geändert habe, errathen wir nur aus einigen Fragmenten, deren geringer Umfang und dürftiger Ertrag auf Rechnung jener oben auseinander gesetzten Ursachen gebracht werden muß. Von einer wirklichen Sprachgeschichte, wenn sie einigermaßen vollständig, richtig gegliedert und deutlich geprägt in ihren Zügen sein soll, wie man es von dem Bilde irgend einer geschichtlichen Gestaltung verlangt, läßt sich hier nichts wahrnehmen. Und doch muß es eine solche thatsächlich gegeben haben: es wird sich kaum in einer andern Periode eine so durchgreifende, allseitige und fruchtbare Umwandelung des ganzen Sprachwesens vollzogen haben, wie in den letzten Jahrhunderten der ausgehenden Völkerwanderung und den ersten, in welchen sich die neuen Volkskörper einigermaßen aus ihrem embryonischen Zustand zu wirklichen Lebensgestalten der Zeit und der Zukunft consolidirten. Denn das war ja die Aufgabe der ganzen unendlich weit in ein vorgeschichtliches Dunkel zurückreichenden halb naturalistischen Katastrophe, die man nach einem ihrer drastischen Züge die große Völkerwanderung heißt und die ältere Historiker nicht bloß mit fast unbegreiflicher Kurzsichtigkeit, sondern mit absoluter Nichtbeachtung allerwärts greifbarer Thatsachen wohl gar erst vom Jahre 375 oder

irgend einem ähnlichen datirten. Das deutsche Volksthum als materielles Element spielt darin die vorzüglichste Rolle, wenn gleich daneben und noch mehr hinter ihm sich derselbe Proceß bei den anderen großen ethnographischen Typen, aus denen sich das neue Europa zusammensetzt, abwickelte. Denn wie von einer deutschen, so könnte man auch von einer slavischen, einer finnischen oder uralaltaischen Völkerwanderung sprechen und gewiß gehören die Evolutionen aller dieser Racen, von denen das weitere Dasein der europäischen Menschheit begründet wurde, ebenso gut der Weltgeschichte an als die Ansiedlung der Westgothen in Spanien, der Franken in Gallien, der Sachsen in Britannien.

Vom deutschen Standpunkt und noch mehr von dem specielleren der deutschen Sprachgeschichte haben diese übrigen Völkerrevolutionen zunächst nur insofern Bedeutung, als sie in das deutsche Volks- und Sprachleben eingriffen. Und das haben sie empfindlich genug gethan. Denn die osteuropäische Völkerwanderung, wie man sie kurz nennen darf, weil nicht bloß die geographische Zusammengehörigkeit ihres Gebietes, sondern auch der innere Rhythmus ihrer Erscheinungen trotz aller Blutsverschiedenheit ihrer Darsteller sie zu einer wirklichen Einheit stempelt, hat die äußere Stellung der deutschen Sprache zum großen Theil vollständig verwandelt. Fragt man nach den Ursachen, die ihr Verbreitungsgebiet im achten so ganz anders wie das im vierten oder ersten unserer Zeitrechnung geformt haben, so giebt fast immer die Geschichte der osteuropäischen Völkerwanderung die genügende Antwort. Daß das deutsche Sprachgebiet nicht bloß im achten, aber im achten ungefähr ebenso wie im sechsten, nach Osten hin bei den Baiern, den Mainfranken, den Thüringern, den Sachsen seine Grenze fand, oder wenn man Bodenabschnitte dafür setzt, nicht

weiter als bis an die Ens, den Böhmer Wald, den oberen Main, die Saale und die Elbe bis zu der Mündung der Havel etwa, weiter unten aber, die Elbe etwas überschreitend, bis an die Kieler Bucht und die Schley sich erstreckte, ist meist davon veranlaßt. Denn nur an der äußersten Ecke im Nordosten der hier bezeichneten Linie, auf der jütischen Halbinsel ist auch durch das Hereinspielen eines Seitenstromes der deutschen Völkerwanderung eine Aenderung der alten ethnographischen und linguistischen Zustände eingetreten. Hier hat das scandinavische Germanenthum, das einst auf diesem äußersten Auswuchs des deutschen Hauptlandes nichts zu suchen hatte, vielleicht schon ziemlich früh, aber gewiß nicht vor dem fünften Jahrhundert eingegriffen und sich hier selbst in die Sitze eines im engsten Sinne deutschen und niemals ganz scandinavisch umgebildeten Stammes, der Angeln nördlich von der Schley bis an die heutige jütische Grenze — nicht bloß in der heute so genannten Landschaft Angeln — eingedrängt. Nördlich und vielleicht auch nordwestlich davon, jedenfalls aber in der Inselwelt der Ostküste können die dort einst wohnhaften, später von den Dänen absorbirten germanischen Stämme nur insoweit deutsche heißen, als sich diese Benennung nach unserer früheren Auseinandersetzung auch auf die gothischen oder die germanischen Oststämme überhaupt anwenden läßt.

Alles Andere aber was sich hier im Osten und Norden am deutschen Sprachgebiete verändert hat, kommt auf Rechnung jener großen östlichen Wanderung und hier wieder vorzüglich, doch keineswegs ausschließlich, auf die ihres slavischen Factors. Im Anfang des vierten Jahrhunderts noch würde man von der Elbe bis zur Düna und zu den oberen Quellflüssen des Dnieper nur deutsche Laute gehört haben, hundert Jahre später, jenseits der Weichsel keine mehr und noch hundert

Jahre, um 500 etwa, lag die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Slaven an der ganzen langen Ostlinie beinahe überall schon da, wo man sie im achten Jahrhundert trifft. Nur der Untergang des thüringischen Reiches hat noch das verhältnißmäßig kleine Stück Landes zwischen der mittleren Elbe und Saale den Slaven überliefert, wahrscheinlich auch nicht viel später eine slavische Colonisation auf dem linken seit dem sechsten Jahrhundert nur allein noch deutschen Ufer der unteren Elbe (zwischen Lüneburg und Stendal) sich festsetzen lassen, wo sie, den Rücken durch die breite Masse ihrer jenseitigen Stammesgenossen gedeckt, sich fortan gegen die sächsischen Nachbarn behauptete; ebenso am Fichtelgebirge und am obern Main, wo von der Pforte des böhmischen Slavenlandes her, von den Quellen der Eger, sich einige Haufen nicht gerade tschechischer aber doch nahe verwandter Stämme immer weiter nach Westen den Main entlang schoben; oder auch in den Salzburger und Tiroler Alpen, wo in einem, wie es scheint, lange fast verödeten, wenigstens seit dem Sturze der Römerherrschaft von jeglicher Cultur entblößten, schwer zugänglichen Terrain sich gleichfalls slavische Stämme eindrängten, zu dem südöstlichen Zweige der Serben und Chrowaten gehörig, die von den Baiern unaufhörlich bekämpft und zurückgeworfen, doch immer wieder mit der ihrem Wesen eigenen passiven Zähigkeit aus ihren Schlupfwinkeln auftauchten.

So war die Donau, noch im fünften Jahrhundert ein Strom, der so gut wie die Elbe nur durch deutsches oder von Deutschen bewohntes Land floß, seit dem sechsten nur in einem Abschnitt ihres Oberlaufes kaum bis zur Mündung der Ens noch deutsch, von da rings von Slaven umwohnt bis zu dem Gebirgspaß des eisernen Thors jenseits der Einmündung der

Sau und der Morawa, womit ihr Unterlauf beginnt. Diese Slaven ertrugen wohl auch zeitweise und gerade in den Jahrhunderten, die wir hier zunächst im Auge haben, eine Fremdherrschaft: die türkischen Avaren, eine der Völkerwellen, die eine noch östlichere Völkerfluth bis in den Westen, in die Mitte von Europa und in das Herz des Deutschlands der älteren Zeit getrieben hatte, treten ungefähr in derselben Weise als welterobendes Nomadenvolk da auf, wo einst Attila mit seinen Hunnen ganz Europa erschreckt und erschüttert hatte. Nur daß die Dauer der Hunnen in der schutzlosen Mitte der damals noch ganz von deutschen Stämmen bewohnten großen Donauebene eine sehr vorübergehende, etwa auf ein Menschenalter beschränkte gewesen war, die Avaren dagegen gewiß schon seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts noch die folgenden drei bis zum Ende des achten zwischen den unterdessen an Stelle der Deutschen eingewanderten Slaven als harte Herren und Gebieter sich behaupteten. Aber wegen ihrer Eigenschaft als Nomaden kann man sie nicht als die wirklichen Volks- und Sprachnachbarn der Deutschen bezeichnen. Nur ihr Staat, wenn man ihn so nennen will, war ein Nachbar des fränkischen Reiches und hat gegen dasselbe unzählige Fehden mit wechselndem Glück bis auf Karl den Großen bestanden, der ihn und das ganze Volk zersprengte.

Wirkliche Nachbarn der Deutschen im ethnographischen und linguistischen Sinne waren also auch auf diesem südlichen Abschnitt der Ostgrenze nur Slaven, die bleibenden Besitzer, wenn auch nicht immer die Herren des Bodens, den sie nicht bloß ausbeuteten sondern bebauten.

Auch drohte dem deutschen Sprachgebiet nach dem Verlust von reichlich zwei Dritteln seiner früheren Ausdehnung nach dieser Seite hin immer noch neue Einbuße, denn bis zum

achten Jahrhundert, eigentlich bis zu Karl dem Großen hin, der auch hier die bedrückende und schädigende Verwirrung früherer Zustände förderlich für das deutsche Interesse zu lösen verstand, dauert der Verlust auf deutscher Seite, der Zuwachs an Gebiet auf slavischer fort. Auch würde jener sich noch viel größer und gefährlicher gestaltet haben, wenn nicht die Anlehnung an das fränkische Reich den bedrohten deutschen Grenzlandschaften und Stämmen doch eine im äußersten Fall einigermaßen genügende Deckung gewährt hätte. Daß die Avaren nicht längs des Donauthales in das Herz von Baiern vordrangen, war doch allein die Folge der vielen blutigen Schlachten, die ihnen von so manchem fränkischen Könige und Heerführer geliefert wurden, auch wenn sie einmal unglücklich für die Franken und ihre deutschen Hilfs- und Schutzvölker ausgingen. Mit den Avaren konnten sich aber wohl die Slaven als Unterworfene vertragen, nimmermehr aber die Deutschen. Ebenso wurde die von den böhmischen und meißnischen Slaven schwer gefährdete Existenz Thüringens nur durch die Franken und die fränkisch-thüringischen Herzöge gerettet, die eine Zeit lang auf der fränkischen Wirzburg saßen, aber freilich nicht verhindert, daß sich immermehr einst deutsche Gemarkungen zwischen Saale und Werra abbröckelten und den Slaven in die Hände fielen.

Die Natur hatte hier vergessen eine Grenzlinie zu ziehen, welche die elementaren Ströme der Geschichte hätten respectiren müssen und so war hier wie freilich ein Jahrtausend, oder ein halbes Jahrtausend früher und, kann man zusetzen, auch noch später alles in die Hand des Zufalls gelegt, den der Verstand und die Kraft der Menschen ordnen sollten. Seltsam genug und ein Moment von der allertiefsten Bedeutung nicht bloß für unsere Sprachgeschichte ist es, daß es auch im Westen ähnlich stand. Denn jene allmählichen Uebergangszustände

von den völlig romanischen Theilen des Frankenreichs zu denjenigen, wo deutsch und romanisch sich zeitweise ungefähr die Wage hielten bis zu denen, wo das Deutsche entschieden vorherrschte, um noch weiter nach Osten die allein herrschende Sprache zu sein, waren zwar zum Theil durch die eigenthümliche Zusammensetzung und die innere Geschichte der Bildung und des Wachsthums des fränkischen Reiches bedingt, aber zum Theil doch auch nur dadurch möglich, daß von den Pyrenäen an nirgends eine große natürliche Marke dem Mischmasch der Sprachen und Nationalitäten — denn feste Nationalitäten im heutigen Sinne hatten sich ja noch nicht herausgearbeitet — Halt gebot oder eine gewisse übersichtliche und praktische Vertheilung und Beschränkung vermittelte. So mußte unter dem doppelten Druck, der trotz aller Reaction des deutschen Elementes doch immer still fortschreitenden Romanisirung der deutschen Enclaven im Westen und der auch geographisch ganz unbeschränkten Zugänglichkeit des deutschen Sprachgebiets, auch hier, nur nicht so jäh und massenhaft wie im Osten ein Verlust auf den andern folgen und hier um so bedenklicher für die Zukunft, da hier nicht wie im Osten die rein körperliche Wucht des fremden Volks und der fremden Sprache das Deutsche verdrängte und unterdrückte. Hier waren es geistigere Mächte, wie sie sich in dem scheinbar selbstverständlichen Bunde des romanisch-lateinischen Idioms mit der römischen Kirche im Frankenlande am faßlichsten darstellen, und solchen zu widerstehen ist den Deutschen, so lange sie Deutsche gewesen sind, immer am schwersten geworden. —

Im Norden und Süden schien die Natur das im Osten und Westen Vergessene nachgeholt zu haben. Doch ist auch im Norden an der einzigen Stelle, wo das Uebergreifen einer zwar urverwandten, aber damals schon ganz selbständig und

insofern fremdartig gewordenen Sprache denkbar war, wie wir gesehen haben, ein solches geschehen, und im Süden hatte die slavische Colonisation, wie gleichfalls schon erwähnt, wenigstens theilweise sogar den natürlichen deutschen Grenzwall, die Alpen besetzt. Daß hinter ihm noch tiefer nach Süden sich bairische Ausläufer längs dem Lauf der Etsch hinab und bis zur Fühlung mit den alten deutschen Langobarden vorschoben, kam der Sicherheit des deutschen Sprachgebiets nicht mehr zu Statten, denn aus deutschen Langobarden waren schon im achten Jahrhundert romanisirte Lombarden geworden. Bei ihnen war es hergegangen wie bei den Westgothen oder bei den Burgunden, obgleich sie die einen wie die andern an nationaler Schneidigkeit übertrafen. Es hatte sich auch ihnen das geistige Uebergewicht des romanischen Elements und der damit vereinten römischen Kirche trotz ihrer heftigen und oft harten Widerstandsversuche früh genug fühlbar gemacht und wenn ihre tapferen kriegslustigen Könige den Päpsten des achten Jahrhunderts manche trübe Stunden bereiteten, weil sie den Territorialbesitz der römischen Kirche zu Gunsten der Abrundung des Gesammt-italienischen Staates antasteten, so hörten sie damit doch nicht auf fromme Katholiken und in Anschauung und Lebensweise romanisirte Deutsche zu sein, viel mehr als es jemals die feigsten und schwächlichsten Nachkommen Chlodwigs geworden waren. Den Langobarden fehlte auch die Anlehnung an eine breite Masse rein deutscher Stammverwandten. Ihre einzigen deutschen Nachbarn, im Norden die Baiern, im Nordwesten die Franken, soweit man sie in diesem Theile ihres Reiches, dem ehemals selbständigen Reiche der Burgunden noch deutsch nennen konnte, waren durch politische Feindschaft, die sich mit altem Stammeshasse verquickte, unversöhnlich von ihnen geschieden, wenn gleich hie

und da einmal Friede und intimer Verkehr wenigstens zwischen den Fürstenhäusern die alte Fehde unterbrach. In sich selbst fanden sie weder durch Zahl noch durch ihre etwas roh zugeschnittene Geistesart die Kraft sich als Deutsche zu behaupten und so sank auch ihre deutsche Sprache bald zu derselben Stellung herab, die das fränkische Deutsch im Westen des fränkischen Reiches, aber doch noch ehrenvoller und einflußreicher, einnahm: sie wurde zur Haus- und Familiensprache und konnte sich natürlich auch in diesem Verstecke ihres übermächtigen Gegners nicht lange erwehren. Einst hatte das Volk, wie die andern Deutschen, in Liedern und Sagen einen reichen Schatz aus seiner Vorzeit besessen, aber eine Literatur war daraus nicht entstanden. Literatur gab es auch hier nur in der fremden Sprache, die freilich nirgends sich ärgere Mißhandlung gefallen lassen mußte, als hier auf dem klassischen Boden ihres Ursprungs. Deutsches erhielt sich nur zufällig, ganz in derselben Weise wie bei den romanisirten Franken, und diese nicht unbeträchtlichen Reste genügen wohl der Sprachforschung, um sich daraus die Hauptzüge des langobardischen Sprachbildes herzustellen und zu erkennen, daß es ursprünglich in sehr enger Zugehörigkeit stand zu dem eigentlich Deutschen, vielleicht in nächster Verwandtschaft mit dem, was wir seinen hochdeutschen Typus in der Zeit vor der literarischen Fixirung des Althochdeutschen nennen könnten. Aber die deutschen Nachbarn nahmen nichts davon wahr: ihnen galten die Langobarden auch schon als die deutsche Sprache bei ihnen noch nicht in den Winkel geschoben war, für Fremde und Feinde und darum konnte auch von irgend einer belebenden oder schützenden Einwirkung auf das deutsche Geistesgebiet, die von jenseits der langobardischen Grenzpfähle etwa zu den Baiern gedrungen wäre, nicht die Rede sein.

Ungünstig genug ist das Resultat der bisherigen Betrachtungen, die sich doch nur auf das äußere Dasein, das Verbreitungsgebiet und die allgemeinen Lebensbedingungen der deutschen Sprache am Schlusse der Völkerwanderung beziehen. Ungeheure Einbußen an Land und Leuten sind hier verglichen mit einigen Jahrhunderten früher zu verzeichnen. Noch in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, wo die Hauptmasse des gothischen Volkes die ganze untere Donau beherrschte, wo Britannien von Deutschen besetzt wurde und wo sogar in Nordafrika die alte Todfeindin Rom's Carthago in einem vandalischen Carthago wieder in gleicher Eigenschaft auflebte, schien die Fülle der deutschen Volkskraft für die Grenzen eines Welttheils, wenigstens so weit es sich verlohnte ihn zu bewohnen, viel zu groß, weil selbst Afrika von ihrem Ueberfluß zehren konnte. Auch wenn man die östlichen oder gothischen Stämme als eine in vieler Hinsicht doch von den andern Deutschen getrennte Nationalität und ihre Sprache als eine relativ selbständige Schwester des Deutschen im engern Sinne faßt, so hatte auch dieses selbst damals doch noch so gut wie nichts von seinem alten Gebiete verloren und in Britannien, Gallien, in den Süddonauländern auf Kosten der Römer fast eben so viel noch hinzugewonnen.

Nun aber stand es so, daß zwar die Deutschen in Britannien in ihren im fünften Jahrhundert gewonnenen Grenzen sich und ihre Sprache nicht bloß behaupteten, sondern auch langsam aber sicher nach Norden und Westen fortschoben, aber seit dem sechsten Jahrhundert ohne Verbindung mit der volksthümlichen Entwickelung ihrer continentalen Stammesgenossen waren. Diese aber sind auf ein enges und noch dazu durch in jedem Sinne unsichere Grenzen sehr gefährdetes Gebiet zusammengedrängt. Neben den breiten Massen des Romanischen,

das man doch immer wenigstens im Gegensatz zu dem Deutschen als Spracheinheit gelten lassen muß, und des Slavischen, das damals noch viel mehr wie jetzt alles Individuelle und Trennende zwischen seinen Angehörigen verschwimmen läßt, macht das Deutsche um 700 eine sehr bescheidene Figur.

Doch wäre dies an sich noch kein Unglück für die Sprache selbst und weiter für die nationale Entwickelung unseres Volkes gewesen, wenn nicht noch die Ungunst innerer Verhältnisse dazu getreten wäre.

In keiner Periode unserer Geschichte hat die gehässige Verbitterung zwischen einzelnen größeren ethnographischen Gliederungen des deutschen Volkes sich so grell und rücksichtslos herausgewagt wie damals in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung. Begreiflich trägt diese die eigentliche Schuld nicht an der Thatsache überhaupt, die ja von jeher aus der Nachtseite des deutschen Volksgeistes bald so, bald anders gestaltet auftaucht,. aber an der harten und im vollsten Sinn barbarischen Art, in der sie damals sich darstellte. Gerade weil das schlichte, auf unvordenkliches Herkommen gegründete Gefüge der aus Blutgemeinschaft erwachsenen Stämme, wie sie noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung neben neueren Gebilden anderen Ursprungs sich erkennen lassen, nunmehr von einer an allen Orten eingetretenen Durcheinanderwürfelung der verschiedenen Stammessplitter unwiederbringlich zerstört war, konnten die neuen Stämme oder Völkerschaften trotz des gemeinsamen Namens der Franken, Alemannen, Sachsen, Thüringer u. s. w. zu keinem festen inneren Zusammenschließen und Verwachsen gelangen, während sie nach außen jeder dem andern fremdartiger und feindseliger wie früher die alteingelebten wirklichen Stämme gegenüberstanden. Dazu hatte das weltgeschichtliche

Glück der Franken noch eine neue und sehr fruchtbare Saat der Zwietracht und des Argwohns ausgestreut. Man hatte kaum Zeit gefunden sich in den neuen Zuständen und meist auch in den neuen Wohnsitzen nothdürftig einzurichten, da trat an eine deutsche Völkerschaft nach der andern die Frage um die Fortdauer ihrer Unabhängigkeit. In den meisten, ja in allen Fällen wurde sie nur ungenügend gelöst, denn selbst die Sachsen und Friesen vermochten doch nicht ganz der fränkischen Herrschafts-Ansprüche sich zu erwehren und die andern, welche die Franken für Unterworfene ansahen, behielten doch so viel Widerstandskraft und Selbständigkeitstrotz, daß sie jene Ansprüche nur so lange gelten ließen, als sie sich dazu gezwungen fühlten.

Niemals war auch der ideelle Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen des deutschen Volkes geringer als damals. Jede Völkerschaft gewöhnte sich alles, was jenseits ihrer Grenzen bei den andern Stammverwandten geschah, als für sie nicht vorhanden zu betrachten. Die Gemeinsamkeit des alten Glaubens, des alten Rechtes und der alten Sitte bestand zwar in der elementaren Tiefe der Volksseele unzerstörbar fort, aber es hatte sich eine ganze Schicht von außen hereingetragener oder auch selbstwüchsiger Neuerungen darüber gelagert, die den Augen der Zeitgenossen als das allein Wesentliche und allein Normgebende galt. Noch war unendlich wenig von dem Christenthum bei allen den deutschen Unterthanen oder Zugehörigen des fränkischen Reiches festgewurzelt, aber den Sachsen und Friesen gegenüber fühlten sich doch die Franken am Niederrhein, die Hessen, die Thüringer als Christen oder richtiger als Feinde der Götter, die dort verehrt wurden, und von der andern Seite wurde natürlich diese gehässige Absperrung der Gemüther mit Zinsen zurückgegeben.

Unter solchen Verhältnissen mußte auch jenes wichtige

Einheitsband der Vorzeit, der gemeinsame Schatz idealer Tradition in Poesie und Sage, eine veränderte Haltung gewinnen. Auch früher hatte sich die allgemein deutsche Substanz desselben überall localisirt und individualisirt. Die bewegtesten Jahrhunderte der Völkerwanderung hatten dann durch die vorher nie in ähnlicher Energie vollzogene leibliche Berührung zwischen den verschiedensten Theilen unseres Volkes eine deutliche Verschmelzung des traditionellen Gutes der Einzelnen, das im Grunde freilich immer Allgemeingut gewesen war, hervorgebracht und daraus waren die Grundzüge eines wahren deutschen Epos erwachsen, das allen mit gleichem Rechte, wenn auch jedem in anderer Gestaltung angehörte. Es ist bezeichnend, daß der größte deutsche Held dieser Zeit, Theodorich der Ostgothe, in die ideale Mitte desselben gestellt wurde, wie er in der wirklichen Geschichte auch allein in dieser Zeit in die Geschicke aller deutschen Völker von einem einheitlich nationalen Standpunkt aus eingegriffen hatte. Aber die auseinandertreibenden Kräfte waren wie in der Wirklichkeit so auch in dem Bereiche der idealen Schöpfungen stärker als die zusammenhaltenden und so schoben sich die Ansätze zu einem großen Nationalepos alsbald wieder zurück hinter die particulären Gebilde, in denen jede Völkerschaft das, was ihr am meisten am Herzen lag, ihre auf sich gestellten Thaten und Leiden, selbstverständlich nie ohne die schroffste Heraushebung der Gegensätze zu den stammverwandten und darum besonders gehaßten Feinden, festhielt und zur Grundlage ihrer Stimmung machte.

Im engsten Zusammenhang damit mußte auch die Sprache von einer solchen fortschreitenden Zersplitterung des Volksgeistes berührt werden. Niemals hat es bei den deutschen Stämmen auch vor der Völkerwanderung ein einheitliches Idiom etwa des höheren Ausdrucks gegeben, an dem wenig-

stens nach der Voraussetzung der es Gebrauchenden, wenn auch nicht in der Wirklichkeit, die örtliche und ethnographische Unterlage nicht zu erkennen gewesen wäre. Nicht bloß der Mangel einer Literatur hat dies veranlaßt, obgleich das Bestehen einer solchen die kräftigste Stütze für eine Gemeinsprache sein muß, wie die Erfahrung und Erwägung der natürlichen Verhältnisse leicht ergiebt. Aber auch ohne Literatur wäre sie denkbar gewesen. Daß sie aber in der Vorstellung der Fremden, die das Trennende überhörten und das Gemeinsame auffaßten, doch bestanden hat, daß die Fremden von einer deutschen Sprache als Einheit reden konnten, beweist noch nicht, daß sie existirte. Gewiß waren die Verschiedenheiten der einzelnen Mundarten, wenn man sie mit den politischen oder ethnographischen Gebilden zusammenfallend denkt — was im allgemeinen richtig, im einzelnen manchen Beschränkungen unterworfen ist — im sechsten, siebenten und selbst noch im achten Jahrhundert nicht so groß, als daß sich nicht alle deutsche Grenznachbarn jeder in der seinigen mit dem Andern hätten verständigen können. Ob auch die entfernteren, die Sachsen z. B. mit den Baiern, die Friesen mit den Alemannen, möchte sehr zu bezweifeln sein, doch läßt sich darüber bei unserer Armuth an urkundlichen deutschen Sprachzeugnissen und noch mehr weil es uns heute unmöglich ist, das Sprachgefühl von damals zu beurtheilen, nicht entscheiden. Aber für das Bewußtsein dieser damaligen Deutschen war auch in der Sprache das Einheitsband zerschnitten, wenn sie auch durch die Thatsachen selbst überführt hätten werden können, daß es noch bestand, weil es auf ewige Dauer angelegt war. Jeder vermeinte nicht eine dem ganzen deutschen Volk gemeinsame Sprache nur nach seinem besondern Munde zu reden; weil es keinen Namen für das Ganze derselben gab, so kannte er

keinen andern dafür als den, den er auch sonst als den ausschließlichen Inbegriff seines Wesens festhielt. Er sprach nicht Deutsch, sondern Alemannisch, wenn er ein Alemanne, Sächsisch, wenn er ein Sachse war, Fränkisch, wenn er sich zu den Franken rechnete. Ob die Wirklichkeit oder der auf das Blut und die Abstammung gegründete geschichtliche Zusammenhang mit diesem Glauben immer stimmte, kommt nicht in Betracht. Seine Wirkung blieb doch zunächst dieselbe, als wenn es so gewesen wäre.

Solche Sprachzustände waren nicht dazu angethan, aus sich heraus in eine andere Bahn einzulenken. Es wäre allmählich das thatsächlich geworden, was die Vorstellung der Zeit sich einbildete. Aus dem einen Stamm der deutschen Sprache wären eine Anzahl von Zweigen so weit auseinander gewachsen, daß sie sich wirklich nicht mehr zu berühren oder eine gemeinsame Krone zu bilden vermocht hätten. Ob solche locale Gebilde in sich die geistige Nahrung, und nach außen hin die ungestörte Sicherheit gefunden haben würden, die ihnen Dauer und Gedeihen verbürgt hätte, ist sehr zu bezweifeln. Erwägt man die geschilderten Nothstände an allen Sprachgrenzen, das Vordringen fremder Nationen oder fremder Sprachen auf deutschem Boden, die Abbröckelung eines Stückes von dem alten Besitz nach dem andern, dazu noch das innere Uebergewicht, welches die Sprache der höheren Bildung der Zeit, wie man sie doch immer nennen muß, das Lateinische in seiner gelehrt traditionellen Form oder in seiner lebendigen Umgestaltung als romanische Volksmundarten, schon durch die Stütze der Kirche und des Staatswesens über das Deutsche behauptete und in wachsender Progression sich erwerben mußte, je mehr beide Mächte wenn auch noch so langsam das zähe Alte überwältigten oder durchdrangen — so war der Zukunft deutscher Particularsprachen kein günstiges Horoskop zu stellen.

Zweite Abtheilung.

Die althochdeutsche Zeit. Die Gestaltung einer deutschen Literatursprache.

Der Umschwung des fränkischen Wesens in der Zeit der ersten Karolinger.

Wirklich hatte sich schon eine solche selbständige sprachliche Abzweigung von dem gemeinsamen deutschen Stamme in dieser Zeit vollzogen und ihr war es einstweilen gelungen nach außen und innen hin nicht bloß unabhängig sondern auch lebenskräftig ihre Eigenart zu behaupten. Was man gewöhnlich als angelsächsische Sprache bezeichnet, — die einheimischen Schriftsteller nannten es schon im neunten Jahrhundert kurzweg Englisch, — ist zwar nicht nach moderner Vorstellung eine einheitliche Sprache, aber doch ein Gebilde von wesentlich gleichem Geiste, wenn auch in seiner örtlichen Gewandung nach den einzelnen örtlichen oder stammhaften Besonderheiten gemodelt, die bei den deutschen Einwanderern in Britannien auch in der neuen Heimath kaum minder als in der alten auf ihrem natürlichen Rechte des Daseins bestanden. Die geographische Weltstellung des Landes mußte hier noch stärker als anderswo auf den angeborenen deutschen Isolirungstrieb wirken. Wie das Staatswesen, die Verfassung und die häus-

liche Sitte so löste sich auch die Sprache von dem deutlich erkennbaren Boden der alten Zubehörigkeit rasch genug ab. Schon aus ihren ältesten Denkmälern läßt sich wohl die nächste Verwandtschaft einiger ihrer Hauptmundarten mit dem Sächsischen zwischen Weser und Elbe erweisen, aber daneben ist doch auch schon so viel Neues zugesetzt, daß das Ganze unzweifelhaft auf die Zeitgenossen auch dann den Eindruck einer völlig abgeschlossenen Sprache machte, wenn sie dieselbe auch noch kraft alter Gewöhnung hüben und drüben von der Nordsee mit dem Namen Sächsisch bezeichneten.

Die selbständige Ausgestaltung dieser Sprache war Hand in Hand mit ihrer Verwendung zu literarischem Gebrauche gegangen. Auch darin hatte das Angelsächsische seine eigene Bahn im Gegensatz zu allen seinen deutschen Verwandten eingeschlagen. Wie bei den Gothen gab auch hier das Eindringen eines neuen Glaubens, hier des römischen Katholicismus, den Anstoß dazu. Wie dort der Arianismus, so konnte hier die herrschend gewordene Kirchenform des sechsten Jahrhunderts ein solches Hilfsmittel zu ihrer wirklichen Einbürgerung auf dem neuen Boden nicht entbehren. Nur vollzog sich seine Anwendung jetzt nach dem andern Geist dieser katholischen Kirche und vielleicht der ganzen Zeit in anderer Weise wie dort. Die von Rom gesandten Missionare, die schon im Beginn des siebenten Jahrhunderts bedeutende Erfolge auf ihrem anfangs sehr unfruchtbar aussehenden Arbeitsfelde erzielten, konnten gar nicht fragen ob sie die deutsche Landessprache zur Kirchen- und Cultussprache machen sollten. Der von Rom mitgebrachte Grundsatz der strengsten Bewahrung der kirchlichen Uniformität, die dort als Katholicität galt, zwang sie das zu thun, was ihnen ohnehin das Bequemere war. Die Trümmer der altchristlich-römischen Kirche in Britannien und seinen

Nebenländern hatten sich nationalisirt und ihre heimische Sprache neben dem Latein in kirchlichen Gebrauch, dem Volke gegenüber in ausschließlichen genommen. Ebendeshalb galt diese britische Kirche zwar nicht als ketzerisch aber doch als verdächtig und da sie auch sonst in vielen Dingen auf ihrem alterthümlichen Standpunkt beharrte, so mußte die neue Saat des Christenthums so sorgsam als möglich vor jeder inneren Berührung mit jener gehütet werden. So erhielt das Lateinische in der Kirche der Deutschen in Britannien dieselbe officielle Alleinberechtigung wie in der Kirche der Deutschen in Gallien. Aber der Landessprache wurde daneben ein Platz gegönnt, und ebendeshalb arbeitete die Kirche selbst sofort mit Eifer an ihrer Pflege für ihre Zwecke d. h. für die innere Christianisirung des Volkes, wie sie dieselbe verstand. Ulfila hatte sich einst ein eigenes Alphabet, wenn gleich in sichtlicher Benützung mancher fremden Typen erfunden: die größere Gebundenheit der angelsächsischen Literatur zeigt sich schon daran, daß den Lauten ihrer Sprache meistens einfach das lateinische Alphabet angepaßt wurde.

Die gothische christliche Literatur hatte, soviel die uns davon überkommenen Notizen erkennen lassen, sich zu einer großartigen Vielseitigkeit entfaltet. Sie war nicht bloß im directen Dienste der Kirche und der inneren und äußeren Mission geblieben, sie hatte sich auch in das weite Feld des damaligen weltlich wissenschaftlichen Betriebes gewagt, sie scheint sogar den Versuch nicht gescheut zu haben sich das alter erbte Geistesgut der nationalen Sage und Tradition anzueignen und im neuen Geist zu verarbeiten. Die angelsächsische Literatur kam ihr in solch weitem und kühnem Fluge weder in der ersten Zeit ihrer Entstehung, wo es nicht zu erwarten war, noch auch später ganz gleich, aber ähnliche Ziele verfolgte

sie doch auch und in einem Stücke überholte sie jene, so viel man bei der Dürftigkeit unserer thatsächlichen Kenntniß dieser Dinge sehen kann. Von einer volksthümlich kirchlichen Poesie in der Sprache und Literatur der Gothen weiß man nichts; das Angelsächsische hat eine solche im größten Stile und zwar gewiß schon in tonangebenden Anfängen bereits im Beginne des achten Jahrhundert, vielleicht schon im siebenten, geschaffen, also etwa ein Jahrhundert später als die Bekehrung zuerst sichtbare Fortschritte machte.

An dem Vorbild der Angelsachsen läßt sich abnehmen, was für die andern deutschen Mundarten oder, wie sie sich selbst rechneten, Sprachen nöthig war, um sie, deren alte Lebensbedingungen durch den Gang der weltgeschichtlichen Entwickelung immer mehr bedroht wurden, widerstandsfähig gegen die sie untergrabenden inneren und äußeren offenen und versteckten Anfeindungen zu machen. Sie mußten sich eine Literatur schaffen, d. h. zunächst den Gebrauch der Schrift ohne alle weiteren Nebenbeziehungen als auf das praktische Ziel, das sie anderwärts verfolgte, wo es eine Literatur gab. Dies konnte nach der damaligen Lage der Dinge nur erreicht werden, wenn die neue Geistesmacht der christlichen Kirche diese Schöpfung vollzog, wie es bei den Angelsachsen und im wesentlichen ganz ebenso bei den Gothen geschehen war. Aber dazu gehörte, daß die deutsche Kirche selbst das Bedürfniß darnach als eine Gewissenssache so tief und warm wie möglich empfand, was sie bisher nicht gethan hatte. Es war also in der bestehenden Situation und in den Menschen, die sich darin formirt hatten, keine Möglichkeit dazu gegeben und wenn es geschehen sollte, mußte die Physiognomie der Zeit und der Menschen eine andere werden.

In die Mitte des achten Jahrhunderts um den Zeitpunkt

festzuhalten, der oben als sprachgeschichtliche Marke aufgestellt wurde, fällt aber eine solche tiefgreifende Wandelung und die Mächte, die darin thätig waren, haben auch direct eingreifend oder direct fördernd das geschaffen, was geschaffen werden mußte, eine deutsche Literatur.

Betrachtet man die Geschichte des Franken-Reiches und Volkes im siebenten Jahrhundert, so scheint es als wenn der grenzenlosesten moralischen Verwilderung bei Hohen und Niedrigen, Geistlichen und Laien, dem Ruin der materiellen Wohlfahrt in allen Klassen der Bevölkerung, der gänzlichen Stockung aller höheren idealen Kräfte, dem absoluten Nichtdasein dessen, was man geistige und intellectuelle Interessen nennt, nichts als das völlige Chaos hätte folgen müssen, eine Auflösung schlimmer als sie irgend eine Phase der vielberufenen Völkerwanderung über einige Theile der europäischen Menschheit gebracht hat. Aber in der Tiefe gab es doch noch eine unzerstörbare Lebenskraft des Staates und des Volkes, nicht am wenigsten deshalb weil immerzu von Deutschland her frische, wenn auch sehr rohe Säfte in die faulige Gährung einströmten. Mochten sie auch sehr bald von ihr ergriffen und nichts Besseres, oft noch etwas viel Schlimmeres als das schon vorhandene Schlimmste werden — jedenfalls leisteten sie den so zu sagen rein materiellen Dienst eines kräftigen Ferments, das Leben und Bewegung, freilich nur wie in einer Eiterbeule unterhielt. Es liegt nun in den natürlichen Gesetzen, welchen die Entwickelung der Geschichte im Großen gerade so, aber auch nur gerade so und nicht weiter wie der concrete Einzelmensch unterworfen ist, daß sich aus der Pest, wenn sie nicht zu der Erstarrung des Todes führt, allmählich wieder etwas Gesundes, Lebensfähiges, eine partielle Genesung entwickeln muß. Das achte Jahrhundert sieht schon viel frischer aus als

das siebente. In harten Kämpfen steigt ein neues Herrschergeschlecht und mit ihm der Umriß einer neuen Zeit für das Volk und den Staat empor: die Karolinger, festgewurzelt in dem noch deutsch gefärbten Bestandtheile der fränkischen Aristokratie, entscheiden den bis dahin unentschieden hin- und herschwankenden Streit, ob das deutsche Element oder das romanisirte im Reiche die eigentliche Führerrolle zu übernehmen berufen sei, zu Gunsten des ersten. Pippin und Karl Martell sind der erstere trotz seines ganz romanischen, der andere trotz seines halbromanischen Namens ächte Deutsche „aus dem edelsten Stamme der Franken", vielleicht durch uralte, damals aber schon zu einer werthlosen Antiquität herabgesunkene Volkstradition an das alte Königs- und Heroengeschlecht angefügt, von welchem auch Chlodwig und sein Nachfolger ihre Legitimität ebenso sehr wie von ihrer Legalisirung durch die römischen Imperatoren ableiten wollten. Denn das eine war brauchbar oder unentbehrlich für ihre deutschen, das andere für ihre romanischen Unterthanen. Auch dafür sorgte später bei den Karolingern die Autorität, welche an die Stelle der alten Imperatoren getreten war, das Papstthum, und die seltsamen Versuche tendenziöser Hofgelehrsamkeit, ihrem Herrscherhause neben der geistigen Zugehörigkeit auch eine leibliche zu dem Römerthum anzudichten, indem man ihm eine senatorische d. h. römisch-aristokratische Genealogie erfand, sind im Vergleich mit jener der ganzen Zeit verständlichen Weihe durch die Hand des Nachfolgers Petri nicht weit über den Kreis hinausgedrungen, in dem sie entstanden waren.

Die große weltgeschichtliche Probe bestand das neue Geschlecht und die neue Zeit durch Karl Martell. Sein Verdienst ist es bekanntlich den bis dahin überall siegreich vordringenden Islam zum Stillstand und zu langsamem Zurückweichen ge-

zwungen zu haben. Wer hätte, hundert oder funfzig Jahre früher bei den Franken die gewaltige Naturkraft, die Festigkeit des Herzens und des Auges gefunden, die es erforderte um einen solchen Feind zu besiegen, gegen dessen idealistischen aber durch und durch mannhaften Fanatismus und unvergleichliche Kriegstechnik Avaren und Slaven tölpelhafte Barbaren, Horden von verwilderten Kindern waren? Daß es hauptsächlich die Körperkraft und der Schlachtenmuth der östlichen, der deutschen Franken und wahrscheinlich nicht bloß der Franken im eigentlichen Sinne, sondern aller ihrer deutschen Schutzverwandten gewesen ist, dem das römische Christenthum, die germanisch romanische Welt des Mittelalters ihre Rettung aus einer Todesgefahr wie niemals vorher oder nachher verdankte, wußten schon die Zeitgenossen und darin liegt die materielle Erklärung des Wunders. Aber jenseit derselben muß man sich auch nach einer geistigeren umsehen und diese ist nur in dem frischen Aufleben des deutschen Elementes im fränkischen Wesen und im fränkischen Reiche zu finden.

Die aufsteigende Reihe der Karolinger findet in dem jüngeren Pippin, dem Sohne Karls, ihre völlig organische Fortsetzung, zugleich eine Ergänzung und Erweiterung des Gesichtskreises ihrer weltgeschichtlichen Mission. Er gab dem kriegerischen Heldenthum im Stile der altdeutschen Vorzeit oder der Völkerwanderung eine vergeistigte Durchbildung die es befähigte, nicht mehr bloß Schlachten zu gewinnen und Feinde zu zerschmettern, sondern auch Staat und Volk nach dem Maße dieser Zeit mit einem idealen Pathos zu erfüllen, das aus beiden ganz verschwunden war oder das beide nur auf Augenblicke in der besten Zeit der Heldenlaufbahn Chlodwigs besessen hatten. Der zur Carikatur gewordene Hochmuth des fränkischen Selbstbewußtseins verwandelte sich in die

gehobene Würde eines seiner Kraft und seines Willens bewußten und dadurch legitimen Herrschervolkes, das den Beruf der Weltherrschaft nicht als ein bloßes Raubgelüste, sondern als ein göttliches Amt verstand.

Ist an dem ältern Pippin und namentlich an Karl Martell jeder Zug deutsch, so könnte der jüngere Pippin, der Gründer des vom Papste gesalbten Königthums, der Rächer der Frevel, die langobardische Barbaren dem Fürsten der Apostel angethan, der Schutzherr, Wohlthäter und Freund — soweit er es als König sein konnte — aller hervorragenden Männer in seiner Landeskirche, von gemischter Art heißen. Eben jene idealen Züge, die zu dem charakteristischen Bilde seines Geschlechtes und Volkes in ihm noch hinzutraten, sind ja durchgängig aus der geistigen Quelle, gewöhnlich auch leiblich, aus dem Schoße des Romanismus entsprungen.

Die geschichtliche Fügung stellte als Ergänzung des christlichen Frankenkönigs, wie er sein sollte, auch noch den christlichen Priester wie er sein sollte, einen Bonifacius neben Pippin. Was die fränkische, also der größere Theil der damaligen römisch-katholischen Kirche diesem Manne verdankt, läßt sich nicht bloß in dem ihm traditionell beigelegten Namen „Apostel der Deutschen" zusammenfassen. Für uns ist diese Seite seiner Thätigkeit in jedem Sinne die bedeutsamste, aber wir vergessen dabei nicht, daß um ihr ihre weltgeschichtliche Schwerkraft zu geben, Bonifacius auch noch etwas Anderes als ein begeisterter und glücklicher Missionar sein mußte. Ein Gallus, Rupert, Willibrord u. s. w. waren dies auch gewesen und doch fehlte ihren Erfolgen der weltgeschichtliche Nachdruck. Es waren vereinzelte Keime, aus denen bei günstigeren Conjuncturen mit der Zeit etwas werden, die aber auch ebenso gut in's Stocken gerathen und ganz verkommen mochten, wozu

sich vor dem Eingreifen dieser einen durchschlagenden Kraft des Bonifacius alles anließ. Er war der Ordner und Regenerator der gesammten fränkischen Kirchenverfassung, derjenige, dessen Einfluß in den meisten Fällen die neuen Menschen, deren die neue Zeit bedurfte, an die rechte Stelle zu setzen wußte. Erst dann als anstatt der zerbröckelten Ruine des älteren fränkischen Kirchenthums ein Neubau zwar nicht dem Plane gemäß vollkommen ausgeführt, aber doch auf feste Substructionen gegründet und in seinen Hauptgliedern kräftig in die Höhe geführt war, als überall, wie es immer in gleicher Situation geschehen muß, die rechten Menschen als helfende Arbeiter wie aus dem Boden herauswuchsen, war auch für die Christianisirung Deutschlands die einzig praktische Anlehnung oder Basis gewonnen. Keine Genialität, keine gottbegeisterte Hingebung und wäre sie noch viel größer als die des frommen angelsächsischen Mönches gewesen, hätte den Mangel jener nothwendigsten Stütze ersetzen können und war sie vorhanden, so hätte auch wohl ein geringeres Maß von intellectueller und ethischer Größe, als sie Bonifacius besaß, ausgereicht, um das zeitgemäße Werk durchzuführen oder vielmehr in eine solche Bahn zu bringen, daß seine Durchführung nur noch eine Frage der Zeit war, aber nicht mehr von irgend einem Zufall wie bisher abhing.

Verfolgt man die innere Entfaltung der Idee, welche durch die concreten Persönlichkeiten der ersten Karolinger thatsächlich gemacht wurde, so wird man in Pippin's Sohn, in Karl dem Großen zunächst die begrifflich vollzogene Vereinigung des christlichen Königs im Stile Pippin's und des christlichen Priesters im Stile des Bonifacius erkennen. Karl ist aber mehr als eine Vereinigung dieser beiden; es ist in ihm auch noch alles das enthalten, was an seinen Ahnen vor Pippin

groß und eigenartig in die Zeit eingriff. Er ist ebenso gut auch der verklärte, in eine höhere Sphäre gehobene Karl Martell und gilt von jeher darum mit Recht für den alle Strahlen in sich sammelnden Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Männer, die man nach seinem Namen die Karolinger nennt.

Karl Martell hatte das altdeutsche Heldenthum des Frankenvolkes wieder erweckt. Von ihm datirt nicht bloß das ersichtliche mehr naturalistische Uebergewicht des deutsch fränkischen Elementes über das romanisirte, es ist auch als Ursache und Folge zugleich eine Erhebung des nationalen Bewußtseins durch ihn angebahnt, welche unter den günstigen Auspicien der nächsten Zeiten immer kräftigere und lebendigere aber auch mehr und mehr von idealer Weise verklärte Züge gewann. Zunächst blieb sie noch in ihrer traditionellen Abgeschlossenheit eine bloß fränkische und die Gegensätze zu allem übrigen Deutschen, was nicht fränkisch war, verschärften sich auf beiden Seiten eher noch als daß sie sich milderten. Thatsächlich aber kam das was das Deutschthum der Franken förderte, der ganzen Nation zu gute, ohne daß sie es ahnte. Und wie auf allen Gebieten ihres Daseins so auch auf dem ihrer Sprache.

Die älteren Karolinger, deutsche Franken von Geburt und Erziehung, hielten es darin wie es die andern nächsten Stammgenossen zu halten pflegten. Das Deutsche war ihre Hausprache, das Lateinische oder das Romanische blieb innerhalb der Sphäre, die es einmal beherrschte, in seiner herkömmlichen Stellung. Von einem activen oder reflectirten Interesse für ihre Muttersprache ist bei ihnen nichts zu bemerken. Sehr möglich daß der urdeutsche Typus in Karl Martell auch denjenigen Zug enthielt, ohne welchen er sehr unvollständig gewesen wäre, die treue Anhänglichkeit und das innige Ver

ständniß für die im fränkischen Volke, so weit es noch deutsch geblieben war, gepflegte Kunst der sprachlichen Darstellung, für die nationale Heldendichtung und Sage. Aber von da aus war es noch weit auch nur bis zu dem Eingang der Bahn, die betreten werden mußte, sollte die deutsche Sprache oder, wie man correcter, dem Sinne der Zeit gemäßer sich ausdrücken muß, die fränkische, wirklich emancipirt und zur Concurrenz mit dem Lateinischen und Romanischen befähigt werden. Daß Karl oder sein Sohn Pippin auch nur eine Ahnung von dieser Aufgabe gehabt, ist schwerlich zu beweisen, nicht einmal zu vermuthen. Aber ihre vergeistigte Wiedergeburt Karl der Große hatte sie und nicht bloß als Ahnung, sondern wie alles, was seine Seele erfüllte und geschichtliche Thaten aus seinen Gedanken gestaltete, als durchdachte, in folgerichtigen Zusammenhang gesetzte, rationell begründete Maxime seines Handelns. Er ist der erste weltgeschichtliche Mann gewesen, welcher es sich zu bewußter Lebensaufgabe setzte — selbstverständlich nur zu einer neben so vielen und ihm selbst und der Zeit unendlich wichtigeren — dem bisherigen Knechtszustand seiner fränkischen Muttersprache ein Ende zu machen, und als der intelligenteste Mensch seiner Zeit griff er zu dem einzigen Mittel, das dafür geboten war, indem er seiner Sprache eine wirkliche literarische Gestalt zu geben versuchte. Versucht hatten es wohl schon manche Andere vor ihm, aber kein Einziger mit der Klarheit der Reflexion und dem sichern Blick auf das Ziel wie er, ganz abgesehen davon, daß es etwas Anderes bedeutete, wenn der Herrscher der ganzen abendländischen Christenheit, der wiederstandene Imperator Romanus, oder irgend ein namenloser Mönch in irgend einem Gebirgswinkel so etwas unternahm.

Das berühmte 29. Capitel in Einhard's Leben Karl's des

Großen schildert diese seine Thätigkeit mittelst einiger recht anschaulich herausgegriffener Beispiele, aber für den eigentlichen Umfang und Inhalt hat der streng kirchlich lateinischgelehrte Mann trotz seines deutschen Namens und seines deutschen Blutes keine Fassungskraft und wahrscheinlich auch, wie die unendliche Mehrzahl seiner Bildungsgenossen, kein Herz gehabt. Seine Notizen genügen jedoch, soviel im Einzelnen auch der Forschung und Kritik davon noch schwankend sein mag, um alles das erkennen zu lassen, worauf es eigentlich ankommt. Zuerst daß die Initiative ganz allein aus dem großen Geiste Karl's entsprang, aus keiner äußeren Anregung gelehrter Kenner und Vermittler, wie er deren so viele um sich hatte und sie sonst in allen den andern Sphären seines allseitigen, das ganze Geistesgut der Zeit umspannenden Bildungstriebes gebrauchte. Denn nicht auf eine bloße Liebhaberei war es abgesehen. Ein bloßer Liebhaber hätte sich nicht an die colossale Aufgabe gewagt eine grammatische Darstellung der fränkischen Sprache, einer so gut wie noch nicht zu schriftlicher Fixirung gelangten Sprache zu unternehmen. Daß er sie nicht ausführte, versteht sich so von selbst, daß dadurch der Größe des Gedankens kein Eintrag geschieht. Ferner: es handelt sich für Karl nicht bloß darum das Fränkische zu einer Literatursprache im Dienste der Kirche zu machen, wie es Ulfila seinem Gothischen gethan oder wie es die freilich dann von den Thatsachen überholte Intention jener Schöpfer der angelsächsischen Literatur gewesen war. Auch er wollte seine Muttersprache im Dienste der Kirche ganz anders als bisher verwandt wissen: dahin zielen alle seine bekannten und von seinen christlichen Helfern acceptirten, wenn auch meist nur lau executirten Maßregeln für die regelmäßige Einrichtung der Predigt in der Landes- oder Volkssprache, also auch in der deutschen

und nicht bloß der fränkisch deutschen, für den geistlichen Unterricht und die Katechisation in derselben Art. Hierin ist er, wie er schon oben genannt wurde, ganz und gar der wiedererstandene Bonifacius. Alles das gilt nicht dem Deutschen als Deutschen, sondern der Kirche oder richtiger der Geistesbildung der unter seinem Scepter versammelten christlichen Welt, das Deutsche ist hier nur das Mittel, in keiner Art Selbstzweck. Aber jene von ihm eigenhändig niedergeschriebene — so lauten die klaren Worte Einhard's und es ist kein Grund sie künstlich mit Hilfe eines lateinischen Idiotismus umzudeuten — Sammlung epischer Lieder des fränkischen Volkes hat mit diesem Zwecke nichts zu thun, ebensowenig die Namengebung der Monate und Winde durch fränkische althergebrachte oder neugebildete Worte. Hier und bei der Grammatik ist freilich über das Ziel hinaus geschossen, bei dieser, weil einer solchen Aufgabe überhaupt alle Geisteskraft nicht bloß der Karolingischen Zeit, sondern des ganzen Mittelalters nicht einmal annähernd gewachsen war, hier weil ein gelehrter Purismus in einen Bereich des Sprachlebens sich, wenn auch in bester Absicht, einmischte, wo er immer Fiasco machen muß. Aber um so deutlicher wird es daran, wie weit sich Karl sein Ziel gesteckt hatte. Offenbar sollte die fränkische Sprache, weil sie seine und seines eigenen Volkes Sprache war, eine dem Lateinischen ebenbürtige Literatursprache werden. Erhielt sie eine Grammatik, so war sie nicht mehr das, was sie auch ohne alle übeln Nebengedanken gewöhnlich geheißen wurde, eine barbarische; konnte sie aus der eigenen Geistesarbeit der Vorzeit Denkmäler aufweisen, die wenigstens dem Sammler als vortrefflich gegolten haben müssen, so besaß sie nicht bloß die Form, sondern auch den Gehalt einer Literatur im höchsten Stile. Konnte sie aus

ihren eigenen Mitteln die in sie eingedrungenen fremden Bestandtheile ersetzen, wie es hier gleichsam versuchsweise an den Monats- und Windenamen demonstrirt werden sollte, so war damit bewiesen, daß sie zu jeder Art von Gebrauch geeignet, also in jedem Sinne vollberechtigt sei.

Wenn nun auch Karl wie jeder große Bahnbrecher der menschlichen Cultur etwas Anderes wollte, als was er erreichte, so bleibt ihm doch das Verdienst, daß er damit den entscheidenden Schritt gethan hat das, was wirklich nach den Bedingungen der Zeit lebensfähig in seinen Plänen war, in's Leben einzuführen. Obgleich wir nichts übrig haben von den deutsch literarischen Ergebnissen seiner eigenen gelehrten Bemühungen als jene curiositätenartigen Notizen des Einhard, obgleich keine einzige der noch vorhandenen schriftlichen Aufzeichnungen, mit denen nun die urkundliche Geschichte unserer Literatur oder die Geschichte unserer Sprache als Schriftsprache greifbar heraustritt, direct auf ihn selbst oder auch nur auf eine direct von ihm stammende Anregung zurückgeführt werden kann, ist und bleibt er doch im höheren Sinn der Schöpfer unserer deutschen Literatur, unserer deutschen Schriftsprache, ist er für sie dasselbe geworden was Ulfila für die Sprache seines Volkes, ja noch mehr. Nicht etwa deshalb, weil seine eigenen Ziele gleich vom Anfang an großartiger oder nationaler gesteckt waren, als wir es bei Ulfila — so viel wir von ihm wissen, muß freilich hinzugesetzt werden — voraussetzen dürfen. Sondern weil das Lebensmark des gothischen Volkes oder des gesammten ostdeutschen Volkes und Sprachastes von so geringer Dauerhaftigkeit war. Der Ast, in welchen Karl der Große in seiner Art ebenso gut wie vierhundert Jahre später Heinrich von Veldeke das erste Reis einimpfte, war von anderer Zähigkeit und Derbständigkeit, sonst würde er allen

den Stürmen, denen er bisher schon ausgesetzt war, allen den zufälligen und absichtlichen Verstümmelungen, die er schon über sich hatte ergehen lassen müssen, nicht so lange und verhältnißmäßig so unbeschädigt in seinem innersten Kerne haben Widerstand leisten können. Er ist, nicht immer von der Gunst des Geschickes gepflegt, bis auf diesen Tag doch immer kräftig weiter gewachsen und das, was er später zu erleiden hatte, ist im Vergleich mit dem, was ihm drohte, ehe die mächtige Hand Karl's des Großen sich über ihn ausstreckte, von unendlich geringerer Gefahr für seine Existenz gewesen. Aber eben darum haben wir das Recht und die Pflicht Karl nicht nur als den großen Begründer der gesammten mittelalterlichen Lebensordnung, worauf doch trotz aller Revolutionen das Gebäude der heutigen Welt ruht, sondern als einen Hauptwerkmeister an dem stärksten und oft einzigen Einheitsbande unserer Nation, der deutschen Schriftsprache und Literatur, in dankbarem Gedächtniß zu verehren.

Zweites Capitel.

Die ersten Anfänge der deutschen Literatur.

Die Anfänge der deutschen Literatur dürfen nicht so von dem Eingreifen Karl's des Großen abhängig gedacht werden, daß man das Vorhandensein älterer, von seiner Anregung unabhängiger geschriebener Denkmäler in deutscher Sprache läugnen wollte. Aufzeichnungen in zusammenhängender deutscher Rede wurden schon vorher von der Hand geistlicher Männer gemacht. Ihr Zweck war dabei, gewisse Formulare, die man bei dem Verkehr mit dem deutschen entweder noch heidnischen oder schon christlichen Volke gebrauchen konnte,

durch die Schrift besser als durch das Gedächtniß zu sichern oder auch andern Standesgenossen mitzutheilen, die ihrer benöthigt waren. Seitdem die Mission in Deutschland lebhafter betrieben wurde und seitdem sich auch in der deutschen christlichen Kirche ein ernsteres Bestreben kund gab ihrem Beruf der christlichen Volkserziehung gerecht zu werden — das eine wie das andere unter der persönlichen Initiative des eben darum „Apostel der Deutschen" genannten Bonifacius — steigerte sich das Bedürfniß nach solchen Aufzeichnungen und ihre zufällig erhaltenen Ueberbleibsel geben insofern doch ein richtiges Bild von ihrer Verbreitung, als sie mit jedem neuen Jahrzehent seit dem ersten Drittel des achten Jahrhunderts immer häufiger werden.

Dadurch verbreitete sich, schon vor Karl, eine Art von Gewöhnung, die deutschen Sprachlaute auch mit andern Zeichen als den Runen schriftlich darzustellen. Noch geschah es freilich nicht viel besser oder systematischer wie in jenen zufälligen deutschen Einschiebseln in lateinische Texte, die zu ganz andern praktischen Zwecken, wie wir gesehen haben, schon von jeher gemacht und immer noch weiter abgeschrieben zu werden pflegten. Jeder schrieb natürlich mit lateinischen Buchstaben, weil er keine andern zum Schreiben kannte, selbst wenn er von den Runen wußte. Jeder paßte dieselben den deutschen Lauten so an wie er sie hörte und sprach, oder wie er sie zu hören glaubte, wenn er ein Fremder war. An irgend ein Princip dachte dabei keiner; wurde nur der einzige Zweck, der hierbei den Schreiber leitete, erreicht, so war die äußere Form der Niederschrift gleichgültig.

Völlig verschieden in ihrer Haltung trat seit Karl dieser „Bedürfnißliteratur", wie man sie wohl nennen kann, eine andere zur Seite, die auch einen bestimmten praktischen Zweck

verfolgte, aber dabei doch die Mittel der sprachlichen Darstellung nicht als zufällig behandelte. Das älteste uns erhaltene Denkmal dieser Art ist die jedenfalls auf fränkisch deutschem Boden und von einem landeseingebornen Geistlichen verfaßte Uebersetzung eines Theiles von einer erbaulichen Schrift des Kirchenvaters Isidor von Sevilla. Etwas jünger mögen die Fragmente einer Uebersetzung der Evangelien sein, deren Sprachformen auf ein bairisches Kloster weisen. Beide gehören wohl noch dem 8. Jahrh. aber gewiß seinen letzten Jahrzehnten an. Deshalb und wegen ihrer innern Beschaffenheit darf man sie als die ersten greifbaren Spuren der von Karl ausgehenden Bemühungen für eine wirkliche deutsche Literatur, zunächst eine geistliche oder kirchliche halten. Auch sie mußte, wie es in der Natur der Sache lag, mit Uebersetzungsversuchen beginnen, ehe sie sich an selbständigere Productionen wagte.

Die namenlosen Verfasser beider Werke haben uns nicht darüber unterrichtet, für welches Publicum sie ihre Arbeit bestimmt wissen wollten. Aber aus der Wahl ihrer Stoffe und aus der Art ihrer mehr erläuternden als streng wörtlichen Textesübertragung darf man schließen, daß sie ein solches vor Augen hatten, zu dessen Lebensgewohnheiten weder lateinische Literatur noch die Beschäftigung mit theologischer Fachgelehrsamkeit gehörte, also gebildete Laien, wie es doch überall in Deutschland schon einige gab, die, ohne eigentlich gelehrte Erziehung in einer der damals noch so seltenen Klosterschulen genossen zu haben, doch seit und durch Bonifacius mit dem Herzen für die Sache des Christenthums und der Kirche gewonnen waren. Am ersten aber wird man an jenen Kreis denken dürfen, der sich um Karl den Großen als höchste weltliche Würdenträger des Hofes und Staates versammelte und an deren jugendlichen Nachwuchs. In der Hofschule, unter dem directen Einfluß und der obersten

Leitung des kaiserlichen Herrn, hat zwar, so viel wir wissen, das Deutsche keinen aparten Unterrichtsgegenstand gebildet, aber es versteht sich doch von selbst, daß alle die, welche in unmittelbarer Berührung mit dem großen Gönner und Pfleger der deutschen Sprache lebten, auch am meisten von seinem Beispiel angeregt wurden. Im Unterschied von jener älteren Literatur des Zufalls, wie man sie wohl auch heißen dürfte, versuchten diese Schriftsteller mit einer gewissen Consequenz und nach einem gewissen System zu Werke zu gehen. Sie hielten sich nicht mehr an den zufällig erfaßten Laut oder das zufällig zunächst sich bietende Wort, sondern sie bemühten sich den ersteren in möglichst gleichförmiger Weise durch die lateinischen Buchstaben, ohne welche auch sie sich ein Schreiben überhaupt nicht zu denken vermochten, zu befestigen, wie sie es von ihrer lateinischen Schriftstellerei oder Schreibübung her gewohnt waren. Häufig freilich legte ihnen die Natur der Dinge, das Nachahmen von deutschen Lauten, für die es kein ausreichendes lateinisches Schriftzeichen gab, und noch häufiger das in der lebendigen deutschen Aussprache begründete Schwanken in den deutschen Lauten selbst unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Daß sie sich nicht an die zufällige Mundart ihrer allernächsten Umgebung oder die ihnen angeborene und im Haus angewöhnte binden durften, erkannten sie wohl: schwerer aber war es zu sagen, woran sonst? denn da das Deutsche überall nur in solchen Individualitäten lebte, da es keine über einen größeren Kreis von Menschen verbreitete Gleichförmigkeit darin gab, so mußten sie sich selbst, vielleicht im Hinblick auf diejenigen Gesellschaftskreise, in denen noch am ersten sich etwas dem Aehnliches gebildet haben konnte, einen gewissen Durchschnittscanon für ihre Sprache schaffen. Aber über den mundartlichen Typus im gewöhnlichen Sinne ging derselbe nicht

hinaus. Nicht bloß daß der fränkische Schreiber fränkisch im allgemeinen schrieb, sondern er schrieb so, wie er als Bewohner des Speergaues oder der Umgegend von Mainz, als Mönch in Fulda oder in Wirzburg das Fränkische sprechen hörte oder gelernt hatte.

Wie weit er damit in einem anderen mundartlichen Kreise oder etwa in ganz Deutschland verständlich wurde, brauchte ihn nicht zu kümmern. In der That waren ja die Verschiedenheiten zwischen sehr vielen deutschen Mundarten noch so wenig tiefgreifend, daß, wenn der einen ihre eigentlichsten Spitzen und Dornen etwas abgebrochen wurden, sie den Angehörigen der anderen recht wohl zugänglich, wenn auch immer fremdartig erschien. Auch war die Abhilfe dafür von selbst gegeben. Verbreitete sich ein solches deutsches Erzeugniß etwa aus seiner rheinfränkischen Heimath nach Alemannien oder Baiern und fand hier solchen Beifall, daß man es selbst zu besitzen wünschte, so schrieb man es ab und zwar so, daß man die störenden Ecken des Originals etwas, bald stärker bald gelinder, abglättete. So entstand zwar nicht ein Werk aus einem sprachlichem Gusse, wie das Original gewesen, aber ein solches, das ohne in dem, was den Lesern als das Wesentliche galt, etwas eingebüßt zu haben, sie doch ganz anders anheimelte, wie jenes. Diese Procedur konnte mehr als einmal, je nach Bedürfniß, wiederholt werden, und viele uns erhaltene literarische Producte dieser Zeit zeigen die unverkennbaren Spuren nicht bloß einer, sondern zweier und dreier mit ihnen vorgenommenen Umarbeitungen, wenn man es so nennen will, richtiger theilweiser Umschreibung in andere Mundart, wobei doch der ursprüngliche Typus nie ganz verwischt wurde.

Die Geschichte unserer Literatur verzeichnet den immer sich vermehrenden, beinahe in geometrischer Progression an-

wachsenden Vorrath von schriftlichen Denkmälern in deutscher Sprache, nachdem einmal die richtige Bahn betreten war. Natürlich darf man sie sich weder an Umfang noch an Zahl nach dem Maßstabe einer neueren Literatur denken, aber im Vergleich mit der völligen Oede vor der Mitte des 8. Jahrh. und mit den schüchternen und sparsamen Ansätzen bis zum Schlusse desselben ist das, was das 9. hervorgebracht hat, bewunderungswürdig reichhaltig. — Karls große Intentionen hatten sichtbare Früchte genug getragen, aber doch dauerte es noch geraume Zeit, bis der eigentliche Kern seiner patriotischen Bemühungen für seine Muttersprache in einem lebenskräftigen Keime aufaufging. Denn wir haben gehört, eine bloß geistliche Literatur, noch dazu eine, die wesentlich von dem Gute einer fremden zehrte, wollte er nicht. Sein Sinn stand weiter und höher. Aber bis auf Otfrid hin hat ihn Niemand begriffen, denn was in deutscher Sprache niedergeschrieben wurde, gehörte entweder in das Gebiet der geistlichen Uebersetzungsliteratur oder in das der begreiflich immer zahlreicher und gewandter abgefaßten Formularien für die Bedürfnisse der Seelsorge oder in den Bereich des klösterlichen Schulunterrichts, der bei dem massenhaften Zuströmen deutschgeborener und deutschredender Zöglinge sich allerlei Hilfsmittel schaffen mußte um ihnen durch Benutzung ihrer Muttersprache den Zugang zum Lateinischen zu erleichtern, vielleicht den nicht immer ganz tactfesten Lehrern ähnliche gute Dienste zu thun. Alles, was nicht in eine dieser Rubriken fällt, das kam wegen seines geringen Umfanges und der nachweislich meist sehr geringen Verbreitung, die es fand, für die innere Erweiterung der literarischen Leistungsfähigkeit wenig in Betracht. Das Wessobrunner Gebet, das Muspilli, ja, selbst das Hildebrandslied, unschätzbar für unsere Alterthumskunde und für die Kenntniß der sprachlichen Individualitäten ihrer Zeit,

haben doch auf die Weiterentwickelung der Sprache zu dem ihr von Karl gesteckten Ziele gar keinen sichtbaren Einfluß geübt.

Blut und Landesart stellen den fränkischen Mönch Otfrid aus dem südlichsten Abschnitt des rheinfränkischen Gebietes, aus dem Speiergau, nahe aber nicht unmittelbar neben den großen Kaiser, der zwischen Ingelheim und Achen seine eigentliche Heimath hatte, wenn wir auch weder hier noch dort die zufällige Stätte seiner Geburt suchen werden. Aber die Umrisse des niederrheinisch fränkischen Typus oder, wenn man es so nennen will, des mittelfränkischen, sind doch in ihm nicht zu verkennen. So wird auch der Schriftsteller Otfrid mit seinem Südfränkisch nicht ganz die Sprache wiedergeben, in der Karl gesprochen und geschrieben hat, aber doch eine nahe verwandte. Auch kann Otfrids früheste Kindheit allenfalls noch in die letzten Jahre Karls zurückreichen. Der Kern seines Lebens fällt gewiß schon ein Menschenalter später und eine solche Frist bedeutete für eine Sprache, die sich eben in der lebhaftesten innern Bewegung durch das Emporwachsen einer Literatur befand, sehr viel.

Der geistige Fortsetzer oder Vollender der Idee Karls ist er aber doch, auch wenn er durch manche leibliche Schranken von ihm getrennt ist. Nur muß man erwägen, daß er als Mönch sie anders fassen mußte als jener und dann, daß eine productiv angelegte Individualität gerade eben in ihrer Individualität eine relativ enge Grenze finden kann, ohne daß damit der Werth und die Bedeutung ihres Könnens sich mindern.

Unter diesen Voraussetzungen darf man Otfrids Evangelienbuch, das 867 höchst wahrscheinlich vollendet aber das Ergebniß eines ganzen Menschenlebens war, als die erste wahrhaft freie und insofern monumentale That der deutschen

Sprache als Literatursprache, als Hilfsmittel der höchsten nach den Umständen denkbaren künstlerischen Verwerthung derselben bezeichnen. Nicht als ob die Tradition der alten ungeschriebenen deutschen Volksdichtung nicht noch vieles enthalten oder der noch immer nicht versiegte Strom ihrer Schöpferkraft nicht fortwährend Neues hervorgebracht hätte, was an poetischem Gehalt und technischer Durchbildung hoch über Otfrid zu setzen wäre. Aber wie vortrefflich auch, lebensfähig war es nicht mehr: die Zukunft gehörte den neuen Mächten, dem Christenthum, dem Geiste, in dem Karl der Große geschaffen hatte, und die deutsche Sprache, so weit sie für die Zukunft eine Mission besaß, war gleichfalls an sie gebunden und darum nur als Literatursprache lebensfähig. In der Literatursprache aber steht Otfrid epochemachend da, weil er in der Literatur es geworden ist. Wie hoch man seine eigentliche poetische Begabung nach dem Maßstabe unseres ästhetischen Urtheils anschlagen will, ist dabei gleichgültig: es kommt nur darauf an, wie und wodurch er auf seine Zeit wirken konnte. Auch er ist von dem Texte des neuen Testaments materiell ebenso abhängig wie ein Uebersetzer, aber für seine literarische Bedeutung und insofern auch für seine sprachgeschichtliche handelt es sich nicht darum, sondern daß er in freier Form, als ein Dichter, was er unter dem Berufe eines Dichters verstand und was auch seine Zeit dafür gelten ließ, seinen Stoff gestaltete. Daß er den Reim eingeführt und in Tausenden von Versen durchgeführt hat, die wenigstens für das ganze christlichfränkische oder deutsche Volk bestimmt, wenn auch nicht von jedem Franken oder Deutschen gelesen oder gesungen wurden, war schon eine entscheidende That. Mag immerhin dies und jenes deutsche Bruchstück geistlicher Dichtung in Reimversen, z. B. der sog. Petrusleich oder das Gespräch zwischen dem Heiland und dem

samaritanischen Weibe schon vor ihm niedergeschrieben, höchst wahrscheinlich vor ihm gedichtet sein, es ist doch ein Unterschied, ob eine neue Kunstform in einigen wenigen Strophen das Ohr berührt, oder ob sie sich durch ihre Massenwirkung desselben vollständig bemächtigt. Gleiches gilt von allen den andern Umwälzungen des poetischen Stils, die diese eine ebensosehr in ihrem Gefolge, wie zu ihrer Voraussetzung hatte. Die alterthümliche Kunstform der Alliteration mit ihren fest geprägten Formeln, zu denen sich wohl neue Synonyme erfinden ließen, worin aber keine Individualität oder Subjectivität poetischer Empfindung Platz fand, paßte zu dem christlichen Stoffe und der selbständigen Hingabe des Gefühls an die in ihm beschlossene Gedanken und Empfindungswelt so wenig wie die altrömische Toga zu einem modernen Italiener. Der Anfang des Wessobrunner Gebetes und das Muspilli zeigen zwar, daß man sie durch die Schwerkraft der Gewohnheit auch hier zu halten versuchte, aber auch wie unzureichend im Sinne der vorwärtsstrebenden Ideen der Zeit ein solcher Versuch ausfallen mußte. Daß er anderwärts auf angelsächsischem Sprachboden besser geglückt war — dort datirte er aber auch aus einer viel früheren Zeit — oder daß er in dem deutschen Volke der Sachsen in dem sog. Heliand, der Parallele zu Otfrid, uns modernen Menschen in hohem Maße geglückt scheint, ändert nichts an der Wucht der geschichtlichen Thatsache seines Mißglückens unter den nichtsächsischen Deutschen und nimmt dem Verdienst Otfrids, die allein zureichende Form der geistlichen deutschen Volksdichtung zuerst, d. h. zuerst in großartiger Fülle ins Leben gerufen zu haben, auch nicht ein Jota. Die eigentliche Volksdichtung, diejenige die auf ihrem tiefer liegenden Boden weder literarisch sein wollte noch konnte, mochte immerhin der alten Form noch treu bleiben, aber auch für sie kam die Stunde, wo sie

sich dem Andrang des neuen Luftstromes nicht mehr absperren konnte. Auch sie mußte sich dem Reime und allen seinen Consequenzen endlich fügen.

Drittes Capitel.

Die Benennung der deutschen Literatursprache.

Otfrid überschreibt jene warm aus der Tiefe des Gemüths quellenden aber unbeholfen mit der neuen Gedankenwelt ringenden Verse, worin er zum erstenmal in deutscher Sprache das Autorenrecht einer wirklichen Vorrede ausübt, einer Auseinandersetzung zwischen der Individualität des Schriftstellers und dem Geschmack und den Bedürfnissen des Publicums, mit den lateinischen Worten „Cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit" (weshalb der Autor dieses Werk deutsch geschrieben). Wo er aber sonst in seinen deutschen Versen seine Sprache zu benennen hat, heißt er sie durchweg die fränkische. Offenbar gelten ihm also beide Ausdrücke als gleichwerthig. Doch darf dies nicht mißverstanden werden.

Der erst seit Karl dem Großen hervorbrechende Ausdruck theotisce, lingua theotisca als die latinisirte Form des deutschen thiutisko oder thiutiska d. h. zunga, Sprache, wird jetzt zu Otfrids Zeit so allgemein von den gebildeten, folglich in lateinischer Sprache schreibenden Menschen gebraucht, daß sich daran allein schon jener innere Aufschwung des nationalen Selbstbewußtseins, der von dem Emporkommen der Karolinger datirt, abnehmen ließe. Lingua barbara, wie früher auch Deutschgeborene ohne alle Scrupel ihre Muttersprache be-

zeichneten, verschwindet wohl daneben noch immer nicht ganz; klang es doch zu exclusiv gelehrt oder war zu sehr durch die Macht des Herkommens geheiligt, als daß es hätte verwehen können, aber wo es jetzt noch von Deutschgeborenen gebraucht wird, oder wo es Fremde schreiben, hat es für unser Gefühl und gewiß auch für das der Zeit nicht mehr die alte Naivetät, wo es gar nichts Böses bedeuten sollte, sondern etwas Affectirtes oder etwas Geringschätziges oder beides zusammen.

Wenn auch nicht die breite Masse des Volkes, so wußten doch jetzt seine Führer und Lehrer, daß jenseits der Besonderheiten der Baiern, Alemannen, Sachsen, Thüringer u. s. w. noch etwas Allgemeineres, Zusammenhaltenderes, zunächst die Sprache, dann aber auch die Gemeinsamkeit des Blutes und der Herkunft alle Deutschen zu einem Volke verbinde. Die Gelehrten hätten es wohl noch von den Zeiten der Römer her, deren Schriften sie lasen, wissen können, aber die äußerliche Ueberlieferung einer bloßen Notiz, mit welcher sich kein realer Inhalt verbindet oder die man mit den Thatsachen der unmittelbaren Erfahrung nicht verbinden kann, unterscheidet sich sehr wesentlich von einem wirklichen Wissen. Jetzt erst begriffen sie es, wo gerade sie, deren Hände die Feder führten, die Existenz einer deutschen Sprache durch den vollständigsten Beweis, den es geben konnte, dargethan sahen, indem sie selbst oder viele und immer mehrere von ihnen das Wagniß, diese Sprache ebenso wie ihre lateinische in Schriftzeichen darzustellen, leichter und seine Früchte wohlschmeckender fanden, als sie sich es gedacht hatten.

Auch ist es bezeichnend, wie man jetzt den eigentlich klassischen Namen für unsere Sprache als Einheitssprache des ganzen Volkes so selten vernimmt, obgleich gerade diese Zeit —

dafür legt jedes lateinisch geschriebene Werk der kirchlichen Literatur das unzweideutigste Zeugniß ab — sich einer möglichsten Wiederherstellung der klassischen Reinheit in der lateinischen Diction befliß, im Gegensatz zu dem sorglosen und naturalistischen Schlendrian, wodurch das Lateinische auch der sparsamen kirchlichen Schriftsteller des 7. und 8. Jahrh. bis zu der großen Wende des Geisteslebens um seine Mitte herum eine so barbarische, rohe, oder auch lebensvolle, weil unmittelbar aus der Zeit abgezogene Physiognomie angenommen hatte. Nur vereinzelt und fast nie aus dem Munde eines Deutsch geborenen hört man Germanica lingua oder Germanorum l. Es ist als ob man schon durch die Wahl von theotisca seine wärmere Zubehörigkeit zu dem Gegenstand hätte bekunden wollen und als wäre die glatte Kälte des römischen Germanicus dem deutschen Gefühl der Zeit, auch wo es hinter lateinische Verkleidung sich versteckte, zu frostig und nichtssagend erschienen.

Daß man jetzt auch den Begriff der deutschen Sprachgemeinschaft oder der lingua theotisca weit über die Grenzen dehnte, worin er damals seine nächste Verwirklichung hatte, daß man dabei nicht etwa den einzig praktischen wenn auch nicht immer so leicht anwendbaren Maßstab anlegte, wie weit die unmittelbare Verständigung unter den Angehörigen der einzelnen Mundarten reichte und nur so weit eine gemeinsame deutsche Sprache gelten ließ, war bei dem unaustilgbaren gelehrten Beischmack, der dem Worte als einem latinisirten anhaftete, natürlich genug. Jetzt wurde nicht bloß gewöhnlich das ganze continentale, in unserm Sinn deutsche Sprachgebiet in seinen Begriff gezogen, also z. B. Sächsisch und Bairisch mit demselben Namen theotiscus bezeichnet, obgleich hier jenes oben aufgestellte Kennzeichen nicht vorhanden war, sondern man

ging noch weiter und rechnete gewiß weniger aus tiefer ein dringender linguistischer Erkenntniß als in Wiederauffrischung der von den Römern überlieferten ethnologischen Nomenclatur die Sprache der scandinavischen Germanen, für die der landläufige Name Nordmannen galt, ja sogar das, was man zufällig von dem damals schon längst literarisch und wahrscheinlich auch als Volkssprache abgestorbenen Gothisch zu lesen bekam, in das geräumige Fach des Wortes theotiscus.

Die moderne Sprachwissenschaft braucht deshalb diesen Ausdruck nur mit Vorsicht. Sie erkennt, daß er zu wenig oder zu viel sagt, um für sie, die überall die organische Gliederung und Gruppirung des innerlich Verwandten auch in der Terminologie zu bezeichen bestrebt ist, brauchbar zu sein. Statt seiner hat Jacob Grimm den Namen Althochdeutsch eingeführt und dieser hat sich auch als ein äußerst treffend gewählter bewährt und in Folge dessen befestigt. Die Zeitgenossen selbst wissen nichts davon. Zwar der topische Begriff „Hochdeutsch land" alta Germania ist schon im 8. Jahrh. gefunden, aber Niemand denkt daran ihn sprachlich zu verwerthen. Denn es mußte viel schwerer sein für die, die mitten in dem lebendigen Geschwirre der deutschen Mundarten standen, unter ihnen selbst wieder neue Gesichtspunkte der Vereinigung des innerlich näher Zusammengehörenden, der Trennung des weiter von einander Abstehenden herauszufinden, als für die ungefähre Gleichartigkeit aller zusammen einen allgemeinen Namen zu schaffen. Sah man nur auf die wirkliche Gliederung, so kam man nicht über die alten ethnographischen oder Stammes-Bezeichnungen hinüber, die ja in der Hauptsache sich mit den Grenzen der größeren linguistischen Gruppen deckten.

Für uns aber besagt der Name Althochdeutsch, daß wir von dem freieren Standpunkte der Spätzeit jene zufällige Ver-

wirrung von damals, wie es mit allen geschichtlichen Bildungen zu gehen pflegt, in ihre innerlich vorhandene, äußerlich durch den Zufall des Tages überdeckte naturwüchsige Ordnung zu bringen vermögen. Denn sobald nur überhaupt die Sprachquellen reichlicher fließen, läßt sich trotz aller Divergenzen im Einzelnen doch ein gewisser Gesammttypus einer großen Anzahl aller deutschen Mundarten nicht verkennen, der zwar nichts von dem in sich trägt, was wir heute unter einer einheitlichen Sprache verstehen, weil er jedem einzelnen Theile noch seinen vollen Spielraum individualer Bewegung läßt, aber doch von einer gemeinsamen elementaren Grundlage aus nach einem unbewußten Ziele hin strebt. Die Gemeinsamkeit des Typus hebt sich am schärfsten heraus, wenn daneben ein anderer, zwar verwandter, aber doch in sich selbst wieder eigenartiger gestellt werden kann. So hier neben dem Althochdeutschen das Altsächsische, eine Bezeichnung, die zuerst auch von Jacob Grimm in die wissenschaftliche Terminologie eingeführt wurde, wofür aber gegenwärtig und nicht unberechtigt der Ausdruck „Altniederdeutsch" der ja vollständig mit „Althochdeutsch" correspondirt vorgezogen wird.

Die locale Färbung, die beide Terminologien zur Basis haben, hoch und nieder, entspricht der Sache vollkommen, wenn auch nicht in dem pedantisch strieten Sinne, daß das ganze damalige deutsche Tiefland und nichts weiter dem Altniederdeutsch, das ganze deutsche Stufen- und eigentliche Hochland dem Althochdeutsch zufiele. Die Scheidung ist, wie schon bemerkt, zunächst eine ethnographische und insofern diese mit der topischen zusammenfällt, ist die letztere zugleich die Basis der linguistischen.

Ein bloßer Zufall ist hier bei dieser topischen Zweitheilung des deutschen linguistischen Gesammtgebietes auch in dem Sinne

ausgeschlossen, daß eben nur die Ansiedelung der Sachsen, der Friesen u. s. w. im Tiefland, der Baiern, Alemannen u. s. w. im Hochland auch die linguistischen Gruppen hierher oder dorthin gestellt hätte. Selbst wenn man die Einflüsse des Ortes auf das Organ noch so hoch anschlagen will — in der That giebt es aber bis jetzt nur Vermuthungen darüber und keine irgend wie stichhaltige Beweisführung für eine solche dem zu fälligen Geschmack unserer Zeit zusagende Vorstellung — wäre damit der eigentliche Kern des Unterschiedes nicht getroffen. Dieser ist in einer viel tieferen Bodenschicht zu suchen. Daß sich die seit einer unvordenklichen d. h. mit Hilfe unserer geschichtlichen Kenntniß nicht mehr zu bestimmenden Epoche bestehenden Differenzen zwischen der hoch- und niederdeutschen Gruppe im 8. und 9. Jahrh. so handgreiflich fassen lassen, um darauf eine Zweigliederung des ganzen eigentlich deutschen Sprachzweiges zu gründen, ist das Resultat der inneren Geschichte der deutschen Stämme hauptsächlich seit dem welthistorischen Eingreifen der Franken. So weit der fränkische Einfluß reichte, so weit die christlich-romanischen Elemente, oder wie man sie sonst bezeichnen will, das deutsche Land, das deutsche Volk und mittelbar also die deutsche Sprache zu berühren und, widerwillig oder freiwillig, tiefer gehend oder mehr nur die Oberfläche streifend, umzuwandeln vermochten, — und die Grenze dieser von den Franken ausgehenden Strömung fällt genau zusammen mit der ethnographischen zwischen den beiden Hälften Deutschlands, — ist auch die Sprache hüben und drüben in eine andere Richtung getrieben worden.

Daher stellten sich von da ab sämmtliche in diesem Sinne hochdeutsche Mundarten, ohne ihre Individualitäten aufzugeben, doch immer näher an einander oder rückten immer weiter von den niederdeutschen ab. In diese schon gegebenen Zustände fällt

die Schöpfung der deutschen Literatur zur Zeit Karls d. Großen. Nicht weil der Schöpfer ein Franke war, oder die, die zuerst seine Intentionen verwirklichten, dem fränkischen Volke angehörten, erhielt diese Literatur sofort einen hochdeutschen Typus oder wurde die althochdeutsche, wenn man sie nach ihrer einheitlichen Grundlage in der Tiefe bezeichnen will. Sondern weil nur innerhalb dieser schon herausgebildeten ethnographisch-linguistischen Grenze der Boden für eine Literatur überhaupt vorbereitet war und man in dem Sachsen- und Friesenlande der Zeit Karls des Großen gar nicht an den Versuch dazu anders, als um ein anderwärts gegebenes Beispiel äußerlich nachzuahmen, denken konnte. Solche Versuche sind begreiflich öfter gemacht worden und die altsächsische poetische Evangelienharmonie, der schon erwähnte sog. Heliand, ist der großartigste, freilich auch fast der einzige davon erhaltene. Aber der erste Blick zeigt, daß, so hoch man immer sein poetisches Verdienst rechnen will, hiermit ein Weg eingeschlagen war, der nach einem andern Ziele hinführen mußte, als das was Karl für die deutsche Literatur im Auge hatte und was nach ihm von Otfrid wirklich erreicht wurde. Wäre es denkbar gewesen, daß an den Heliand eine ähnlich reich entwickelte Literatur hätte anschießen können, wie an die mit ihm in jeder Art so nahe verwandte Dichtung der Angelsachsen, so würde die sprachliche Individualität des Altniederdeutschen, zunächst in seiner altsächsischen Specialisirung, sich vollkommen ebenbürtig, aber eben darum noch selbstwüchsiger und weiter abstehend neben die des Althochdeutschen gestellt haben. So aber blieb es bei erfolglosen Ansätzen: der sächsische Volksgeist ließ es sich gefallen ins Schlepptau der fränkisch-deutschen Culturbewegung genommen zu werden. Sein Selbstständigkeitsbewußtsein reichte nur so weit, diese ihm fremdartigen Einflüsse nach

Kräften zurückzustauen, nicht aber sie sich ganz ferne zu halten, noch weniger sich durch eine positive That davon zu emancipiren.

Eben deshalb deckt sich der Begriff des Althochdeutschen factisch mit dem der ältesten deutschen Schrift- oder Literatursprache. Denn das Sächsische, wenn es auch im 9. und den folgenden Jahrhunderten hie und da einmal zum schriftlichen, ja zum eigentlich literarischen Gebrauch diente, nicht bloß für das nächste praktische Bedürfniß, das diesem oder jenem Schreibkundigen die Feder in die Hand gab, ist doch keine Schrift- oder Literatursprache geworden: das Friesische ist für unsere Augen in dieser Zeit mit undurchdringlichem Dunkel verhüllt, wieder nicht zufällig, denn was die sächsische Eigenart unfähig machte eine Schriftsprache zu schaffen, lastete auf diesem äußersten Norden Niederdeutschlands mit doppelter und dreifacher Schwere.

Der gemeinsame Typus des Althochdeutschen sondert sich nur an einer Stelle nicht so schroff von dem Altniederdeutschen ab. Es ist da, wo die Natur, das Blut und die Geschichte es unmöglich machten, nämlich am Niederrhein und dem von ihm beherrschten Tiefland, soweit es von Leuten fränkischen Stammes bewohnt wurde. Nur dürftige Sprachdenkmäler bietet uns die älteste Periode unserer Literatur, die man mit relativer Sicherheit diesem Boden zuweisen und als Spiegel seiner Mundart gelten lassen kann. In ihnen ist eine gewisse Doppelnatur unverkennbar. Einmal geht durch sie und zwar in allem dem, was man innerlichere oder beseeltere Elemente der Sprache im Gegensatz zu ihrer körperlichen oder äußerlichen Hülle nennen könnte, der gemeinsam fränkische Zug. Insofern also der fränkische Separattypus doch recht eigentlich in der Mitte des Althochdeutschen steht, sind sie althochdeutsch.

Aber jene andern Bestandtheile fesseln sie an ihren niederdeutschen Heimathsboden und geben ihnen, namentlich wenn man sie, wie häufig geschieht, allein verwerthet, einen ebenso entschieden altniederdeutschen Stempel, stellen sie somit in nächste Zugehörigkeit zu dem Altsächsischen, womit ja auch die geographische Vertheilung der beiden Stämme harmonirt. Mag man sie nun, wenn es durchaus um stricte Nomenclatur zu thun sein soll, hier oder dort unterbringen, der inneren Begründung der sprachgeschichtlichen Zweitheilung in Althoch- und Altniederdeutsch wird durch eine solche Lücke der Boden nicht entzogen.

Auf diese Art fällt für uns, wenn wir den Terminus Althochdeutsch ins Lateinische rückübersetzen wollen, jenes theotiscus thatsächlich damit zusammen, nur daß wir es dann nicht mehr in dem vagen Sinne des 8. und 9. Jahrh. gebrauchen.

Aber zwischen der Entdeckung, die das Auge der Gelehrten oder Gebildeten der Zeit gemacht hatte, bis zu ihrem Durchdringen in der Praxis der Sprache lag noch eine weite Kluft. Man konnte immerhin wissen, daß das Einheitsband der deutschen Sprache schon den Römern und den Fremden überhaupt nicht verborgen geblieben sei, man konnte selbst in jener dilettantischen oder naiven Betrachtungsweise, die die Zeit überall in linguistischen Dingen kund giebt, z. B. in ihren Versuchen lateinischer Etymologie, sich durch diese oder jene Zufälligkeiten eine Art von thatsächlichem Beweis dieser Sprachgemeinsamkeit herstellen: damit aber ging man noch keinen Schritt über den bisherigen Zustand hinüber in einen andern, wo die deutsche Spracheinheit eine reale und in jeder Form der Darstellung sichtbare Macht war. Denn nach Otfrid wie vor ihm beherrschte die Mundart des Schriftstellers die ganze äußere Form seiner Darstellung, seine Orthographie, seine grammatischen und syntaktischen Wendungen, seinen Wortvorrath.

Daß durch die steigende Verbreitung des Schriftstellerns, Abschreibens und Lesens in deutscher Sprache mehr und mehr aus einer Mundart in die andere, in den meisten Fällen unbemerkt für den gebenden und empfangenden Theil, floß, ist unverkennbar, aber es war ein langsamer und unsicherer Weg, der auch unter Umständen sogar der Sprache im Ganzen hätte schädlich werden können. Denn sie kam dadurch von ihrer natürlichen Wurzel im lebenden Volksmunde wenn auch unmerklich immer weiter ab: sie gerieth so zu sagen in ein Vacuum, wo es gar keinen Boden zum Ausruhen und zum Wiedersammeln der verwendeten Kräfte gab. Sie wurde dadurch eine bloße Schreibersprache, noch ehe sie so recht Schriftsprache und lange ehe sie einheitliche Schriftsprache einer ganzen weite und tiefe Volksmassen beherrschenden ächten Nationalliteratur geworden sein konnte. Denn dazu hatte doch selbst ein Otfrid, so hoch man auch sein Verdienst anschlagen mag, wie es in unserer Darstellung gewiß geschehen ist, nur einen schüchternen Anlauf genommen.

Einige dieser bedenklichen Consequenzen sind wirklich eingetreten; daß sie nicht in dem möglichen Umfang eintreten konnten, dafür sorgte eine Reihe von andern Factoren der zeitgeschichtlichen Entwickelung, die mit der Sprache nicht unmittelbar zusammenhingen, aber sehr unmittelbar auf sie und gerade in der ihr förderlichen Richtung wirkten.

Karl der Große hatte alle deutschen Stämme zuerst zu einer wirklichen Staatseinheit gebracht und auch darin die Aufgabe seines Hauses oder die schon von den Gründern des älteren fränkischen Königthums geahnte Mission seines fränkischen Volkes vollendet. Das moralische Uebergewicht des eigentlichen herrschenden Volkes, der Franken, bestand trotz der Rechtsgleichheit Aller fort. Sie stellte zwar den mit Ge-

walt des Schwertes unterworfenen Sachsen so gut wie den in alter Treue ergebenen Thüringer oder Hessen vor Gericht und im Staate, überhaupt jeden Unterthan des Reiches auf gleiche Stufe mit seinen Standesgenossen fränkischer Herkunft. Aber wie es eine Ehre für die Unterworfenen schien, wenn sie unter dem deckenden Schilde des fränkischen Namens ihre eigene nicht immer an erfreulichen Erinnerungen reiche Stammesbesonderheit wenigstens den andern, den auswärtigen gegenüber verbergen konnten, so behielt auch thatsächlich das Volk, dem das Herrscherhaus angehörte, eine bevorzugte Stellung, die ihm trotz allem Neide der andern und trotz dem dadurch immer wieder von neuem angefachten traditionellen Stammeshasse nicht mehr genommen werden konnte, seitdem durch Karl die particularistischen Mächte fürs Erste wenigstens gründlich niedergeworfen waren. Karls Nachfolger mußten ihrer eigenen Unfähigkeit, die keinen von ihnen so weit über den andern erhob, daß er allein den Platz des Ahnherrn an der Spitze des einheitlichen Reiches ausfüllen konnte, das Opfer einer Theilung des Ganzen nach der Zahl der herkömmlich oder im Sinne des Privatrechtes Erbberechtigten bringen. Gewiß haben jene nationalen Sympathien und Antipathien, die zwischen Romanen und Deutschen, zwischen den einzelnen Gruppen beider untereinander im gewöhnlichen Leben unaustilgbar bestanden und sich sonst überall fühlbar machten, auf die Idee der Reichstheilung selbst gar keinen, auf die Principien, nach denen sie nicht bloß einmal, sondern in zufällig veranlaßter Wiederholung ungefähr ein Dutzendmal innerhalb des 9. Jahrh. ausgeführt wurde, nur einen sehr bedingten Einfluß geübt. Aber das Ergebniß derselben, vom Standpunkt unserer heutigen Betrachtungsweise angesehen, kam doch der Verstärkung aller einheitlichen Tendenzen im deutschen Volksdasein sehr zu gute.

Schließlich waren fast alle diejenigen Theile des fränkischen Volkes, welche sich unvermischt oder nur wenig gemischt mit den Romanen ihre deutsche Sprache erhalten hatten, mit den übrigen deutschen Stämmen zu einem politischen Ganzen verbunden und von ihrem Zusammenhange mit den romanisirten Theilen ihres eigenen Volkes gelöst. Die deutsche Sprachgrenze erhielt so nach Westen hin an der politischen Grenze, die freilich auch fürs Erste bis zu dem großen Begründer der sächsischen Dynastie öfters in Frage gestellt wurde, einen Halt, der ihr vorher fehlte. Daß beide Grenzen, die politische und die sprachliche im Einzelnen vielfach einander durchkreuzten, ist auf den ersten Blick zu ersehen und erklärt sich leicht aus dem oben Gesagten: bei dem Markten über den Zug der Grenzlinie entschieden alle möglichen anderen Beweggründe, aber daß irgend welche Rücksicht auf die Sprache der in Betracht kommenden Oertlichkeiten genommen worden sei, davon ist keine Spur wahrzunehmen. Den Menschen dieser Zeit mußte das ungefähre Zusammenfallen beider Grenzlinien ein reiner Zufall erscheinen, denn daß die entscheidenden Persönlichkeiten hüben und drüben, je nachdem sie in Sitte und Art mehr deutsch oder mehr romanisch gefärbt waren, doch immer unter dem instinctiven Druck dieses Moments die Situation behandelten, blieb ihnen selbst verborgen.

Für die deutsche Sprache wurde nach dieser Seite hin, der gefährdetsten wenn auch äußerlich nicht der bedrohtesten überhaupt, mit der neuen Reichsgrenze ein gewisser Schutz gegen das directe und leibliche Vordringen fremder Elemente gegeben, der sich im Wesentlichen bis heute als genügend ausgewiesen hat. Denn die deutsche Sprachgrenze von heute fällt fast überall noch mit der von damals zusammen. Die Aenderungen, die sie erlitten hat, sind ausnahmlos dem romanischen

Elemente zu gute gekommen, aber sie sind nicht beträchtlich. Das Romanische hat da, wo die deutsche Sprache über den allmählich befestigten und bis ins 16. Jahrh. erhaltenen politischen Grenzzug zwischen dem Osten und Westen des alten Frankenreiches hinüberreichte, einige Eroberungen gemacht, überall das Deutsche wenigstens in jene subordinirte Stellung wieder zurück geworfen, in der es sich vor den Karolingern und vor seiner Erhebung zu einer Schriftsprache gegenüber der damaligen romanischen Schriftsprache, dem gebildeten und dem Vulgärlatein befand.

In diesem Sinne konnte der erste König der Franken, welcher bloß den Ostheil des Gesammtreichs beherrschte, Karls Enkel Ludwig, zwar nicht von seinen unmittelbaren Zeitgenossen, aber sehr bald nachher Germanicus „der Deutsche" genannt werden. Er selbst aber durfte sich ebenso richtig König der östlichen Franken, wie König der Franken, Schwaben, Baiern, Thüringer, Sachsen heißen. In dem ersten Titel ist mit einer Kürze, die damals keinen Anstoß gab, der Kern oder der Grundstoff dieses politischen Organismus bezeichnet. Für die Sprache desselben war der Name Deutsch wenigstens in lateinischen Schriften, wie sich gezeigt hat, schon im allgemeinen Gebrauch, aber für das nationale oder politische Gemeinwesen konnte er noch nicht verwendet werden, da trat der andere aushelfend ein. Mit dem zweiten weitläufigeren Titel ist sowohl dem geschichtlichen Herkommen wie der naiven Empfindung des Volkes Genüge gethan. Die trennenden und vereinigenden Mächte unserer Volksgeschichte halten sich somit ungefähr die Wage, aber es war doch schon ein gewaltiger Fortschritt gegen hundert Jahre früher, wo die ersteren allein walteten.

Die bedingte Präponderanz des Frankenthums so wie sein

bedingtes Zusammenfallen mit dem Begriffe Deutsch, hat denn auch auf die Sprache sich übertragen. Der Vorzug der Franken beruhte nicht bloß darauf, daß fränkisches Blut in den Adern der Herrscher über alle deutschen Völkerschaften floß, daß diese nach fränkischem Rechte ihre Familien- und Eigenthumsverhältnisse ordneten, daß sie sich Franken nannten. Der fränkische Theil Deutschlands war seit der Trennung des Ostens vom Westen genau in die bevorzugte Stellung für den deutschen Osten gerückt, die einst das Kernland des vorkarolingischen Gesammtreiches, die romanische Landschaft um Paris, für das ganze Reich behauptet hatte.

Viertes Capitel.

Die Althochdeutsche Sprachentwickelung nach Karl dem Großen.

Schon Karl der Große, der sein vielbewegtes Leben vielleicht in den Rheinlanden begonnen, jedenfalls aber die Mehrzahl seiner Tage dort verbracht hat, förderte diese seine eigentliche Heimath in der Entwickelung der hier so günstig vereinten Vorbedingungen zu einer materiellen Suprematie vor allen andern Landschaften Deutschlands, direct und indirect auf das mächtigste. Nach der Theilung des Reichs fiel sie ihr von selbst zu. Wenn auch die deutschen Karolinger wie ihre Vorfahren je nach den Bedürfnissen und Neigungen des Augenblicks bald hier bald dort ihre Residenz aufschlugen, so änderte dies nichts an dem rheinfränkischen Typus ihres Hauses, ihres Hofes, ihrer Umgebung und damit auch des ganzen höheren

Staatswesens. Ludwig der Deutsche durfte auch in dem bairischen Regensburg, wo er so oft und so lange verweilte, sich mit Fug und Recht einen ostfränkischen König nennen.

Was der Sprache aus solchen Verhältnissen zufloß, ist leicht zu errathen, aber schwer in dem dürftigen urkundlichen Niederschlag davon zu erweisen. Daß sich eine fränkische Hof- und Staatssprache gebildet habe, ist jedenfalls ein schiefer Ausdruck, wenn man sich darunter das vorstellt, was man nach heutiger deutscher Wortbedeutung muß. Aber sicher ist, daß sich nicht die zufällige Mundart von Speier, Worms, Mainz, Ingelheim, Coblenz, Aachen allein in diesen hochvornehmen Kreisen vordrängen konnte. Es mußte sich von selbst hier ein gewisser mittlerer Durchschnitt auf rheinfränkischer Grundlage herausschälen, der im Munde des einzelnen Mannes immerhin noch seinen Zusatz von Localfarbe trug, aber doch so daß die Grundfarbe dadurch wie durch eine Lasur hindurchsah. So etwas zeigt das deutsche Formular der Straßburger Eidschwüre von 842, wo Ludwig und sein Bruder Karl — dieser ebenso in der fränkischen Sprache herangewachsen, wie sein älterer Stiefbruder, obgleich daneben auch wie jener der romanischen völlig mächtig — beide wie aus einem Munde deutsch sprechen. Es würde vergebene Mühe sein, wollte man die Localmundart daraus hervorklauben. Fränkisch, Rheinfränkisch ist es, das hört man leicht den durch das Ohr und die Hand eines oder mehrerer offenbar nichtdeutscher Schreiber hindurchgegangenen Lauten an. Und insofern wäre hier ein Stück der Hofsprache, aber ein solches, das wahrscheinlich nur bei derartigen hochofficiellen Veranlassungen zum Vorschein kam, nicht aber im täglichen und ungenirten Verkehr des Hofes oder in den Staats- und Rechtsverhandlungen, in denen die deutsche Sprache selbstverständlich allein gebraucht wurde, wenn man

auch nach wie vor alle Protocolle und urkundlichen Actenstücke nur lateinisch abfaßte.

Die Vereinigung aller deutschen Stämme unter einem Scepter hatte schon zu Karls Zeit eine Menge von Menschen aller Stämme dauernd oder vorübergehend in alle möglichen engsten Verkehrsbeziehungen zu einander gebracht, die von selbst eine gewisse Ausgleichung der mundartlichen Besonderheiten der Einzelnen, ganzer Familien und Geschlechter mit sich führte. Die Wirkung ging begreiflich nach beiden Seiten hin: auch die Mundart des Ortes oder der Landschaft, wo die Fremden heimisch wurden, bequemte sich in etwas dem neuen Idiom an, wie dieses ihr noch größere Concessionen machen mußte. Trifft diese Art von Durcheinanderwürfelung der Stämme insbesondere die höheren in der Gesellschaft oder im Staate tonangebenden Schichten, die Kirche, die Beamtenwelt, die unzähligen Angehörigen des königlichen Krongutes und die in seiner Verwaltung Beschäftigten, so schafften die massenhaften Verpflanzungen bäuerlicher Colonen, die Karl systematisch als eine politische und zugleich eine nationalöconomische Grundmaxime betrieb, auch in den elementaren Schichten des Volks etwas annähernd Aehnliches. Es gab bald keinen Theil des ganzen weitläufigen Reiches, worin nicht der zähe Kern der einheimischen Bevölkerung durch solche künstlich eingesprengte Bruchstücke anders redender Menschen durchsetzt worden wäre. Karls Nachfolger vermochten auch hierin nicht der weltumfassenden Intelligenz und Willensstärke ihres Ahnherrn es gleichzuthun, doch im Einzelnen und Kleinen geschah noch manches in seinem Sinne, zunächst nur mehr im reinwirthschaftlichen Interesse und selten von höheren staatsmännischen Gesichtspunkten aus, die er so genial mit jenem völlig zu verschmelzen verstand. Aber in dem Osttheil des Frankenreichs veranlaßte die Beschränkung

seines Umfangs ganz von selbst noch eine nachhaltigere und eindringendere Vermischung der hier allein vertretenen deutschen Elemente, als bei der alten dreimal so großen Ausdehnung des fränkischen Reichsgebietes denkbar war. Damals ergoß sich eine Masse deutschen Blutes aller Stämme auch in die romanischen Theile, nach Gallien und selbst nach Italien, wo es doch für die deutsche Zukunft verloren ging. Jetzt stockte der Strom an der Grenze gegen die oft feindlichen, jedenfalls immer fremdartiger sich abschließenden ehemaligen Reichsglieder, aber nur um sich auf deutschem Boden desto lebhafter durch- und gegeneinander zu bewegen.

Diese fruchtbaren Keime einer Ausgleichung oder Angleichung der harten Gegensätze in der lebendigen Erscheinung der deutschen Sprache als Mundart des Einzelnen hätten aber doch einer andern Gunst des Geschickes bedurft, als ihnen zunächst zu Theil wurde, wenn sie sich rasch zu dem lebenskräftigen Gewächs einer wirklichen deutschen Einheitssprache entwickeln und der gelehrten Abstraction einer lingua theotisca eine thatsächliche Gestalt geben sollten.

Die erste Bedingung dazu schien sich durch Otfrid erfüllen zu wollen. Er hatte ein Werk geschaffen, das nach beiden Seiten hin, als literarisches Kunstproduct und als volksthümliche Verarbeitung des höchsten idealen Bildungsstoffes der Zeit, so vollkommen, wie es damals nur irgend geschehen konnte, die Brücke zwischen dem Leben und der Wissenschaft, zwischen der Volkssprache und der Literatur schlug. Aber statt daß sein Beispiel, wie man hätte erwarten sollen, gezündet, daß nun überall Aehnliches versucht und im Vorwärtsstreben der Meister bald überholt worden wäre, steht er einsam, wie ohne eigentliche Vorgänger, so noch mehr ohne Nachfolger da. Hatte er zuerst den genialen Gedanken Karls verwirklicht und den Franken

oder den Deutschen überhaupt eine Kunst-Schöpfung dargebracht, die sich nicht nach den überbescheidenen Geleitsworten, mit denen er sie hinaus zu Freunden und Gönnern sandte, wohl aber nach seiner eigenen Intention und gewiß auch nach seinem eigenen Selbstgefühl neben die verehrten Muster kirchlich poetischer Classicität stellen durfte, so hätte noch die Zeit Karls sein müssen, um eine solche Leistung nach ihrem ganzen Werthe zu verstehen.

Aber mit Karl war auch jene warme und energische Liebe für die deutsche Sprache auf dem Throne des Frankenreichs erstorben. Es war ja etwas ganz Anderes, daß die Könige deutsch sprachen und daß das Deutsche in fester Stellung am Hofe und in den Geschäften des Staates eher noch Fortschritte als Rückschritte machte. Keiner der Nachfolger Karls hat ein Verständniß für das worauf es hier ankommt, für die Erhebung seiner Muttersprache zur Sprache einer dem Lateinischen ebenbürtigen Literatur, irgend wie bethätigt. Denn daß eine gemüthliche, aber alles Beweises baare Vermuthung Schmellers Ludwig, den Enkel Karls — doch eigentlich nur weil er, wie schon erwähnt, Germanicus benannt wurde, aber in einem Sinne, der mit patriotisch-sprachlichen Tendenzen absolut nichts zu schaffen hat — die Trümmer des Muspilli eigenhändig an den Rand seines Gebetbuches aufzeichnen läßt, daß Otfrid ihm, seinem Landesherrn und königlichen Schirmvogt seines Klosters sein Evangelienbuch widmete, ist das Einzige, was wir von seinem Interesse für die zarte Pflanze der deutschen Literatur wissen oder vermuthen. Und in Otfrids Dedication ist es nur der fromme sieghafte König, der auch einmal in deutschen Versen angesungen wird, da ja die Hofdichtung nach wie vor noch im Ueberschwang lateinische zu diesem Behufe producirte. Dagegen ist ausdrücklich bekannt, daß schon vorher

Karls eigener Sohn, Ludwig der Fromme, ziemlich in allem, was zum Heile seines Volkes und Reiches und zu seinen eigenen gedient hätte, das volle Widerspiel seines Vaters, die heidnischen oder in deutscher Sprache verfaßten, — das lateinische gentilia carmina, womit sie sein Biograph bezeichnet, läßt beide Deutungen zu, deutsch waren sie aber jedenfalls — die er in seiner Jugend auf Geheiß seines Vaters hatte auswendig lernen müssen, später als Mann und Kaiser verachtete und so viel an ihm war auch Andere von der Befleckung durch eine dem Seelenheil so gefährliche Materie zurückzuhalten suchte.

Von den Nachkommen Karls auf dem westfränkischen Throne konnte man nicht erwarten, daß sie dem Vorbild ihrer großen Ahnen als Beschützer der deutschen Sprache und Literatur treu bleiben sollten. In ihren fast ganz romanischen Ländern trat das Deutsche von selbst nicht bloß vor dem Lateinischen, sondern auch vor den romanischen Volksmundarten zurück. Zwar erlosch es nicht sofort als Hof- und höhere Gesellschaftssprache, wie es ja noch Karl der Kahle als seine eigentliche Muttersprache gebrauchte. Deutsche Bücher wurden auch in den westfränkischen Klöstern gelesen und abgeschrieben. Auf westfränkischem, allerdings von deutsch sprechenden Franken bewohntem Boden, hart an der romanischen Sprachgrenze entstand noch 881 oder 82 das sog. Ludwigslied, die Feier des Sieges der Westfranken und ihres Königs Ludwig III. über die Nordmannen, in Sprachformen die gewiß nicht dem Volksmunde der Gegend angehören, aber darthun, daß das Deutsch, worin einst Karl der Kahle in Straßburg vor dem deutschen Heere sein Treugelöbniß gegen seinen Bruder geleistet hatte, noch am königlichen Hofe verstanden wurde. Aber dies alles konnte doch die Thatsache nicht verändern, daß hier im Westen das

Romanische zur alleinigen Volkes-, und bald auch wenigstens zu einer Art von Gleichberechtigung als Schriftsprache mit dem Lateinischen berufen war.

Die sonst so herrlichen Ludolfinger, das sächsische Herrscherhaus das die stockende Kraft der Nation und ihres Staates zu großartigem Leben wieder flüssig machte, haben für die Pflege der deutschen Sprache nichts gethan. In allen andern Dingen stellt sich die Heldengröße Otto I. neben Karl, hierin aber hat er auch nicht einen Zug von seinem Vorbild. Daß auf ein bedeutsames Ereigniß seines Lebens, seine Aussöhnung mit seinem zweitgebornen Bruder Heinrich, ein deutscher Geistlicher ein noch dazu nur halb deutsches Lied gedichtet und vielleicht in schriftlicher Aufzeichnung überreicht hat, ist alles, was wir von des großen Kaisers Beziehungen zur deutschen Literatur wissen. Sonst nur, daß man seiner Sprache die sächsische Mundart doch etwas, wenn auch nicht stark, anhörte (leniter saxonizans) — immerhin eine Art von Zeugniß dafür, wie stark schon die ausgleichenden Einflüsse in der lebenden Sprache der Zeit namentlich in den höchsten Schichten der Gesellschaft auf die Beseitigung der herbsten mundartlichen Eigenthümlichkeiten gewirkt haben. — Auch noch, daß sein gewöhnlicher Gruß das romanische bon man, guten Morgen, gewesen, was er nicht erst von seiner zweiten Gemahlin, der Burgundischen Adelheid, zu lernen brauchte, obgleich durch diese eine Menge von Landsleuten geistlichen und weltlichen Standes und damit auch eine nur heute nicht mehr recht zu ermessende Fluth romanischer Sitte und Lebensgewohnheit in den kaiserlichen Hof einströmte. Sohn und Enkel, der erste der Gemahl, der andere der Sohn der byzantinischen Theophano, sind in ihrem Wesen kaum mehr recht deutsch zu nennen. Ein seltsames Gemisch byzantinisch italienischer Renaissance der antiken, jetzt

nicht einmal bloß lateinischen, sondern auch griechischen Classicität erfüllt die ganze Atmosphäre um sie. Gelehrte Frauen in Ueberfluß, auch gelehrte Männer zahlreicher als seit Karls Tagen je einmal pflegen das exotische Gewächs einer völlig von dem Leben und dem Verständniß des deutschen Volk abgesperrten Kunst, einer Gelehrsamkeit, die, subtiler und weitschichtiger wie die der Karolingischen Periode, doch ebendeshalb noch viel weniger in dem Boden des damaligen Deutschlands Wurzel schlagen konnte, einer Literatur, die an geschnörkelter Unwahrheit der Form kaum jemals überboten worden ist, die, wenn es nur nicht gar zu mühselig zu machen gewesen wäre, das griechische als das Exquisitere und Sublimere gerne an die Stelle des allbekannten und trivialen Lateinischen gesetzt hätte. Es läßt sich begreifen, mit welchen Augen diese Art Leute auf das Deutsche, die rohe Barbarensprache, gesehen haben mögen. Der letzte der Sachsen, ein braver und tapferer Mann, wie alle mit einander, Heinrich II., den die Kirche den Heiligen heißt, hat wenigstens das von ihm freilich nicht erstrebte Verdienst für die deutsche Sprache, daß er durch die Gründung und Pflege seines Bamberger Bisthums der Verbreitung der deutschen Sprache am obern Main und bis über das Fichtelgebirge großen Vorschub geleistet hat. Denn die Mission unter den noch tief im Heidenthum steckenden Slaven dieser Landschaften gestaltete sich von selbst zu einer Mission für die Verbreitung der deutschen Sprache. Insofern dürften auch die beiden ersten Sachsen, namentlich Otto der Große, unter die Beförderer unserer nationalen Sprache gezählt werden. Ihre großartige Heldenkraft hat die deutsche Ostgrenze in ihrem ganzen langen Lauf vor dem noch immer nicht, trotz der Siege und der Markengründung Karls, ganz zurückgewiesenen Andrang der Slaven nicht bloß definitiv in ihrem

damaligen Zuge sicher gestellt. Sie haben auch durch die Erneuerung und Erweiterung der karolingischen Marken, Otto I. noch besonders durch die Gründung des Erzstiftes Magdeburg, der Stifter Zeitz Naumburg, Merseburg und Meißen der Mission der deutschen Sprache für die Rückeroberung der Osthälfte ihres ehemaligen Gebietes Stützpunkte von dauernder Kraft geschaffen, aber gewiß ohne daß sie diese Idee in die ebenso frommen als staatsklugen Combinationen mit aufnahmen, welche sie bei diesen kirchlichen Großthaten leiteten. Was für die Sachsen gilt, trifft auch ihre Nachfolger, das ihnen an Heldenhaftigkeit und Berufstreue gleiche, an Intelligenz und Wucht des Charakters überlegene sog. Salische Kaiserhaus. Auch hier welche Reihe glänzender Namen, aber von keinem von ihnen weiß man irgend etwas anzuführen, was ihn als Gönner und Förderer der deutschen Literatur bezeichnete. Und doch war Heinrich III. wenigstens dem literarischen Interesse im Sinne seiner Hofgelehrsamkeit und höfischen Kunst nicht abhold, wie schon sein Verhältniß zu ihrem glänzendsten Vertreter Wippo zeigt und Heinrich IV. ein hoch gebildeter Mann. Nur von den Frauen ist ein und der andere Zug überliefert, aus dem sich abnehmen läßt, daß sie auch deutsche Bücher lasen, doch fragt sich dabei immer, ob bloß deshalb weil sie sie für die Zwecke der frommen Erbauung benutzen wollten, obgleich sie deutsch waren, oder weil sie es waren. Denn um Erbauung handelte es sich hoffentlich, wenn die Kaiserin Gisela, Conrads Gemahlin, eine kostbare Handschrift von Notkers deutscher Psalmenparaphrase aus St. Gallen entlieh, um sie nicht wiederzugeben, oder wenn die Kaiserin Agnes, Heinrich III. Gemahlin, den Abt Williram den Verfasser einer deutschen Paraphrase des damals namentlich in den hochvornehmen Frauenkreisen so überaus beliebten Hohenliedes

ehrte und begünstigte. Williram ist übrigens nur in diesem einen verhältnißmäßig unbedeutenden Producte als deutscher Schriftsteller und da auch nur als halbdeutscher aufgetreten. Denn die Hälfte davon besteht aus lateinischen Worten und Phrasen. Sonst ist er ein äußerst fruchtbarer theologischer Scribent in der noch immer oder jetzt wieder ausschließlich vornehmen und courfähigen Sprache der Kirche. Und doch wie damals die Verhältnisse lagen, mußte es die Person des Kaisers und konnte es keine andere sein, die zwischen der deutschen Literatur in den Händen der Schriftsteller geistlichen Standes und zwischen dem Volke oder zunächst zwischen den höheren Schichten der weltlichen Gesellschaft vermittelte. Nur die Initiative der höchsten Person im Reiche hätte die Gleichgültigkeit oder Abneigung der vornehmen weltlichen Kreise besiegen und sie, deren ideale Interessen in dem harten und lärmenden Getriebe der damaligen Zeit ohnehin sehr zurückgedrängt wurden, zu einer gewissen Theilnahme dafür zu erziehen oder zu bestimmen vermocht.

So wie sich die deutsche Literatur nach Otfrid gestaltete, begreift man wohl, daß die wetterharten Krieger und geriebenen Politiker dieser Zeit keinen Geschmack daran finden konnten. Fast nur auf dasselbe Publicum beschränkt, dem ihre productiven Kräfte angehörten, auf den geistlichen Stand und auch hier weder in der aristokratischen Höhe, wo mächtige Kirchenfürsten allen weltlichen Rivalen voran die Zügel des Reichs und der großen Politik in der Hand hielten, noch in der volksthümlichen Niederung, wo der deutsche Pfarrer mit seiner deutschen Gemeinde verkehrte, heimathberechtigt, blieb sie das, was sie zuerst gewesen war aber nicht so lange hätte bleiben dürfen, ein Hilfsmittel der kirchlichen Erbauung, der kirchlichen Einwirkung auf das Volk, oder der kirchlichen Un-

terrichtsanstalten, immer aber eine dienende Magd und nicht eine gleichberechtigte Genossin des Lateinischen. Selbst die riesenhafte Thätigkeit eines Notker verdiente ihm wohl bei seinen dankbaren Schülern und bei der Nachwelt den Ehrennamen des Deutschen — teutonicus, wie man in damals modernem Geschmack den alten Stammnamen zur Variation des theotiscus oder des noch älteren Germanicus verwandte — aber die Resultate davon kamen der eigentlichen Hauptaufgabe, um die es sich für die deutsche Sprache handelte, nur in bedingter Weise zu Statten. Daß er nicht über das bescheidene Verdienst eines Uebersetzers oder Erläuterers fremder Originale hinausging, bezeichnet einen viel eingeschränkteren Gesichtskreis als er zweihundert Jahre nach Karls d. Gr. Tode hätte maßgebend sein dürfen. Fühlte Notker dabei die Schranken seines Vermögens und respectirte er sie, so gereicht dies seinem Character zur Ehre, die Sprache aber durfte andere Anforderungen an die bedeutendste schriftstellerische Kraft dieser Zeit erheben. Auf den ersten Blick imponirt uns Späteren, fast noch mehr wie den Zeitgenossen, schon allein der weite Spielraum des Wissens, in welchem sich diese Thätigkeit bewegt, mit seiner fast überwältigenden Mannigfaltigkeit der Form und des Inhalts in den ins Deutsche gebrachten Originalen. Denn das von seiner eigenen Hand gegebene, durchaus authentische Verzeichniß: Boethius, de consolatione philosophiae, derselbe Boethius de Trinitate, Cato's Distichen, Virgils Bucolica, die Andria der Terenz, des Grammatikers Marcianus Capella Hochzeit der Philologie und des Mercur mit ihrem abstrusen Schwulste greisenhafter Aftergelehrsamkeit und ihrer bis zur Grimasse gespreizten Rhetorik, Aristoteles Kategorien und Hermeneutik, die Arithmetik eines ungenannten Verfassers, die Paraphrase des Psalters, der Hiob Gregor d. Großen, jener

unendlich weitschweifige erbauliche Commentar zum Hiob — bezeugt einen Umfang des Wissens bei dem Schriftsteller, mag er auch nur Uebersetzer sein, und bei den Lesern, auf welche er rechnete, den man in jener Zeit für unmöglich zu halten geneigt ist. Doch zeigen uns andere Beispiele, daß er einzeln wohl auch sonst vorkam, aber nur als eine Curiosität, die nicht einmal mit der gewöhnlichen kirchlichen Wissenschaftlichkeit der Zeit, noch weniger mit dem Gesammtgeiste der Kirche und am allerwenigsten mit der Nation in irgend einer Berührung stand. In der Abgeschiedenheit eines Klosters konnte er sich erzeugen, eine Zeit lang wohl dauern, aber um sofort bei dem ersten Lufthauch aus der wirklichen Welt zu zerstieben. So blieb nach dem Jahre 1023, wo Notker starb, kaum eine merkbare Spur seiner Lebensarbeit und die Nachwelt kennt bis heute die allermeisten dieser deutschen Uebersetzungskunststücke nur dem Titel nach.

Das Wunder verliert bei näherem Zusehen viel von seinem Glanze. Einmal zeigen die erhaltenen Reste, daß es dabei überhaupt gar nicht einmal auf das abgesehen war, was doch die ersten größeren Uebersetzungsversuche der Karolingischen Zeit gewollt und erreicht hatten. Nicht zum Ersatz des fremden Textes durch den deutschen, nicht zur Ueberführung des fremden Bildungsstoffes in das deutsche Volk soweit es nicht lateinisch verstand, sondern bloß zur besseren Einführung der Scholaren ins lateinische Original sollte die Muttersprache dienen, also immer nur dienen. Form und Gestalt kamen dabei nicht in Betracht, allein nur das materielle Verständniß des fremden Wortes oder die Erklärung der dabei vorkommenden antiquarischen Schwierigkeiten, soweit der Lehrer selbst sich darin Rath wußte, oder es für passend fand, das Gedächtniß seiner Schüler, das ohnehin schon mit dem bloßen Erlernen der

Fremdsprache genug zu thun hatte, auch damit noch zu beschweren. Daß er bei der unendlichen Vielseitigkeit der Gegenstände die seine Uebersetzungen berührten, auch einen relativ größeren Reichthum an deutschen Sprachmitteln entfalten mußte, als irgend ein anderer deutscher Schriftsteller dieser Zeit oder der Vergangenheit, ist selbstverständlich.

Für uns ist er dadurch unschätzbar. Die damalige Sprache hat aber keinen Vortheil davon gehabt, außer dem Wenigen, was aus dem einzig lebensfähigen Stücke unter dieser Massenproduction, den Psalmen, auf verschiedenen Umwegen durch Ueberarbeitungen bis in das spätere Mittelalter herab mit ihrem übrigen wirklich brauchbaren Gute sich verband.

Dritte Abtheilung.

Die Mittelhochdeutsche Zeit.

Erstes Capitel.

Die Uebergänge vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen.

Auch der große Notker teutonicus ist uns also ein Beweis, daß die Resultate der althochdeutschen Sprach und Literatur Entwickelung nach dreihundert Jahren weit hinter dem vielversprechenden ersten Ansatze und noch weiter hinter den genialen Intentionen Karls des Großen zurückgeblieben waren. Verwechseln wir hier wie anderswo nicht unsere heutige freie Rückschau mit dem was aus der Zeit selbst heraus für die Zeit gilt. Wenn wir als Linguistiker oder Literarhistoriker von heute das reichhaltige Sprachmaterial überblicken, wie es z. B. in den 6 massiven Quartanten von Graffs Althochd. Sprachschatz und doch nur unvollständig vor uns aufgespeichert steht, so freuen wir uns des unserer heutigen Wissenschaft daraus fließenden unerschöpflichen Erkenntnißquelles so sehr, daß wir leicht darüber vergessen, wie wenig doch die Sprache im Ganzen, als lebendige Volkssprache gedacht, von allen diesen zahlreichen Neubildungen oder Umzeugungen des vorhandenen Schatzes gefördert werden konnte. Die lebendige

Volkssprache verstand die meisten von ihnen nicht einmal, obgleich sie aus ihrem Gute und meist, wenn auch nicht allgemein, mit richtigem Instincte geschaffen waren. Ihr blieb das Gebiet der geistigen Interessen, auf welches sich die Literatur und ihre Sprache fast ausnahmlos beschränkten, nach wie vor verschlossen. Was hätte ein deutscher Mann des 11. Jahrh. wenn er nicht in eine Klosterschule ging, um Cleriker und damit eben etwas Anderes als ein deutscher Mann zu werden, mit einem deutschen Aristoteles, mit einer deutschen Rhetorik, mit einer deutschen Musik und Harmonielehre anfangen sollen?

So blieb es im großen und ganzen doch noch beim Alten, nur daß das Alte selbst nicht mehr seine alte Seele, und nur zum Theil seine alten Gesichtszüge sich bewahrt hatte. Aber nach außen hin und für das von dem Aeußern allein abhängige Empfinden des Volkes bestand es doch noch fort. Eine deutsche Literatur existirte für dasselbe, als eine lebendige Macht, auch jetzt noch so wenig wie vor 300 Jahren und der directe Zusammenhang zwischen Literatur und lebender Volkssprache war jetzt eigentlich ein noch geringerer als damals. Damals hatte die Literatur ihre Sprache aus dem Volksmund, wenn auch mit selbstverständlichem Eklecticismus geschöpft, jetzt war ihre Sprache freilich auch noch nicht völlig isolirt von der Volkssprache, aber doch auf dem Wege dazu. So wie das Sanskrit oder das Hebräische der nachexilischen Zeit, oder das Griechische seit dem 5. Jahrh. sich als bloße Kunst- oder Schulgebilde ganz auf sich selbst stellten, konnte es das Althochdeutsche nicht, weil es selbst seinen geistlichen Pflegern nur als praktische Aushilfe oder als gemüthliche Curiosität galt. Blieb ja doch ihre Muttersprache für das höhere Geistesleben nach wie vor das Lateinische und selbst wenn sie durch irgend eine Laune

des Zufalls, worunter auch persönliche Liebhabereien gehören, zu einem gewissen gemüthlichen Interesse an den heimischen oder volksthümlichen Geistesschöpfungen bewegt wurden, mußte die lateinische Sprache und der lateinische Vers ihrem Kunsttrieb die gleichsam von der Natur gebotene Kunstform liefern. Dicht vor, neben und nach Notker stehen jene merkwürdigsten Fragmente unserer damaligen volksthümlichen Zeit, die wir nach Schmellers, des ersten Herausgebers, Willen Rudlieb nennen, jener Waltharius des Ekkehard von St. Gallen, des Specialschülers des großen Notker, jene nur dürftig erhaltenen, gewiß aber einst reich vertretenen latinisirten Umgestaltungen von Scenen und Motiven aus der deutsch-fränkischen Thiersage, jene „Modi", künstliche lateinische Strophenformen, hinter denen deutsche Schwänke oder Lieder durchscheinen und andres derartige. Sage man immerhin, ein Geistlicher jener Tage habe nicht anders als unter dem schützenden Dache der heiligen Kirchensprache seinen patriotischen Passionen nachgehen dürfen. Darin liegt es ja eben, daß er es nicht durfte. Uebrigens ist es auch, so gesagt, ganz schief ausgedrückt und der wahre Grund nur darin zu finden, daß der Begriff einer literarischen Verwendbarkeit des Deutschen allen denen nicht aufgegangen war, die so etwas unternahmen. Der Einzelne trägt natürlich keine Schuld daran: er steht unter den Mächten seines Standes und seiner Zeit, aber diese Mächte selbst waren, wie gezeigt wurde, eben nicht die, welche die Sache der deutschen Sprachentwickelung fördern konnten. So hat diese von dem allen nichts empfunden. Daß aus der lateinischen Hülle überall für unsere Augen deutsche Solöcismen oder Barbarismen hervorlugen, sahen die damaligen Augen nicht, ihnen war es gutes Latein, weil das beste, das sie vermochten. Die lebendigen Träger der Sprache aber, das deutsche Volk in allen seinen

Schichten, soweit es nicht las und schrieb, d. h. mit verschwindenden Ausnahmen alle Deutsche, die nicht Kleriker oder Mönche waren, ahnte nicht einmal das Dasein dieser seltsamen Zwittergebilde. Wie hätte da seine Sprache darin getroffen werden sollen?

Wie immer ist das Ende dieser stockenden Zustände unserer Sprache und Literaturentwickelung nicht durch eine rein aus dem Innern geborene Sammlung und Erhebung der in ihrem eigentlichen Bereich disponibeln Kräfte herbeigeführt worden. Von außen her, wie einst durch Karl den Großen, hat auch für sie eine neue Zeit, eine Zeit der Erfrischung und der lebendigen Entfaltung vieler scheinbar zertretenen, oder auch bisher nicht wahrnehmbaren Keime begonnen, diesmal aber nicht wie damals durch eine geniale Individualität, sondern durch das Zusammenwirken und Ineinanderspielen mannichfaltiger Kräfte und Triebe der ganzen Zeit.

Die geniale Intuition Jacob Grimms hat auch für diese Neuzeit der Sprache, die ihre althochdeutsche Vergangenheit ablöste, eine treffende Bezeichnung „Mittelhochdeutsch" gefunden, woran die Wissenschaft für immer ebenso fest wie an jener andern halten wird. Denn aufs glücklichste ist darin ebenso die ethnographisch-geschichtliche Grundlage, worauf diese neue Phase ruht, wie das Neue, was sie für sich enthält, angedeutet. An Leib und Seele eine Fortsetzung oder Folge, eine Tochter, wenn man es recht verstehen will, des Althochdeutschen, verdankt sie ihre persönliche Eigenart, ihre individuelle Physiognomie ihrer Stellung zu der Zeit, zu dem Hoch-Mittelalter in der vollsten Bedeutung dieses Begriffes.

Es sei hier nur kurz an die eigenthümlichen Evolutionen erinnert, unter denen der Geist dieses Hochmittelalters in Deutschland seinen Einzug hielt und hier seine im Wesen, d. h.

wenn man sie bis zu ihrem abstracten Gedankeninhalt destillirt, so universalistisch aussehenden, in Wirklichkeit, in ihrem lebendigen Dasein so eigenartigen Schöpfungen erzeugte.

Mit dem Tode Heinrichs III. 1056 war der theokratisch-autokratische Einheitsstaat zusammengestürzt, den Karl der Große begründet, die großen sächsischen und salischen Kaiser durch die Uebermacht ihrer Persönlichkeit mühselig aufrecht erhalten hatten.

Die Revolution, die seinen Sturz herbeiführte, kündigte sich ebenso sehr an durch das nicht mehr zurückzudrängende Aufflackern des ganzen Zündstoffes particularistischer Elemente, die in allen Schichten und Ständen und in allen Theilen und Landschaften sich je länger je mehr massenhaft angehäuft hatten, wie durch den unheilbaren Riß in den herkömmlichen Bund zwischen dem monarchischen Absolutismus und der Hierarchie. Die aufständischen Sachsen, die im Namen ihrer Volksfreiheit gegen den fränkischen Tyrannen sich erhoben, Hildebrand, der im Namen der Freiheit der Kirche den Sohn des Kaisers, der 20 Jahre vorher 3 Päpste Kraft seines göttlichen Rechtes als Feinde der Gottesordnung in Kirche und Staat abgesetzt hatte, bannte und absetzte — damit war die alte Ordnung Karls des Großen, des Besiegers und Bekehrers der Sachsen, des Beschützers des apostolischen Stuhles in allen Dingen, des von Gott gekrönten Augustus, zu Grabe getragen.

Zunächst ward dem Kaiserthum durch den verbündeten Ansturm solcher Feinde, von denen einer fast schon zu stark gewesen wäre, der Boden unter den Füßen entzogen. Aber auch die Kirche und ihre Angehörigen, nach menschlichem Ermessen zuletzt trotz aller Wechselfälle siegreich in dem großen Kampfe, wurden, ohne zu wissen wie es geschah, aus ihrer bisherigen zwar stark angefeindeten, niemals aber ernstlich gefährdeten

Suprematie im Leben des deutschen Volks gedrängt. Ja, was die römische Kirche und hier wieder ihre monarchische Spitze gewann, so viel und noch mehr ging der deutschen Kirche und hier nicht bloß ihrer Aristokratie verloren.

Der große Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, die Ansprüche auf volle Legitimität, die jede gegen die andere erhob, schüttelten alle einzelnen Menschen der Zeit, auch wenn sie noch so wenig zu denken geneigt oder gewohnt waren, doch aus ihrer bloß passiven Hingabe an die einmal bestehende Ordnung auf. Jeder mußte hüben oder drüben Partei nehmen. Ob er es aus Gewissensdrang oder aus klar gewordener Ueberzeugung that, aus dumpfem Instinct, oder aus den zufälligsten kleinlichsten, oft auch im bürgerlich moralischen Sinne nichtswürdigsten Beweggründen ist gleichgültig: das, worauf es ankommt, ist, daß keiner neutral bleiben konnte und dazu gehörte, daß jeder wenigstens für sein eignes Bewußtsein die Gründe für oder gegen fand, abwog und unter ihrem Drucke handelte. So war das deutsche Volk, ohne es zu wissen, von der Allmacht der kirchlichen Autorität in dem Augenblicke emancipirt, wo es zum großen Theile für eben diese Kirche gegen seinen angestammten Kaiser die Waffen ergriff.

Die äußere Entscheidung ruhte jetzt in den Händen derer, die das Schwert führen konnten. Auch als sie es wieder in die Scheide steckten, als wieder relativ — nach mittelalterlichem Begriffe — ruhigere und geordnetere Zustände die 70 Jahre Krieg und Revolution unter den beiden letzten Saliern ablösten, war es nicht die Zerstörung der meisten Gotteshäuser, die Plünderung der in den sichern Zeiten vorher gesammelten Besitzthümer der Kirche, die Verfolgung und Beschädigung an Leib und Leben, die so viele Angehörige der Kirche abwechselnd von hüben oder drüben her getroffen hatte, was ihnen oder ihr,

der deutschen Kirche, den Weg zur Wiedererlangung der alten geistigen, politischen und materiellen Suprematie in der deutschen Nation verlegte. Sie konnten nicht wieder die Führer der Nation werden. Nur insoweit sie sich den Tendenzen der neuen Mächte anzubequemen oder unterzuordnen verstanden, bedeuteten sie fortan etwas und nur so mochte ihnen der Standesnimbus, der im Glauben der Zeit noch immer nicht von ihnen gewichen, förderlich sein, für sich allein reichte er gegen die so ganz nach anderer Richtung strebende Wirklichkeit nicht aus.

Zwischen dem Getöse des politischen, socialen und religiösen Bürgerkrieges vollzog sich geräuschlos, wie in allen ähnlichen Fällen, aber um so tiefer dringend eine Umwandlung der Seelenstimmung in der ganzen Nation, zu welcher jenes Aufsichgestelltsein des einzelnen Menschen den Rahmen geschaffen, große Eindrücke der gesammten weltgeschichtlichen Bewegung die Füllung gegeben hatten. Die Kreuzzüge sind nicht die Ursache, sondern die Folge des gründlichen Aufwühlens der religiösen Substanz, und zugleich der draftischste Zug in der damaligen Signatur. Auch in Deutschland rankte sich an ihnen Gefühl und Phantasie des ganzen Volkes zwar langsamer, wie bei uns alle geschichtlichen Processe langsamer gehen, aber mit zäherer Gläubigkeit als anderwärts in Regionen empor, die dem Volksgeiste bis dahin kaum ahnungsweise zugänglich gewesen waren. Das ganze äußere Gepräge, Costüme und Colorit dafür stand schon fest, es ward von dem so viel formengewandteren romanischen Volksgeiste fertig dem schwerfälligen Nachbarn im Osten überliefert und dieser nahm es so wie er es erhalten, theils aus Bequemlichkeit, theils aus vertrauensvoller Hingabe an die imposante Erscheinung aus der Fremde. Vorbereitet dafür wie für jede idealistische Erhebung war die

deutsche Volksseele genugsam, das hatte die Gährung der Gemüther, die endlich in der großen Revolution seit der Mitte des Jahrhunderts explodirte, hinlänglich dargethan. Denn nur aus der tiefsten Erregung der Leidenschaften, aus der Aufrüttelung der eigentlich elementaren Mächte des Gefühls und Gemüthslebens hatte sie ihre Gluth und sich so lange nähren können, ohne sie hätte sie bald verlodern müssen.

Daß eine solche innere Umwälzung des Empfindens, Vorstellens und Wollens nicht überall in gleicher Stärke sich wahrnehmbar machte, bedarf keiner Bemerkung. Aber etwas davon ist doch überall in allen Theilen Deutschlands, in allen Schichten des deutschen Volkes vorhanden und insofern kam in die Gesammthaltung der Nation jetzt mehr als bisher irgend einmal etwas Zusammenstrebendes, Vereinigendes, Ausgleichendes, nicht durch das Herrscherwort eines Einzelnen, das gegen den Strom der Zeit ohnmächtig ist, komme es auch aus dem Munde eines Karl des Großen, sondern durch den Strom der Zeit selbst. —

Der ganze Inhalt dieser Bewegung der Geister kann im eigentlichsten Sinne poetisch genannt werden. Die vergangenen Jahrhunderte mochten die Poesie in der altherkömmlichen Weise als epische Volksdichtung, sagenhaften oder geschichtlichen, jedenfalls wirklichen Inhalts, wohl auch als geistlichen Volksgesang in der Art, wie vielleicht schon vor Otfrid Ansätze dazu gemacht sind, immerhin gepflegt haben, aber ihr ganzer Character ist dennoch ein unpoetischer. Die veränderte Seelenstimmung verlangte auch eine ihr genügende Darstellung im Worte, das Neue brauchte nicht gerade das Alte zu verdrängen, aber das Alte wurde, soweit es sich nicht von selbst umbildete und in das Neue hineinwuchs, in den Winkel der bloßen gewohnheitsmäßigen Tradition geschoben, und so war dem

Neuen ein weiter Spielraum eröffnet, auf dem es sich mit voller Energie entfalten konnte.

Bisher hatte das Volk selbst seine überlieferte poetische Kunst geübt und sie war deshalb außer allem organischen Zusammenhang mit der gleichzeitigen deutschen, mit der althochdeutschen Literatur, wenn auch vielleicht einmal ein Mann geistlichen Standes, also ein solcher der berufsmäßig in der literarischen Sphäre stand, als Volksdichter aufgetreten sein mochte. Denn solche geistliche Dichter muß man doch immer wenigstens da voraussetzen, wo die Erzeugnisse des geistlichen Volksgesangs schriftlich aufgezeichnet wurden. Weniges davon hat sich erhalten, aber sicher gab es doch einen ziemlich reichen Vorrath solcher Producte, nur daß von ihnen aus weder der gelehrte oder systematische Betrieb der literarischen Darstellung in deutscher Sprache beeinflußt wurde, noch von diesem aus eine allgemein zugängliche Brücke zu jener hinüberführte.

Jetzt aber wurde es anders. Das neue Leben erfaßte auch die deutsche Geistlichkeit so stark wie das ganze Volk. Stand doch sein innerster Kern, die Erweckung der religiös gestimmten Phantasie und die Erwärmung des Gefühls gleichsam in Mitten ihres eigensten Berufes und Interesses. Mochte die Hierarchie ihre Führerstellung im Reiche, der Clerus seine ausschließliche geistige Suprematie verloren haben, der einzelne Geistliche, wenn er sich dem Zuge der Zeit hingab, war jetzt wenigstens der geborene Volksdichter. Weil er aber in den Traditionen seines Standes und seiner Bildung beschlossen war, konnte er nicht, wie das eigentliche Volk, dem verhallenden Wort das Erzeugniß seines Geistes anvertrauen. Er schrieb es oder ließ es schreiben, wie es Otfrid einst auch gethan, aber nach ihm so wenige seiner Standesgenossen.

Erwägt man diese Zeitbedingungen, so wird es weder ein

Zufall noch ein Wunder scheinen, wenn noch vor dem Schlusse des 11. Jahrh. die schweigende Oede auf dem Felde der deutschen Dichtung, d. h. der Dichtung, die durch literarische Fixirung sich der Nachwelt urkundlich erhalten hat, durch eine laute Fülle großangelegter, vom frischesten Hauche unmittelbarsten Zusammenhangs mit dem Leben der Zeit geschwellter Erzeugnisse abgelöst wird. Es ist als ob jetzt die Saat auf einmal aufginge, die Otfrid ausgestreut hatte, und doch liegen zweihundert Jahre dazwischen, in welchen das Auge kaum irgendwo eine Keimspitze aus der Erde hervordringen sieht. Auch läßt sich ein directer körperlicher Zusammenhang zwischen jener Vergangenheit und dieser Gegenwart weder nachweisen, noch als möglich denken. Soviel man sieht ist Otfrid für die geistliche Dichtung des 11. Jahrh. ganz verschollen, obgleich sie im Geiste nichts Anderes als seine Wiedergeburt oder die zeitgemäße Erfüllung seines Strebens ist, gerade so wie die eigentliche Tiefe des Idealismus eines Karls d. Großen erst jetzt den Menschen aufging und nicht mehr bloß der Scheinbesitz einiger auserwählter Geister blieb.

Dieser neue Ton des christlich-kirchlich-volksthümlichen Gesanges in der Art Otfrids, nur nicht mehr in seiner Sprache, entäußerte sich, eben weil er so ganz volksthümlich war, der Verschnörkelungen theologischer oder mönchischer Dialektik, die jenem so natürlich, den Lesern und Hörern aber, wenn sie nicht derselben Sphäre angehörten, so fremdartig erschienen. Nur Weniges davon verräth auch jetzt noch, daß es nicht die naturalistische Stimme des frommen Herzens, sondern die bewußte That eines auf der Höhe der gelehrten Bildung stehenden Künstlers ist, die man vor sich hat, und insofern ist die Bezeichnung Volkspoesie doch in ganz anderem Sinne dafür zu brauchen, wie etwa für das deutsche Volkslied der späteren

Jahrhunderte oder für einen großen Theil der späteren Heldendichtung auf deutscher Basis.

Aber dieser eine Ton erschöpfte doch nicht das ganze poetische Bedürfniß der Zeit. Sie war nicht bloß fromm, sie war auch thatenlustig und sie verlangte dafür ein entsprechendes Spiegelbild in der Kunst. Der Geist und die concrete Gestaltung eines in christlicher Glaubenshingabe wurzelnden, daneben aber auch in voller Selbstwüchsigkeit sich darstellenden Kriegerthums, der auf romanischem Boden schon länger in der Poesie sein zureichendes Idealbild geschaffen hatte, drängte auch in Deutschland über die für ihn viel zu engen Schranken der geistlich-volksthümlichen Epik. Das Ritterthum, als es im Laufe des 12. Jahrh. auch in Deutschland seine zuerst so nebelhaften Umrisse als besonderer Stand zu verdichten begann, mußte sich zunächst, wenn es eine seinem Ideal noch näher stehende Kunst haben wollte, an die Leute halten, welche darin die traditionelle Uebung besaßen. Ritterliche Dichter, Dichter aus der Mitte des Standes selbst, konnte Deutschland erst dann hervorbringen, als die deutsche Ritterschaft selbst ihre romanischen Vorbilder erreicht hatte und dies geschah nicht eher als bis die großen Familienkämpfe zwischen den Staufern und den Welfen wenigstens vorläufig ausgetragen waren, nach der Mitte des 12. Jahrhunderts.

Die Tradition des Mittelalters knüpft die entscheidende That der Schöpfung einer ritterlichen Dichtung in deutscher Sprache an den Namen des Heinrich von Veldeke, und mit Recht, wenn er auch der Zeit nach nicht der Erste gewesen ist, der die Bahn betreten hat, auf welcher nicht bloß dies eine Ziel, sondern auch das andere, die Schöpfung einer von dem unmittelbarsten Geiste der Zeit erfüllten, gebildeten und, was jetzt damit zusammenfiel, zum literarischen Gebrauch geformten

Sprache erreicht werden sollte. Betrachtet man die geistlichen Literaturerzeugnisse des 11. und des 12. Jahrh. von der sprachlichen Seite, so wird man ihnen ihre Zubehörigkeit zu der neuen Zeit sofort ansehen. Sie sind auch als sprachgeschichtliche Denkmäler nicht mehr althochdeutsch, so wenig wie durch ihre Seele und Composition. Manche von ihnen mögen nur durch wenige Decennien von einem Williram, selbst von einem Notker getrennt, ja einige vielleicht älter als das hohe Lied des ersteren sein, aber sie sind deswegen doch auch in der Sprache nicht mehr neben diese zu stellen. Es begreift sich auch leicht, wie die Isolirung der althochdeutschen Literatur und die damit verbundene Isolirung ihrer Sprache in einzelnen Fällen noch in eine Periode hineinragen oder vegetiren konnte, die in der Hauptsache schon in einer ganz veränderten Atmosphäre lebte. Solchen Archaismen begegnet man überall in der Entwickelungsgeschichte der materiellen und ideellen Bestrebungen der Menschen.

Diese Sprache hing mit dem Leben so viel enger zusammen, wie der Geist und die Tendenz ihrer literarischen Erzeugnisse so viel mehr aus der unmittelbaren Wirklichkeit der nationalen Seelenstimmung entsprungen waren als dort. Ein Williram konnte nur in einem ganz exclusiven Kreise gelesen und gewürdigt werden: das große volksthümliche Epos von den Wunderthaten Christi auf seiner irdischen Wallfahrt, dem man den wenig passenden Namen Friedberger Christ und Antichrist in Ermangelung eines urkundlich überlieferten gegeben hat, mindestens nicht jünger als Williram, war für alle frommen und poetisch geweckten Gemüther, also für das ganze deutsche Volk und mußte deshalb, und zwar ohne daß dazu ein reflectirter Entschluß seines Dichters nöthig war, in der Sprache des Volkes erzählen.

Dennoch konnte auch diese Sprache den immer rascheren Schwingungen der Zeit nicht folgen. Sehr bald zeigte auch sie nicht etwas Erstarrtes und Verknöchertes, wie es einer Schulsprache zu geschehen pflegt, weil sie dazu nicht werden konnte, aber doch etwas Befangenes, Ungelöstes in ihren Zügen, das den Einen wie unverständlich, den Andern wie roh erschien. Denn die im Wesen dieser geistlichen Poesie selbst begründete Begrenzung auf eine gewisse Gattung von Stoffen oder, als man darüber hinausging, wenigstens auf die Grundstimmung, von der sie anfänglich getragen war, und in Folge davon auch auf die Stilisirung, die sie einmal gewonnen hatte, ließ für das unmittelbare Gefühl der jetzt so rasch sich wandelnden oder fortschreitenden Nation auch die Sprache veralten, die selbstverständlich von der Grundstimmung und der Stilisirung nicht geknechtet, aber doch in bestimmter Abhängigkeit gehalten wurde. Daher denn auch die bekannte literargeschichtliche Thatsache, daß fortwährend neue Versuche gemacht wurden, diesen poetischen Gebilden durch Umarbeitungen nach dem veränderten Geschmacke der Zeit eine verlängerte Lebensdauer zu verleihen. Solche Umarbeitungen trafen aber nur das Aeußerlichste in der Sprach- und Versform, worauf sie sich doch zumeist beschränkten, die Lautgestalt des Wortes, allenfalls die härtesten Archaismen im Gebrauche einzelner unverständlich gewordener Ausdrücke. Begreiflich konnte auf solche Art, die ja ganz dem Zufall und der Subjectivität des Einzelnen anheimfiel, das doch nicht, nicht einmal annähernd erreicht werden, was man erstrebte. Wie der exclusiv geistlich-kirchliche Inhalt des Stoffes, oder wenn darin, wie im Rolandslied, der Kaiserchronik, dem Alexanderlied dem nach weltlichen Stoffen lechzenden Zeitgeist Concessionen gemacht waren, die strenge Beschlossenheit der specifisch kirchlichen Stimmung dem größeren

Theile der Nation, insbesondere aber dem, welcher an der Spitze der lebendigen Bewegung der Zeit stand, dem Ritterthum, den Eindruck einer immer unverständlicheren und ungenießbareren Herbe und Einseitigkeit machte, so auch die Sprache, in der es geschah. Auch sie war nicht das lebendige Organ des Geistes, sie war ähnlich wie es dem Althochdeutschen in seiner literarischen Verwerthung zuletzt gegangen, wieder durch eine tiefe Kluft von der wirklichen Sprache der Nation geschieden, aus deren Boden sie doch ganz wie das Alt hochdeutsche herausgewachsen ist. Die Kluft ist eine andere, aber ebenso breit, welche die Verskunst dieser geistlichen Dichter von der Höhe zeitgenössischer Leistungsfähigkeit trennte, die nach der dankbaren Annahme seiner Nachfolger zuerst Heinrich von Veldeke erreicht haben sollte. Da seine poetische That auch darin entscheidend war, so wird ihr Werth dadurch nicht geschmälert, daß in dem Vorrath der älteren, vor ihm schon vorhandenen Erzeugnisse der deutschen Verskunst sich mindestens eines findet, welches dieselbe, ja vielleicht noch eine geistvollere Ausbildung der Verstechnik zeigt, das Fragment der poetischen Bearbeitung der Pilatus-Legende. Ebensowenig wird ja auch sein Verdienst als Bahnbrecher des neuen Geistes und des neuen Inhalts der Dichtung, als Vater der deutschen ritterlichen Poesie irgend dadurch geschmälert, daß in den „Graf Rudolf" benannten Fragmenten eines ritterlichen Epos schon um ein oder zwei Decennien früher dieselbe Bahn im Stil und in der Verstechnik betreten war. Es zeigt sich darin nur, wie die ganze Atmosphäre der Zeit von dem neuen Kunstideale erfüllt war. Nicht der einzelne Dichter hat es geschaffen oder in einem fremden Muster entdeckt, er faßt nur, was alle wollen, zuerst mit sicherem Griffe und der Zufall entscheidet darüber, ob gerade er oder irgend ein anderer Mitstrebender

und Gleichbegabter an die begünstigte Stelle zu stehen kommt, von wo aus die nachhaltigste und vielseitigste Einwirkung auf die Nation möglich ist. In diesem Sinne entschied es auch der Zufall, daß die neue Epoche der ritterlichen Dichtung mit Veldeke und keinem Andern begann.

Zweites Capitel.

Die Entstehung der mittelhochdeutschen Literatursprache.

Von der eigentlich sprachlichen Seite her wird man Veldeke nur bedingt eine solche epochemachende Bedeutung zuerkennen. Zwar alles was in das innere Gebiet der Sprache gehört, was den Inhalt und die Verwendung des Wortvorraths, seine Zusammenfügung im Satze und den Stil der Rede angeht, ist bei ihm neu im Vergleich mit der Sprache jener geistlichen Volksdichtung. Es ist eben der zutreffende Ausdruck der Bildung, des Empfindens und Denkens seines eigentlichen Leserkreises, der ritterlichen Welt, der er selbst angehörte und in deren glänzendsten Mittelpunkten an den Höfen von Cleve, von Thüringen, an dem kaiserlichen Hofe Friedrichs I., er seine und seiner Kunst wahre Heimath sah. Aber Veldeke hat auch für seine Dichtung die Sprachformen seiner Geburtslandschaft gebraucht, weil er in ihnen zu sprechen gewohnt war. Als Limburger fällt er sogar außer den Bereich des Hochdeutschen. Laute und Formen seiner Wörter und die darauf gebauten Reime sind nicht hochdeutsch, geschweige denn mittelhochdeutsch in jenem specifischen Sinne, in welchem es uns bald begegnen wird.

Seine dankbaren Geistessöhne haben an dem ihnen doch meist fremdartigen Sprachgewande des Altmeisters keinen An-

stoß genommen und auch wir dürfen nicht vergessen, daß durch die Festsetzung der inneren Sprachform der wichtigste Schritt geschehen war. Das Andere, die Durchführung einer vollkommen zusagenden äußern Gewandung, mußte sich verhältnißmäßig leicht daran reihen.

Der nächste Großmeister der deutschen Poesie dieser Zeit, Hartmann von Aue, hat diesen Schritt schon gethan. Welcher Landsmannschaft Veldeke angehört habe, würde einem gründlichen Kenner der deutschen Sprachgeschichte nicht schwer zu bestimmen sein, auch wenn die ohnehin nur dürftigen und unsichern urkundlichen Notizen über seine Herkunft ganz fehlten. Und doch hat Veldeke verhältnißmäßig nicht viel geschrieben außer seiner epochemachenden Aeneide, eine gereimte Legende vom heiligen Servatius und einige wenige lyrische Kleinigkeiten und alles ist, bis auf den Servatius, in einer durch systematische und zufällige Umgestaltung sehr verdunkelten Form überliefert. Woher aber der so viel größere und ganz gewiß so viel fruchtbarere Hartmann stammt, er, der so recht eigentlich auf den Schultern Veldeke's steht und sein Werk mit unendlich feinerem Verständniß und reicherem Kunstgefühl fortsetzt und vollendet — darüber wird bis heute noch gestritten. Der Streit selbst kümmert uns hier nicht, insofern ein bestimmtes Ergebniß dabei herauskommen soll. Wir lassen einstweilen das Gewicht der Gründe, mit denen man des Meisters schwäbische Abkunft darthun will, auf sich beruhen. Aber daß darüber nicht aus bloßer Rechthaberei, sondern mit ehrlicher Ueberzeugung gestritten werden kann und immer von neuem gestritten werden wird, ist was wir für unsern Zweck gebrauchen.

Fast alle Denkmäler der deutschen Literatur bis zu Hartmann, wenn sie nur einigermaßen durch Umfang und leidlich sorgsame Ueberlieferung eine solide Basis der Forschung ge-

währen und sich ein leidlich vollständiger Ueberblick ihrer Sprachformen gewinnen läßt, tragen das Merkzeichen ihrer Ortsangehörigkeit an der Stirne und wir bedürfen meist gar nicht anderer, ohnehin meist unsicherer Notizen über die Herkunft und die mundartliche Stellung ihrer Verfasser oder Schreiber. Auch wenn man Hartmanns Schwabenthum beweisen will, an das man augenblicklich mit Vorliebe glaubt, beruft man sich auf seine Sprache, weil andere urkundliche Anhaltspunkte bis jetzt fehlen oder nur eine sehr schwache Stütze gewähren. Aber wie geringfügig, zweifelhaft, bedenklich, je mehr man es nicht bloß von einer Seite her beleuchtet, ist das, was seine Sprache über ihn aussagen soll. Nicht mehr, als daß die Möglichkeit, er sei eine Schwabe, nicht ausgeschlossen ist.

Oder wenn Hartmann allein nicht genügt, obwohl er es in jeder Art könnte, um darzuthun, daß jetzt in der eigentlich tonangebenden, die Höhen des geistigen Lebens beherrschenden Literatur eine Sprache gesprochen wurde, für die es keine Heimath giebt, die, weil sie nirgends heimathberechtigt ist, auch überall es gewesen sein wird, — so möge ein anderer Kunst und Zeitgenosse genannt werden, Walther von der Vogelweide. Bei ihm wiederholt sich dieselbe vergebliche Jagd auf die Heimath und Geburtsstätte bis heute nur noch mit heftigerem und leidenschaftlicherem Gebahren der gelehrten Waidmänner. War er ein Oesterreicher, ein Franke, ein Tiroler, ein Thurgauer, oder wer weiß was sonst? Wie Homer hat auch er mindestens sieben Geburtsstädte oder Stätten, eine mit genau ebenso berechtigten Ansprüchen wie die andere. Und doch müßte es sich bei ihm, wenn andere Urkunden fehlen, aus der Sprache leicht erkennen lassen, wenn man überhaupt aus der Sprache, die die deutsche Dichtung in ihm und schon in Hartmann zu

sprechen gelernt hatte, so etwas erkennen könnte. Denn die zwei oder drei armseligen Reime, die man als Beweise für Walthers Oesterreicherthum immer wieder vorführt, weil man durchaus nichts Anderes und kräftiger Beweisendes zu schaffen vermag, würde man doch bei ruhigem Blut einfach eine Lächerlichkeit, aber nicht einen sprachgeschichtlichen Beweis nennen.

Drittes Capitel.

Die Stellung der höfischen Kunstsprache in der deutschen Sprachgeschichte.

Daß sich innerhalb eines oder zweier Decennien, denn nur so viel liegt im äußersten Fall zwischen der Aeneide Veldeke's und dem Erek, dem ältesten uns erhaltenen Produkte Hartmanns, die Sprache des ritterlichen Bildungskreises in Deutschland nicht so gründlich umwandeln, alle mundartlichen Besonderheiten abstreifen, gleichsam zu einem immer in der Luft schwebenden Paradiesvogel umgestalten konnte, versteht sich von selbst, ebenso, daß die Umwandlung nicht auf die subjective That eines Einzelnen, sei es Hartmanns oder irgend eines Andern zurückgeführt werden kann. Selbst ein Dante hat doch nur in sehr beschränkter Grenze etwas Derartiges in seiner Sprache vermocht, aber unter ganz anderen Verhältnissen und in ganz anderer Zeit, worin der freien Kraft des individuellen Genius ein Wirkungskreis geöffnet war, der anderthalb Jahrhunderte früher, auf deutschem Sprachboden in Mitten einer durch und durch gleichförmig construirten, man könnte sagen demokratisch nivellirten Gesellschaftssphäre wie die der ritterlichen Welt undenkbar ist.

Wo aber sind die Wurzeln und die Triebkräfte dieses Phänomens? Wenn eben bemerkt wurde, daß sich in der unendlichen Mehrzahl aller literarischen Denkmäler bis zu Hartmann, in den einzigen uns zu Gebote stehenden Quellen der Sprachgeschichte überall der Bodengeschmack, die heimathliche Abstammung wenigstens mit annähernder Sicherheit heraus erkennen lasse, so ist dabei zugleich zugegeben, daß es vereinzelte derartige Zeugnisse giebt, denen dies Kennzeichen beinahe fehlt, die wie Hartmanns und Walthers Sprache ebenso da oder dort in Deutschland heimathberechtigt sein können, oder es in gewisser Weise überall sind. Daß sie nicht zahlreicher auftreten, beweist nichts für die weitgehende Bedeutung, die ihnen zukommt. Es zeigt nur, daß die überwiegende Mehrzahl aller derjenigen, die literarische Leistungen in deutscher Sprache hervorbrachten oder niederschrieben, nach anderen Grundsätzen in ihrer sprachlichen Formgebung verfuhren, oder wenn es nicht Grundsätze waren, nach anderen Gewohnheiten und Traditionen.

Eines der charakteristischsten Zeugnisse dieser „Gemeinsprache", wie wir sie einstweilen bezeichnen wollen, ist schon in anderm Zusammenhange uns begegnet: im Pilatus eines unbekannten, wahrscheinlich aber dem geistlichen Stande angehörigen Dichters, wohl nicht später als in den sechziger Jahren des 12. Jahrhunderts entstanden. Ein anderes, nur sprachgeschichtlich merkwürdiges, sonst in keiner Art mit jenem vergleichbares sind die umfangreichen Bruchstücke einer deutschen Uebersetzung eines ascetischen Tractats des heiligen Norbert, jedenfalls nicht vor 1130 anzusetzen, außerdem einige wenige Reste geringeren Umfangs, die nur in der Anlehnung an diese größeren und daher durchsichtigeren Documente werthvoll sind. Will man den Kern der sprachlichen Eigenthümlichkeiten beider

Hauptzeugnisse bezeichnen, so wird man beide hochdeutsch in der früher schon gegebenen Begriffsbestimmung nennen. Nur auf dem Gebiete, das sich seit Karl dem Großen in einer durch die Natur und die Geschichte selbst fest begründeten inneren Conformität des Sprachgeistes, wenn auch in äußerlich buntestem Farbenspiel der Sprachform, als eine organische Einheit gestaltete, sind beide und was ihnen gleicht möglich. Aber dies Gebiet erstreckt sich, wie wir sahen, sehr weit. Es umfaßt ganz Oberdeutschland und den größten Theil von Mitteldeutschland. Hier nun eine noch engere Begrenzung zu ziehen, die aber auch dann noch keine eigentlich mundartliche, oder landsmannschaftliche wäre, ist schwer und nur mit großem Vorbehalt zu wagen. So scheint es, als wenn das ältere der beiden Denkmäler eine mehr oberdeutsch-fränkische, etwa eine ostfränkische Herkunft, das jüngere vielleicht mit noch etwas deutlicheren Zügen eine mittelrheinisch fränkische durch die allgemein gültigen hochdeutschen oder specieller oberdeutschen Typen durchschimmern ließe. Daß beide in ihren Sprachformen trotz der beherrschenden Einheit ihres Gepräges von einander merklich abstehen, findet seine natürliche Erklärung einmal in dem geringen, aber doch nicht ganz fehlenden örtlichen oder mundartlichen Zusatz, der hier ein anderer als dort ist, noch mehr aber in der Zeit, die zwischen beiden liegt. Sie hat die Sprache unterdessen so viel weiter gefördert und vieles, was 1130 noch an ihr lebendige Form, ist 1160 schon durch eine neue, wenn auch verwandte Hülle ersetzt.

Daß dreißig Jahre kräftigster Regung des gesammten nationalen Lebens, der tiefgreifendsten und vielseitigsten Wandlungen in Sitten, Denkweise und Anschauungen auch die Sprache zu beschleunigtem Schritte getrieben haben werden, versteht sich von selbst. Aber an der Mehrzahl aller ihre schriftlichen Zeug-

nisse ließ er sich doch nur sehr unvollkommen wahrnehmen, wie es die andern gleichzeitigen Werke des geistlich volksthümlichen Stils so deutlich bezeugen. Nur diese beiden halten Schritt mit dem Leben der Zeit und der lebendigen Sprache der Zeit.

Dann aber sollte man denken, hätten sie erst recht die Eigenart des Ortes, die Localfarbe herauskehren müssen. Ist diese ja doch, wie wir sahen, selbst in allen jenen Produkten der geistlich volksthümlichen Literatur trotz ihrer archaistischen Stilisirung stark genug aufgetragen. Warum nur hier das Gegentheil davon?

Erinnern wir uns, schon in karolingischer Zeit mußte sich ein gewisser äußerer oder leiblicher Zusammenschluß der lebenden Sprache ganz von selbst als nothwendiges Ergebniß der großen geschichtlichen Mächte der Zeit bilden. Unsere Schriftdenkmäler gewährten wenigstens einige urkundliche Bestätigung für diese Thatsache, die auch ohne sie als eine naturnothwendige feststünde. Es ist unmöglich den innern und äußern Phasen dieser Gemeinsprache genauer nachzugehen, nur daß sie, einmal geschaffen, nicht wieder verschwinden konnte, läßt sich in der Zwischenzeit, von der Mitte des 9. Jahrhunderts an, bis zu diesem ihrem literarischen Niederschlag im 12. Jahrhundert, nicht bloß wieder durch innere Begründung, sondern durch freilich sehr dürftige äußere Zeugnisse beweisen. —

Diese Gemeinsprache wohnte in den Höhen der Gesellschaft. Eine karolingische Hof- und Reichssprache und, dem entsprechend, eine sächsisch-fränkische, ist eine an sich bedenkliche, jedenfalls äußerst schwerfällige Benennung, die man deshalb besser vermeidet. Aber Reich und Hof d. h. die im Staat und in der Gesellschaft tonangebenden Kreise sind ihre Pfleger, Reich und Hof, oder Höfe sind ihre rechten Heimathsstätten. Diese Ge-

meinsprache der höheren Gesellschaft ist von der einen Seite gesehen auf sich gestellt und abgerückt von der conventionellen oder traditionellen Sprache der geistlichen Literatoren ihrer Zeit, wie von der unverhüllten, unabgeschliffenen, elementaren Mundart des Volkes und Ortes, doch ebenso gewiß durch uns unsichtbare, aber nichts desto weniger vorhandene Fäden des leiblichen und geistigen Contactes mit der einen wie mit der andern in beständiger Wechselwirkung des Nehmens und Gebens.

Die Culturgeschichte Deutschlands hat nachgewiesen wie im Laufe des 12. Jahrhunderts die Begriffe höhere Gesellschaft und Ritterthum oder Ritterstand so ineinander wuchsen, daß sie sich beinahe deckten; demgemäß kann man die lebendige Gemeinsprache der höheren Gesellschaft, weil sie jetzt von selbst eine gewisse Begrenzung innerhalb eines immer sich fester abschließenden Standes fand, auch die Sprache der ritterlichen Welt, des Ritterthums nennen.

Aber wenn man sie ohne weiteres als die Umgangssprache der ganzen deutschen gebildeten Welt — Welt im strict mittelalterlichen Sinne im Gegensatz zu der isolirten Kirche — bezeichnen wollte, ginge man doch viel zu weit. Einmal ist es immer nur die südliche Hälfte des ganzen damals deutsch sprechenden Landes, wo diese Gemeinsprache ihren gleichartigen Typus auch in dem Aeußerlichen der Laut- und Formengebung durchsetzte, was doch für das Ohr bei jedem sprachlichen Vorgang das nächst Entscheidende ist. Auf hochdeutscher Basis erwachsen, erlangte sie auch nur innerhalb dieser natürlichen, durch die Geschichte so sehr befestigten Grenzen jenen Stempel der Einheit, der sie als eine Gemeinsprache bezeichnen läßt. Die höhere Gesellschaft jenseits der Grenzen der hochdeutschen Mundarten oder des gesammten hochdeutschen Sprachgebiets mag vielleicht hie und da durch irgend welche Zufälligkeiten

auch davon berührt worden sein, es mag z. B. einst an dem Hofe der sächsischen, eigentlich nicht einmal reinsächsischen, sondern halbthüringischen Ottonen etwas dem Aehnliches gegolten haben, wie schon früher angedeutet worden ist, aber im Großen und Ganzen war auch ihre Umgangssprache ganz sicher von dem Typus ihres sprachlichen Heimathbodens bestimmt. Auch hier mußte sich naturnothwendig aus den socialen und Bildungsunterschieden und Gegensätzen zwischen den einzelnen Ständen, Berufs- und Bildungskreisen ein Unterschied zwischen einer Sprache des höheren Verkehrs und der eigentlichen Volksmundart herausstellen, ganz so wie auf hochdeutschem Bereiche oder wie innerhalb jedes Sprachbereiches jeder Zeit und jedes Landes, sobald die elementare Einheit des Volksdaseins durch das Eindringen sondernder Cultureinflüsse aufhört. Aber ein äußerer Anschluß an die Gemeinsprache des übrigen Deutschland erfolgte darum doch nicht, weder früher, noch damals, als sie zu einer Sprache der ritterlichen Bildung geworden war. Diese letztere hatte gerade auf niederdeutschem Sprachboden, am Niederrhein und in den westlichen deutschen Landschaften, wo sie sich leiblich mit ihrer romanischen Lehrmeisterin berührte, zuerst in kräftiger Plastik sich entfaltet. Nur dort war ein Heinrich von Veldeke möglich, weil dort die eigentliche Heimath des Ritterthums seiner Zeit lag und es anderwärts erst sich völlig einzuleben begann, was ihm dann freilich rasch genug durch ganz Deutschland gelang. So ist denn auch das Aeußere der Sprache, in der er, der Ahnherr aller ritterlichen Sprachkunst, gesprochen, dem Hochdeutschen fremd, d. h. soweit es ein Aeußeres ist. Daß die innere Sprachform, der Geist und die Seele seiner Sprache völlig dieselben sind, weil sie es sein mußten, wenn der Dichter, dem sie angehörten, dem ganzen deutschen Ritterthum als vollkom-

meiste Erfüllung seines Kunstideals gelten sollte, kommt hier, wo wir die äußere Conformität allein im Auge haben, nicht in Rechnung.

Aus der hochdeutschen Gemeinsprache schöpften die Schriftsteller, die entgegen der Mehrzahl aller derer, welche die deutsche Sprache bisher zu literarischen Zwecken anwendeten, nicht einer Mundart, sondern einer ganzen Zeit und einer ganzen Sprache in der ihr gezogenen geographischen oder ethnographisch-culturgeschichtlichen Grenze gehören, ebenso die unbekannten Verfasser jener obenerwähnten zwei geistlichen Werke, wie der bekannte Hartmann v. d. Aue. Die ersteren nur um dreißig oder fünfzig Jahre älter als der letztere; die einen noch vor dem allgemeinen Durchbruch der ritterlichen Geisteseigenart, wie im Leben so in der Kunst, der andere, nachdem schon Veldeke das Ideal seiner Zeit und seines Standes im Wesentlichen genügend verleiblicht hatte. Und darin liegt die Erklärung, des auf den ersten Blick schon deutlichen Unterschieds oder Fortschritts, den die Sprache, diese hochdeutsche Gemeinsprache, dieses Mittelhochdeutsch im specifischsten Sinne des Wortes von den einen bis zu dem andern gemacht hat. Geist und Seele der Sprache, die Veldeke nicht als Einzelner, sondern als berufener Mund aller seines Gleichen gesprochen, waren unterdeß in die Gesellschaft eingelebt. Als der Pilatus gedichtet wurde, zog wohl schon ein Hauch davon durch die deutschen Lüfte, aber sein Verfasser ist nicht davon angeweht, vielleicht weil er ein Geistlicher, ebenso wahrscheinlich aber auch, weil er anderswo zu Hause war, als an den zu seiner Zeit noch nicht über das ganze deutsche Land hingesäten Heimathsstätten ritterlicher Bildung und ritterlichen Verkehrs.

So ist auch die Sprache Hartmanns, dieses älteste Mittelhochdeutsch, trotzdem daß keine heimathliche Erdscholle an ihren

Füßen oder ihrem Gewande klebt, im Wesen eine durch und durch lebende, nur in anderem Sinne als man die ungebändigte Mundart so nennen wird. Sie ist Eines so sehr, wie das Andere, eine Schriftsprache, eine solche, die in dem Detail ihrer äußeren Formengebung sich von allem Zufälligen und Besonderen ganz oder beinahe ganz — wenigstens soweit, daß wir es nicht mehr sehen — zu befreien und mit bewußtem Kunstgefühl eine solche Freiheit anzustreben vermag. An sich freilich folgt dies aus dem bloßen Mechanismus des Schreibens nicht. Er war nunmehr so fest durch die Gewöhnung vieler Jahrhunderte eingebürgert, auch durch die Sitte der romanischen Vorbilder aller deutschen ritterlichen Lebensäußerungen sicher gestellt, daß es sich für die ritterlichen Künstler und ihr Publicum von selbst verstand, daß jedes zum Genuß Vieler bestimmte Spracherzeugniß niedergeschrieben werden müsse. Ob dem Gedächtniß überhaupt die Aufgabe zugemuthet werden könne, jene Tausende und Zehntausende von Versen, wie sie jetzt der Strom der ritterlichen Dichtung aus seinen geöffneten Schleußen hervorwälzte, fest zu halten, kümmert uns hier nicht. Das Schreiben war einmal Sitte oder Mode geworden und insofern wurde die ganze Sprache dieser Kunstsphäre oder dieser ritterlichen Welt, sobald sie ein sprachliches Kunstwerk producirte oder aufbewahrte, zur Schriftsprache. Sie bekam durch diesen von der einen Seite zufälligen Beisatz ganz von selbst alle die Merkmale und Eigenthümlichkeiten, die jeder Schriftsprache zukommen. Mochte sie immer fort durch den beständigen und ausschließlichen Verkehr, der den Schriftsteller oder Dichter aus dem ritterlichen Kreise mit dem Leben seiner Standesgenossen verband, in dem vollen Strome der Wirklichkeit schwimmen, in etwas, wenn es auch nur etwas weniges war, erhielt sie doch schon durch den Act des Schreibens und alles,

was sich weiter daran knüpft, eine besondere, will man es schroff benennen, isolirte Existenzmöglichkeit. So lange Leben und Kunst harmonisch demselben Ziele zustrebten, gereichte ihr dies nur zum Vortheil, sobald aber die Harmonie gestört wurde, konnte auch sie, diese ursprünglich von dem warmen Athemzuge des Lebens und der Wirklichkeit beseelte Sprache, auf einen Weg gerathen, wo sie nicht nur im materiellen, sondern auch im geistigen Sinne ein bloßes Luftgebilde wurde, ohne Wurzel im Boden der Nation und der Zeit. Zunächst aber drohte ihr diese Gefahr noch nicht.

Selbstverständlich wurde nicht an allen deutschen Höfen und auf allen deutschen Burgen, in die das ritterliche Leben der Zeit eingezogen war, die Sprache der ritterlichen Bildung aus einem Munde geredet. Hartmanns Mittelhochdeutsch galt allen als die mustergiltige Höhe des sprachlichen Ausdrucks, aber das Gespräch der gebildeten Menschen bewegte sich nicht in denselben Formen und Wendungen, die der Kunststil des Verses von selbst aus der Sphäre der alltäglichen, wenn auch noch so verfeinerten gesellschaftlichen Conversation rückte. Doch war dies nicht der einzige Unterschied. Alle diese Ritter und ganz gewiß auch alle ritterlichen Dichter als Glieder der ritterlichen Gesellschaft sprachen Vocale und Consonanten etwas anders aus, intonirten die Wörter 'etwas anders an den Ufern der Donau als an den Ufern der Etsch oder des Rheins. Die landschaftliche Umgebung schuf auch damals wie zu jeder andern Zeit gewisse Nüancirungen einer und derselben die Summe des Geistes beherrschenden Formeneinheit. Es geschah in allen andern Dingen des Lebens und des menschlichen Verkehrs, der Gewohnheiten und Sitten, also auch in der Sprache. Aber es geschah, ohne daß die Betheiligten selbst es sich bewußt worden wären, noch weniger, daß sie

ihre Eigenart reflectirt zu behaupten oder herauszukehren versucht hätten.

Eine starre Gleichförmigkeit konnte also auch in der Sprache das Leben und die Wirklichkeit nicht dulden, zumal unter deutschen Menschen, deren Gemüth so sehr daran hängt ihre Privatexistenz und Privatphysiognomie schonungsvoll von jedem Andern behandelt zu sehen und auch dem andern sein Recht darauf zu vergönnen. Doch würde damit für ein Auge, das nicht für die allerfeinsten Farbenschattirungen geschärft gewesen wäre, die ungetrübte Gleichartigkeit des Gesammtbildes kaum gestört worden sein. Stünden uns unmittelbarere Documente der lebendigen Sprache der gebildeten deutschen Welt zu Gebote, die wir nur aus mittelbaren durch Rückschlüsse uns construiren können, wir würden im Großen und Ganzen auch hier nur das eine Sprachbild erkennen, was uns die höchsten Kunstproducte der Literatur bieten, wir würden wenigstens überall das Bestreben wahrnehmen den höchsten Anforderungen des nicht auf abstracte Regeln gebrachten, aber auf feindurchgebildeten Instinct gegründeten guten Geschmacks zu genügen. Wo man das Ziel erreichte, geschah es immer nicht durch vorsätzliche oder bewußte Betonung der sprachlichen oder mundartlichen Eigenart, das würde eben so gegen den Glauben an die Allmacht der ritterlichen feinen Sitte, der wahren „Zucht" verstoßen haben, wie irgend ein grober Excess im Trunke oder in der Gebärde und würde ebenso sehr, wie dergleichen, den härtesten und beschämendsten Tadel des bäuerischen, tölpischen Wesens, der „Dörperheit" verdient haben. Und wie im Verkehr des Tages so und noch mehr in der Kunst. Auch hier werden die so unendlich geschärften Sinne der feinsten Kenner selbst an der Sprache eines Hartmann das herausgehört haben, was wir jetzt mit unsern todten wissenschaftlichen Formeln durch-

aus nicht entdecken können, den heimathlichen Accent, aber freilich nur so, daß auch das gebildetste Ohr davon nicht beleidigt, sondern eher angenehm getroffen wurde, wie von dem Pulsschlag des wirklichen Lebens, der das Gefühl, etwas Lebendiges und nicht bloß ein künstliches Schattengebilde vor sich zu haben, giebt. Daß Anderen es nicht so vollkommen gelang, alles, was in der heimathlichen Mitgift ihrer Sprache Andere stören mochte, auszumerzen, begreift sich sehr leicht je nach der künstlerischen Anlage der Einzelnen und nach der größeren oder geringeren Schwere, womit die heimische Mundart auf ihnen lastete. Einem Thurgauer z. B. oder jedem andern Hochalemannen, einem Baier, einem Hessen, selbst einem Thüringer oder einem Meißner war es viel schwerer gemacht, das feinste Sublimat der höfischen Sprache sich anzueignen im Leben und in der Kunst, wie einem Manne vom Ober- und Mittelrhein, einem Franken, einem schwäbischen Alemannen, einem Oesterreicher oder selbst einem Tiroler. Denn hier hatte die Geschichte selbst den eigentlich geweihten Sitz der höchsten ritterlichen oder höfischen Bildung hin verlegt und dem zu Folge lag auch hier die Sprache dieser Bildung am meisten in der Luft, in der die Menschen athmeten und von der sie ohne es zu wissen, getragen und gehalten wurden. Dort aber, ebenso sehr auf dem Boden der eigentlich oberdeutschen Mundarten, die den andern hochdeutschen, namentlich denen gegenüber, welche mit dem fränkischen Volksthum leiblich und geistig am engsten zusammenhingen, immer eine gewisse spröde und eigensinnige Zurückhaltung bewahrten, oder auch da, wo das mitteldeutsche Sprachelement bei aller seiner ideellen Zugehörigkeit zu dem Hochdeutschen doch auch eine gewisse ebenso körperliche wie geistige Berührung mit dem ganz fremdartigen Niederdeutschen nicht verläugnen konnte, folgte aus anderen Ursachen

doch dieselbe Wirkung; hier wie dort war es die Atmosphäre, nicht der Wille, am wenigsten ein bewußter Wille der Urheber, was die Erzeugnisse der Kunst niemals das Ziel der absoluten Reinheit und Vollendung der höfischen Sprache, die absolute Freiheit von allem Bodengeschmack — immer in der Beschränkung, die oben ausdrücklich bezeichnet worden ist — ganz erreichen ließ. Daher sind denn auch wirklich alle die classischen Werke der höfischen Literatur nur innerhalb jener engeren Grenzen der reinsten Schrift- und Verkehrssprache entstanden, oder, was dasselbe ist, Erzeugnisse von Künstlern, die dort ihre Heimath hatten oder dort als heimathberechtigt durch ihren Bildungs- und Lebensgang einwurzelten. So weit unsere urkundliche Kenntniß der Thatsachen und Personalien dieser Literaturperiode reicht, duldet dieser Satz keine Ausnahme und da wo sich urkundliche Zeugnisse versagen, wird es erlaubt sein, seine Consequenzen zum Ersatz derselben zu gebrauchen.

Daß eine ganz besonders angelegte künstlerische Individualität gelegentlich auch wohl einmal, um ihre Originalität freier und kräftiger als in dem durch unzählige und oft recht enge Schranken der conventionellen oder von der Mode geheiligten Regelrichtigkeit eingeengten Ziergarten der höfischen Kunstsprache sich bewegen und austönen zu lassen, in die Mundart oder die Mundarten griff, kam selbst damals vor, wo doch der Geist der Gesammtheit alle Individualität so stark wie es uns unbegreiflich ist und unerträglich wäre, bändigte. Die genialste Künstlernatur unseres deutschen Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, hat es und zwar mit vollem Bewußtsein, wie man vermuthen darf, und mit entschiedener, aber keineswegs ungetheilter Wirkung auf sein Publicum gethan. Je feiner das Kunstgefühl der Andren besaitet war, desto unangenehmer wurde es dadurch berührt und der bittere

spöttische Tadel, mit dem Gottfried von Straßburg seinen für uns so viel größeren Rivalen überschüttet, die „hickelwort", zusammengewürfelte Worte, die er ihm vorwirft, bezieht sich zwar nicht allein, aber doch auch mit auf diese Art von Sprachmengerei, der volle Widerspruch des kristallenen, abgeklärten absolut gebildeten Redeflusses eines Hartmann und der andern echten Meister der Sprache.

Betrachten wir die zufällige Ueberlieferung, die uns die Denkmäler dieser höchsten Kunstblüthe der Sprache überliefert hat, so ist der Anblick, wenn man auch die Oberfläche und nicht was hinter und unter der Oberfläche ist, gelten lassen will, freilich ein anderer, ein solcher, der leicht dazu führen könnte und in der That auch dazu geführt hat den einheitlichen Typus dieser höfischen Sprache, dieses Mittelhochdeutsch im eminenten Sinne, zu läugnen und seine Existenz nur für eine fingirte, für ein Ergebniß moderner gelehrter Reflexion und reflectirten Calculs zu erklären. Wer aber die innere Geschichte der geistigen Gestaltungen der Zeit eindringend zu erkennen sich bemüht, würde, auch wenn die äußern Urkunden das Gegentheil beweisen sollten, doch auf der Thatsache einer solchen einheitlichen Sprache der ritterlichen oder höfischen Bildungssphäre bestehen müssen, weil sie mit zwingender Nothwendigkeit aus allen ihren übrigen Lebensäußerungen folgt. Auch widersprechen jene äußeren Urkunden nur scheinbar und nicht wirklich. Nämlich nur dann und insoweit als man sich über das Verhältniß der Niederschrift zu der lebendigen Sprachform keine klaren Begriffe gebildet hat.

Allerdings ist die Kunstübung in mittelhochdeutscher Sprache ohne Schrift nicht denkbar; wie schon dargethan, ist die Sprache von Anfang an literarisch und ist es immer geblieben. Aber die Schrift oder schriftliche Aufzeichnung steht doch in jeder

Weise anders zu der Schöpfung des Künstlers als heute und es ist nöthig heute und damals nicht mit einander zu vermengen.

Niemals ist der Künstler zugleich der Schreiber, oder wenn es sich ja einmal so gefügt haben sollte, ist es eine zufällige Ausnahme, die keinen Einfluß auf das allgemeine Verhältniß geübt hat. Im besten Falle, d. h. wie wir es ansehen, ist er derjenige, der sein geformtes Sprachkunstwerk, seine Verse einem Andern in die Feder dictirt. Oft wird man das voraussetzen dürfen, was Wolfram von sich selbst und sichtlich als das zu seiner Zeit und in seiner Sphäre Gewöhnliche bekundet: Der Autor kann weder lesen noch schreiben. Hartmann hat wenigstens lesen gekonnt, aber man weiß auch, wie viel er sich auf diese Kunst zu gute thut; daß er je die Feder geführt habe, ist mehr als unwahrscheinlich, selbst wenn er etwa, wie gar manche seiner Standesgenossen, seine Namensunterschrift unter eine Geschäftsurkunde zu setzen im Stande war. Das heißt noch nicht schreiben können. So war der Autor in den meisten Fällen dem Schreiber ohne Controle in die Hand gegeben, und es lag ganz in dessen Willkür oder Geschick, wie er mit dem Texte auch des Dictates umgehen wollte. Schreiber sind, so viel wir wissen, noch immer zum größeren Theil die geblieben, denen diese Kunst als verjährtes Privilegium zustand, Geistliche, damals gewöhnlich Weltgeistliche niederer Herkunft und niederer Weihen, Anfänger in ihrer geistlichen Berufslaufbahn, auf der sie häufig, weil sie sich ganz dem lohnenderen Ertrag der Feder widmeten, nicht weiter kamen. Ihre Bildung kann unter Umständen eine nach unseren Begriffen sehr vielseitige gewesen sein und weit über den engen Horizont des ritterlichen Geistes gereicht haben. Gehören ja doch jene fahrenden Cleriker, deren lateinische Poesien alles schlagen, was

die deutsche, die französische, die provenzalische Poesie dieser Zeit geschaffen hat, keinem andern Lebenskreise an. Aber feingebildete, in alle Subtilitäten eingeweihte Kenner einer so zierlich ausgefeilten Sprache, wie das höfische Mittelhochdeutsch, waren sie nicht, dazu hätten sie im Schoße des Ritterthums geboren, in ihm ihre natürliche und nicht bloß eine vorübergehende und zufällige Heimath haben müssen. Dies gilt von den geistigen Spitzen dieser Zunft: von der Masse, gerade von denen, die aus dem mechanischen Schreiben ihren nährenden Beruf machten, gilt begreiflich noch viel Schlimmeres. Wir sind also zu der Annahme berechtigt, daß kein mittelhochdeutsches Kunstwerk in einer ganz unverfälschten Gestalt niedergeschrieben werden konnte, weil es Niemand gab, der dazu vorbereitet gewesen wäre. Noch weit schlimmer gestaltet sich dann das Verhältniß der weiteren Copien und ihrer Abschriften. Wir besitzen mit verschwindenden Ausnahmen keine Niederschrift irgend eines größern literarischen Denkmals der Zeit, die wir in dem oben fest umschriebenen Sinn Original nennen dürften, sondern nur secundäre, tertiäre u. s. w. Redactionen und auch diese meist mit sichtbarer Flüchtigkeit gemacht, nicht bloß mit den nothwendig anklebenden Fehlern behaftet. Es wäre an sich ebenso unmöglich aus ihnen ein im Einzelnen, worauf es hier doch ankommt, völlig treues Bild ihrer Originale wiederherzustellen, wie es etwa im Bereiche der Plastik unmöglich ist, aus den doch ungleich höher stehenden römischen Copien griechischer Originale die volle Herrlichkeit dieser wiedererstehen zu lassen, wenn nicht die natürliche Beschaffenheit der künstlerischen Darstellungsmittel der Sprache einem solchen Unternehmen so viel günstiger wäre. Wie es zu machen ist, um aus der schmutzigen Schale der zufälligen Fahrlässigkeit und Rohheit den glänzenden Kern der feinsten Kunst und der durch-

gebildetsten Technik herauszuschälen, das gezeigt zu haben bleibt Lachmanns Verdienst. Im Einzelnen mag eine Vertiefung und Bereicherung der wissenschaftlichen Erkenntniß seine Resultate bezweifeln, verwerfen oder ergänzen; das Princip der positiven Kritik, wie er es gefunden und praktisch verwerthet, wird nur da angefochten werden, wo man seinen eigentlichen Inhalt nicht begreift. Er hat nicht, wie ihm von solchem befangenen Standpunkt aus vorgeworfen wird, ein Phantasiegebilde des Mittelhochdeutschen der Wissenschaft aufgedrängt, er hat die Augen geöffnet, eine der zartesten und kunstvollsten Schöpfungen der sprachbildenden Kraft des menschlichen Geistes, eben diese mittelhochdeutsche Kunstsprache, sehen und begreifen zu lernen.

Denn dazu war sie in einer verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit geworden. Wenn man die literarischen Leistungen vergleicht, die wirklich mit einander verglichen werden dürfen, weil sie in demselben Boden und in derselben Atmosphäre gewachsen sind, also hier das Rolandslied oder die Kaiserchronik mit dem, was Hartmann und seine Zeitgenossen in ihrer Sprache vermochten, so zeigt sich recht wie äußerlich und zufällig die Zahl der Jahre für das Werden und Entfalten geschichtlicher Gebilde ist. Ein halbes Jahrhundert hat hier eine Umgestaltung hervorgebracht, die größer ist, als was von Karl d. Großen bis zum Schlusse des 11. Jahrhunderts geschehen war. Literarisch konnte die Sprache schon unter den Händen der geistlichen Dichter und Moralisten seit der Erweckung des religiösen Volksgeistes in der Mitte des 11. Jahrhunderts heißen und zwar mit besserem Rechte als in der althochdeutschen Zeit, wo sie freilich auch oft genug und scheinbar zu noch vielseitigeren Zwecken beliebig verwendet d. h. geschrieben worden war, als seitdem. Aber eine Literatursprache existirt doch erst dann, wenn sich das Volk oder seine geistigen

Führer gewöhnt haben, die ganze Summe der geistigen Interessen ihrer Zeit oder derer, die ihnen zugänglich sind, in dieser Sprache nicht bloß darzustellen, sondern auch diese Darstellung durch die Schrift als das einzige dafür vollkommen ausreichende Mittel festzuhalten und weiter zu bilden. In diesem Sinne hat das Althochdeutsche nur die Ansätze zu einer Literatur gemacht: seine Sprache blieb für die unendlich überwiegende Mehrzahl seines geistigen Besitzes das Lateinische der Kirche. Im 11. und 12. Jahrhundert hat jene geistliche Volksdichtung sich insofern anders gestellt, als sie zwar nach wie vor dem Lateinischen sein Privilegium als Sprache der exclusiven Bildung der Wissenschaft wie der Kunst nicht bestritt, aber daneben doch in einer Sphäre, und zwar in der des idealen Lebens der Zeit, die ihr selbst als die höchste galt, in der religiös ethischen, der Volkssprache eine wirkliche Heimathsberechtigung und damit auch eine wirkliche, wenn auch in ihrer Tendenz äußerst beschränkte Literatur schuf.

Die Literatur der ritterlichen Bildung ist nun gleichfalls auf einen für heutige Begriffe engen Raum beschränkt, aber er ist doch unendlich weiter als jener war. Er umspannt doch das ganze Gebiet der poetischen Stoffe, gleichviel welchen Inhalts und welchen Ursprungs, das die Zeit kannte. Das classische Alterthum, unsre eigne Urzeit, ihren Nachklang in der Völkerwandrung und in den früheren Phasen des Mittelalters, celtische, romanische Mythen, Sagen und Geschichte, dazu aus dem bunten Leben der näheren Vergangenheit ja selbst der Gegenwart — alles das konnte diese mittelhochdeutsche Sprache und alles mit gleicher Virtuosität behandeln. Wir haben hier ganz von dem separaten Maße dieses oder jenes Dichters abzusehen: die Sprache selbst, die den Einzelnen beherrschende Macht ist es, die auch dem Einzeltalent es möglich

machte dem fast unübersehbaren Vorrath poetischer Motive überhaupt nahe zu treten: wie weit aber der Einzelne die Andern, von gleicher Voraussetzung Ausgehenden, mit dem gleichen Rüstzeug Ausgestatteten übertraf, oder hinter dem Durchschnitt zurückblieb, geht die Sprachgeschichte nichts an.

Auch ist es, wenn man die Mittel dieser Sprache und ihre daraus abzuleitende Leistungsfähigkeit erwägt, nicht zu bezweifeln, daß sie weit über den Kreis poetischer Motive und Formen hinaus, worin sie sich mit ausgesprochener Vorliebe hielt, alles, was überhaupt eine gebildete Sprache ihrem Volke und ihrer Zeit zu leisten vermag, auch gekonnt hätte. Dieses Mittelhochdeutsche besaß, wie man aus zwar spärlichen, aber doch genügenden urkundlichen Zeugnissen entnehmen kann, ebenso gut die Fähigkeit zu prosaischer Darstellung jedes denkbaren und in der Zeit vorhandenen Stoffes, die abstracte Wissenschaft oder die theologische Schulgelehrsamkeit ausgenommen, für die überhaupt keine der Nationalsprachen des Mittelalters brauchbar sein konnte.

Vierte Abtheilung.

Die deutsche Schriftsprache in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters.

Erstes Capitel.

Die Auflösung des Mittelhochdeutschen.

Diese mittelhochdeutsche Sprache vermochte sich natürlich nur so lange auf der Höhe ihrer künstlerischen Verwerthung oder auch, was dasselbe bedeutet, in dem Besitz der Hauptzüge nicht bloß, sondern auch all' des an sich untergeordneten, zu ihrer Eigenart aber so wesentlichen Beiwerks feinster Durchbildung zu halten, als der Boden, auf dem sie stand und aus dem sie fortwährend ihre Nahrung zog, seine Beschaffenheit nicht veränderte. Sobald die gesellschaftliche Sphäre, der sie angehörte, das Ritterthum selbst in eine schwankende oder abwärtsgleitende Bewegung gerieth, mußte auch die Sprache, das energischste, ja geradezu das einzige Kunstmittel, wodurch jenes seinen Seeleninhalt darstellt, ins Schwanken und Sinken gerathen.

Sofort mit den Klagen über den Verfall der ritterlichen Zucht, des im Leben concret gewordenen ritterlichen Idealismus, beginnen auch die über den Verfall der ritterlichen Sanges-

kunst. Walthers, des typischen Repräsentanten ihrer höchsten Spitze, Weherufe über die rohen Klänge, die von den Bauern her in die Höfe eingedrungen sind, bezieht man direct auf Neidhart's von Reuenthal sogenannte höfische Dorfpoesie, jene uns Späteren häufig so viel wärmer und lebensfrischer anmuthende humoristisch-idyllische Schwester des eigentlichen stilgerechten, aber für uns conventionell eingehegten Minnegesanges. Von der technischen Seite der Kunst oder der Sprache vermögen unsere Augen hier nichts Rohes zu entdecken: dieser Dichter ist den ersten seiner Zeit und seines Standes, selbst seinem älteren Kunstgenossen Walther mindestens ebenbürtig, durch seine freie Genialität fast allen überlegen. Und doch darf man von hier aus den Verfall der Kunst und der Sprache datiren. Hier wurde der Hebel angesetzt, der das ganze zierliche, aber allzu luftige Gebäude aus seinen Fugen bringen mußte. Denn das Eindringen roher Klänge, nicht sowohl von den Bauern als von allen Seiten her in das sorgsam eingefriedete, mühsam gepflegte Gefilde der echten ritterlichen Bildung und Art hat die Kunst und die Sprache verwildert. Nur daß diese Verwilderung uns nicht wie den Zeitgenossen, deren Herz und Verstand gänzlich mit dem Alten verwachsen war, als etwas absolut Schädliches und Bösartiges oder gar Nichtswürdiges erscheint. Auch wir sind bereit die in ihrer Art einzige Vollendung der Kunst und der Sprache auf der Höhe der mittelhochdeutschen Periode zu bewundern, aber wir begreifen, daß ein solches Phänomen, dessen Voraussetzungen allzu künstlich und zart waren, nicht zu langer Dauer bestimmt sein konnte und anderen derberen Gestalten Platz machen mußte.

Die Mitte des 13. Jahrhunderts gilt herkömmlich und mit Recht als die große Epoche in der innern und äußern Geschichte des deutschen Mittelalters, wo sich die Ohnmacht der

bis dahin die Nation beherrschenden aber nicht erfüllenden Mächte politischer und socialer Art zuerst greifbar herausstellte. Ein Kaiserthum und Ritterthum gab es auch nach dem großen Interregnum, aber es sind nur die Namen geblieben, ihr Inhalt ist ein anderer geworden, das sieht auch ein minder scharfes Auge sofort, wenn es die Züge Rudolfs von Habsburg mit denen Friedrich Barbarossa's oder des ganzen Staufergeschlechtes vergleicht, wenn es das Leben und Treiben an den Höfen und auf den Burgen dieser Zeit neben das Bild stellt, das allerdings weniger die Wirklichkeit, als das in die Wirklichkeit eingebildete Ideal der Vergangenheit fünfzig Jahre früher darbot.

Die neue Zeit ist wie immer denen, welche allein an jenes Ideal der Vergangenheit glaubten, als ein finsteres Chaos, eine Vernichtung alles des Guten und Schönen, was allein dem Leben Werth giebt, erschienen. Daß sie auch einen positiven Inhalt habe, wollten und konnten sie nicht sehen. Uns aber ist derselbe nicht verborgen, ja wie der Zug der Geister heute ist, sind wir sogar geneigt, ihr im Gegensatz zu der Vergangenheit, die sie abzulösen und zu stürzen berufen war, eine für das Ganze der nationalen Entwickelung förderlichere Tendenz zuzuerkennen als jener. Ihre allgemeine Signatur faßt man mit Recht als eine wesentlich bürgerliche oder demokratische auf politischem und socialem Gebiete im Gegensatz zu der wesentlich aristokratischen oder exclusiven des von der ersten Rolle auf der weltgeschichtlichen Bühne verdrängten Ritterthums. In diesem Gegensatze von aristokratisch und demokratisch liegt etwas von dem, was unsere Zeit mehr hierhin als dorthin zieht. Er bedeutet aber auch, wenn man ihn auf die dahinter liegende Seelenstimmung der Menschen bezieht, eine realistisch-prosaische Richtung des Empfindens, Denkens und Wollens, im Gegensatz

zu dem durchaus idealistisch und darum durchaus poetisch gestimmten Grundton der Vergangenheit und gerade darum eben fühlt sich unsere Gegenwart mit so starken Magneten wahlverwandter Geisterconstruction zu diesem neuen Zeitalter hingezogen und von dem vorigen ebenso entschieden abgestoßen.

Auch dieser neue große Umschwung des deutschen Lebens vollzog sich in der Wirklichkeit in so allmählichen Wandelungen, daß dem Einschnitte, den die zusammenfassende spätere Betrachtung für ihre Zwecke mit einem bestimmten Jahr oder Jahrzehnt macht, im Leben selbst keine festbegrenzten großen revolutionären Katastrophen oder Thaten entsprechen. Für die Menschen dieser Zeit, soweit sie in der neuen Zeit sich nicht zurecht finden konnten, blieb es unbegreiflich, warum denn die alten Formen und Gestalten in Staat und Gesellschaft sich nicht wieder mit dem alten Inhalt füllen wollten, denn sie selbst waren, freilich nur als Formen und Gestalten, immer noch da und behaupteten sogar durch die Schwerkraft der Gewohnheit ihre alten Privilegien als die ersten und tonangebenden Mächte einer Zeit, die doch in Wahrheit von ganz anderen gerichtet und belebt wurde. Wie in dem Bereiche des wirklichen Lebens, so auch in dem der Kunst, folglich auch in dem der Schriftsprache. Auch hier brachte gerade jene Zeit, die von der einstimmigen Meinung der Mitlebenden als eine Periode immer tieferen Verfalls verurtheilt wird, scheinbar immerzu das alte Kunstideal, die alte Sprachform wieder hervor, und wenn es nur auf die Massenhaftigkeit der Production angekommen wäre, hätte ein Konrad von Wirzburg alle seine Vorgänger weit überflügelt. Auch an Talent und an ernsthaftem Bemühen um die Ausstattung der Form steht er keinem nach. Wie er uns Späteren doch nur als ein Epigone,

wenn auch als der vorzüglichste unter allen gilt, so hat er selbst die Kluft zwischen seinem Wollen und Können mit einer wehmüthigen Verzagtheit empfunden, die aus der Tiefe der Ueberzeugung quillt, nicht aus einer zufälligen Verstimmung, aber auch die eigentliche Ursache davon: den Verfall der Kunst als Folge des Verfalls der ritterlichen Zucht, des ritterlichen Idealismus. Nicht der Einzelne oder ein Einzelner trägt die Schuld, wohl aber alle Einzelne bewußt oder unbewußt und alles Einzelne, das von den Menschen gedacht und geschaffen wurde und umgekehrt wieder das Denken und Schaffen der Menschen beherrschte.

Wo die immerhin leblosen Formen der Vergangenheit auch noch eine neu werdende Zeit beherrschen, weil sie noch da sind und den Raum so füllen, daß das Neue nur in den Lücken zwischen ihnen, oder unter ihren ausgehöhlten Fundamenten ungesehen von außen in sie hineinwachsen muß, wo keine gewaltsame und systematische Zerstörung den Boden der Zeit ganz geebnet hat, ist es viel leichter, die fortschreitende Zerbröckelung des Alten als das Keimen und Hervorwachsen des Neuen mit den Augen zu verfolgen. So läßt sich auch hier der Verfall der Kunst und ihrer Sprache von Menschenalter zu Menschenalter an drastischen Zeugnissen darthun, aber es hält namentlich in den ersten Phasen dieser Periode schwer das Neue, was später allerdings in völliger Deutlichkeit auf sich selbst gegründet neben den Trümmern des Alten oder an ihrer Stelle steht, in seinen anfänglichen Lebensregungen zu fassen, wenn auch die Lebenskraft aus der sie stammen nicht schwer zu erkennen ist. Es ist mit einem Worte viel leichter die Geschichte des Verfalls und der Auflösung der mittelhochdeutschen Literatur und Sprache darzustellen, als die des Werdens und der Fortschritte der sie ersetzenden Gestal-

tungen, für die es sogar unmöglich ist einen gleich vom Beginn an zutreffenden Namen zu finden, der in seiner Art dieselbe Berechtigung hätte, wie der frühere.

Eben deshalb hat die wissenschaftliche Terminologie durch eine ihr wohl bewußte Connivenz den alten Namen weit über seine wahren zeitlichen und sachlichen Grenzen hinüber noch immer gelten lassen. Man spricht von der mittelhochdeutschen Literatur- und Sprachperiode als unmittelbarer Nachbarin und Vorgängerin des Neuhochdeutschen. Das Neuhochdeutsche datirt man, wenn es gilt eine allgemein bekannte und weltgeschichtliche Gestalt oder geschichtliche Gestaltung als festen Anhaltepunkt und krystallinischen Kern der Anschauung zu gewähren, von Luther oder von der Reformation. Daß die Bezeichnung „Uebergangsperiode vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen" des ersten Erfordernisses der Präcision und Anschaulichkeit entbehrt, weil sie zu umständlich und noch mehr weil sie rein negativ ist, läßt sie, die sonst dem wahren Sachverhältniß viel besser als jene scheinbar positive entspricht, zu keiner allgemeinen Verwerthung gelangen.

Für unsere Zwecke ist die eine wie die andere Terminologie gleich brauchbar oder unbrauchbar und wir werden uns keiner von beiden bedienen, allerdings aber auch keiner anderen an ihrer Stelle. Wir begnügen uns mit der Anerkennung der relativen Berechtigung der beiden, die mit einander verbunden wenigstens einige Hauptzüge der damaligen Literatur- und Sprachbewegung hinlänglich characterisiren, die Bedeutung des Bodens, auf welchem die Neuzeit sich gestalten und einrichten mußte und das Schwankende und Unfertige der neuern Gebilde, die darauf zu stehen kommen. In sofern also nur das Negative des ganzen Vorganges, nicht die in ihrer Art allen früheren positiven Schöpfungen in Literatur und Sprache

ebenbürtigen oder gleichberechtigten positiven Thaten dieser Neuzeit oder Uebergangspunkte. Für die abstracte Reflexion zerfällen sich die Gesammterscheinungen auf dem sprachlichen Gebiete dieser Zeit von selbst in die beiden Gruppen der Vergangenheit und der Gegenwart oder Zukunft. In der Wirklichkeit aber ist begreiflich eine solche Scheidung nirgends zu finden. Ueberall ist etwas von beiden und nur die Mischungsverhältnisse sind in jedem einzelnen Falle andere, und je nachdem das eine oder das andere, das Alte oder das Neue stärker hervortritt, wird man das Einzelne bedingt dahin oder dorthin stellen. Man muß sich darein finden „die Zwittergebilde", die auf solche Art den ganzen Vordergrund der geschichtlichen Scene füllen, als solche gelten zu lassen, wie sie ja auch in ihrer Zeit gelebt und wenigstens momentan den Anforderungen an den sprachlichen Ausdruck ihres Innenlebens Genüge gethan haben.

Wie immer in ähnlicher Situation, namentlich aber auf unserem heimathlichen Boden, dessen natürliche Schwere einem raschen Ablauf geschichtlicher Processe gleichviel welchen Inhalts so große Hindernisse in den Weg legt, hat auch hier das Alte eine Zähigkeit bewiesen, die dem Neuen den vollständigen Sieg erst nach einer unverhältnißmäßig langen Zeit ermöglichte. Erst im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist er entschieden und wahrscheinlich wäre er es auch damals noch nicht, wenn nicht eine an sich mit der Literatur und Sprache nicht innerlich verkettete Katastrophe, die Reformation, durch ihr Uebergreifen auf alle Gebiete des nationalen Daseins auch hier das Alte völlig und für immer beseitigt hätte. Erwägt man, wie kurze Zeit es bedurfte um den mittelhochdeutschen Typus der Sprache und Literatur in seiner absoluten Vollendung durchzusetzen, wie nur ein Jahrhundert zwischen Williram und

Veldeke und nicht viel mehr zwischen jenem und Hartmann liegt, und daß der Contrast zwischen ihnen in jeder Art, auch wenn man sich nur an das Aeußerlichste der Sprachformen hält, schärfer und einschneidender ist, als etwa zwischen Hartmann und Sebastian Brant — falls man diesen als Vertreter der höchsten Leistungsfähigkeit der Sprache seiner Zeit gelten lassen will — die doch durch volle drei Jahrhunderte von einander getrennt sind, so wird man jenem im allgemeinen wohl gültigen Gesetz der Trägheit in diesem besondern Falle doch nicht alles allein auf Rechnung setzen dürfen. Dort wenigstens ist es auf dem gleichen Gebiete ohnmächtig, warum ist es hier allmächtig? Nur deshalb, weil ihm hier Bundesgenossen zu Hilfe kamen, die ihm dort entweder ganz oder doch fast ganz fehlten.

Der kräftigste davon ist einer, dessen bestimmende Macht auf die Gestaltung der Sprache hier zuerst, so lange es eine deutsche Sprachgeschichte giebt, wahrgenommen werden kann. Wäre das Mittelhochdeutsche eine bloß in lebendiger Tradition wurzelnde und von ihr getragene Sprache gewesen, es hätte in der Besonderheit, in welcher es diesen seinen Namen beansprucht, nicht länger dauern können, als die Sitte und die Bildung der Gesellschaft, aus welcher es geboren war, und in der es seine Heimath hatte. Mit dem Untergang der ritterlichen Zucht, mit der Veränderung nicht bloß in der Gesinnung, sondern auch in dem äußern Gebahren der Menschen wäre es von selbst verschwunden oder hätte von selbst sich allen den Schwingungen des Lebens fügen müssen, die so bald und so dauernd eine völlig andere Physiognomie der höheren deutschen gesellschaftlichen Kreise erzeugten. Wenn die Sprache des gemeinen Lebens, diese oder jene Mundart des Ortes oder der Landschaft, oder auch eine fremde durch fremde Gäste eingeschleppte sich ohne Scheu in der vornehmsten Gesellschaft breit machen

durften, trotz den bitteren Bemerkungen derer, denen noch die alte gute Zeit ehrwürdig war und die keine von ihren Tugenden antaſten laſſen wollten, ſo mußte die feine Sprache der höfiſchen Converſation nicht bloß, ſondern auch die Sprache, in welcher der kunſtgerechte Dichter ſeine meiſterlichen Werke ſchuf, völlig verklingen. Ueberall, nur wie es die Art der zufälligen Menſchen und des Ortes mit ſich brachte, hier roher und ſelbſtgefälliger als dort, hatte die Bauernſprache, der Gegenſatz zu der höfiſchen, Platz gefunden, ſelbſt an dem Hof in Wien, wo einſt das Sublimat des feinſten Tons die ritterliche Welt entzückte, wo einſt die Hochſchule der ritterlichen Kunſt und Sprache für ganz Deutſchland geweſen war. Auch hier ſtand es kaum zwei Menſchenalter ſpäter gerade ſo und wahrſcheinlich nicht ſchlimmer als anderswo und es iſt ein bloßer Zufall, daß wir eben hier in Wien und Oeſterreich aus directen Zeugniſſen darthun können, wie weit ſchon jene rohe Bauernſprache oder die nicht naiv ſondern trotzig und ſelbſtbewußt ſich vordrängende Mundart in Mitte der ſocialen Ariſtokratie ſich durchſetzen durfte. Das Mittelhochdeutſche als lebende Sprache und in dem Sinne, welchen unſere früheren Auseinanderſetzungen genügend beſtimmt haben, war noch vor Ablauf des dreizehnten Jahrhunderts, deſſen zwei erſte Decennien ſeine höchſte Blüthe geſehen hatten, verwelkt. Aber das Mittelhochdeutſche war ſtets auf die Schrift verwieſen und ſo konnte es, nachdem es aufgehört hatte eine lebende Sprache zu ſein, eine Bücherſprache werden und als ſolche nicht bloß alles, was ſpäter geſchrieben wurde, in der Art einer ſolchen beeinfluſſen, ſondern auch mittelbar wieder durch die Schrift oder das Schreiben auf die lebendige Sprache ſelbſt zurückwirken.

Jedoch gilt dies nur von dem derberen Gefüge der Sprache, gleichſam von ihrem Skelete. Alles, was ſie den feineren Nerven

ihrer ebenbürtigen Zeitgenossenschaft verdankte und was diese wiederum in ihr als den eigentlichen Reiz und die eigentliche Schönheit empfanden, konnte schon darum nicht in eine mit andern Nerven ausgestattete Nachwelt dauern. Dazu rechne man die von Anfang unsichere oder ungenügende Form der schriftlichen Tradition. Wir haben gesehen, warum sie nicht anders sein konnte und es schadete nichts, so lange das Ohr des lebenden Kenners die Schrift nur als eine Chiffre benutzte, über deren wirklichen Werth die Eingeweihten — und dazu gehörten alle wahrhaft Gebildeten, die lesen gelernt hatten — niemals in Zweifel sein konnten. Aber wenn das Ohr stumpf wurde, wenn es die reinen Töne nicht mehr hörte, dann mußte die Schrift, so wie sie war, eine brutale Autorität gewinnen. Natürlich verschlechterte sich aber in Wechselwirkung mit solchen Zuständen der lebenden Sprache auch die schriftliche Tradition immer mehr und je mehr sich die Fertigkeit des Schreibens verbreitete, desto schlechter wurde geschrieben.

Was die neue Zeit producirte, war von vornherein viel ausschließlicher als auf der Höhe der mittelhochdeutschen Literatur auf die Schrift gewiesen. Einstmals war sie nur ein unentbehrliches Hilfsmittel aber nichts weiter. Hätte das Gedächtniß zugereicht oder vielmehr wäre die Uebung des Gedächtnisses eben so ein Gegenstand der Ausbildung gewesen, wie andere Kenntnisse und Fertigkeiten, so würde man der Schrift nicht benöthigt gewesen sein, obgleich nicht zu verkennen ist, daß etwas von jener geheimnißvollen Weihe, welche jede Art von Schreiben in den Augen derer hebt, die es selbst nicht verstehen oder in den Augen der Wenigen, die es unter den Vielen verstehen, auch dem geschriebenen Buch in den Augen der Ritterschaft zukam. Was geschrieben wurde, stand schon deshalb eine Stufe höher in der allgemeinen Achtung als

was so zu sagen in der Luft schwebte, was die fahrenden Leute in alter Weise bloß aus dem Gedächtniß declamirten oder sangen.

Jetzt gab aber auch die praktische Richtung der Zeit der Kunst des Schreibens eine Verbreitung und Allgemeingültigkeit, die man früher nicht gekannt hatte. Man schrieb nicht bloß, wenn man ein Schreiber von Beruf war, sondern sehr viele Leute des Mittel- oder Bürgerstandes betrachteten diese Kunst als einen erst sehr achtungswerthen, bald als einen unentbehrlichen Zubehör zu dem Ideal eines praktischen Mannes, wie es ihrem Stande und Berufe angemessen war. Kamen sie durch irgend welche innere oder äußere Veranlassung dazu, selbst etwas in gebundener oder ungebundener Rede zu produciren, so bedurften sie jetzt keiner fremden Federn mehr. Ja sie schrieben auch dann, wenn es sich bloß um Dinge handelte, die nur ihnen selbst von Werth waren, Tagebücher, Rechnungen und Uebersichten ihres Haushaltes, allerlei ihnen interessante Notizen und dergleichen, wobei die Schrift selbst wieder, weil sie gleichsam nur als Geheimschrift behandelt wurde, auf keine Art von systematischer Pflege Anspruch machen konnte.

Die eigentlichen Schreiber von Beruf gehörten jetzt, wo sich die Nachfrage in enormer Progression steigerte, zum immer größeren Theil nicht mehr dem geistlichen Stande an, obgleich es noch immer federfertige Geistliche genug gab und manches Kloster, namentlich der jetzt in den Städten eingebürgerten jüngeren Orden und die freien geistlichen Congregationen des 14. und 15. Jahrhunderts, besonders die Brüder vom gemeinsamen Leben, Gerhard Groote's Schöpfung, die Schreiberei zugleich als freie Beschäftigung und fabrikmäßig oft als die hauptsächlichste Quelle ihrer Subsistenz betrieben. Doch

gaben jene weltlichen Schreiber und ihre Werkstätten ganz entschieden den Ton an. Die große Nachfrage schaffte wie immer große Concurrenz und schon im 14., noch mehr im 15. Jahrhundert kann man recht deutlich alle Folgen eines solchen fabrikmäßigen Betriebes sehen. Es wurde jede Art von Producten geliefert, aber jede in Folge davon, trotz des glänzenden Aeußern und des oft nach der Sitte der schaulustigen Zeiten angebrachten reichen Bilderschmucks, möglichst wohlfeil und dies konnte, um den Markt zu behaupten, nur auf Kosten der innern Güte, der sorgfältigen Behandlung des Textes geschehen. Hier wurde an Zeit so viel als möglich gespart und das Schnellschreiben zu einer uns heute beinah unglaublichen Fertigkeit gesteigert. Wie die Texte dabei fuhren, beachteten weder die Verkäufer noch die Käufer, die sich immer mehr gewöhnten sogenannte Prachthandschriften bloß nach der Zahl und dem Werthe ihres Bilderschmuckes zu taxiren. Aber jedes Product dieser leichtfertigen Technik konnte doch, so wie es da stand, mustergültiges Beispiel für irgend wen werden, der, ohne im Besitz eines größeren Büchervorrathes zu sein, gleichviel was es war, schreiben wollte. Er hatte ja kein anderes Vorbild als die Bücher oder Schriften, die ihm zufällig in die Hände liefen oder wenn er ein Schreiber von Beruf war, die Tradition seiner Schreibstube und seiner Lehrmeister. Was für das Verhältniß der Schreiber geistlichen und weltlichen Standes zu der Sprache der Zeit gilt, ist auch ohne alle Einschränkung auf den daneben aufkommenden Druck mit beweglichen Lettern auszudehnen. Auch in den Druckereien wurde immer im Hinblick auf die gerade herrschende Mode der Schreiberwerkstätten verfahren, nicht nach hier selbständig gebildetem eigenen System oder Gewohnheiten, die sich bis zu Ende des 15. Jahrhunderts in dieser Kunst nicht fixiren konnten, weil sie

factisch doch nur noch, trotz ihres überraschenden Aufschwungs, mit der Feder concurrirte, sie aber noch nicht verdrängt, kaum zurückgedrängt hatte.

Zweites Capitel.

Schriftsprache und Mundarten.

Es hätte nur ein Mittel gegeben die Reinheit der Schriftsprache zu bewahren, aber dieses versagte in dem damaligen Deutschland gänzlich. Wenn sich eine systematische Betrachtungsweise des vorhandenen und als mustergültig anerkannten Sprachstandes etwa in der Blüthezeit der mittelhochdeutschen Literatur hätte bilden können, wenn man auch nur nach dem äußerlichen und mechanischen Schema der mittelalterlichen lateinischen Schulgrammatik eine deutsche Grammatik und Stilistik geschaffen hätte, so wäre damit der Sprache ein Halt verliehen worden, der sie zwar nicht ganz vor Verlusten bewahrte, aber doch einen ganz anderen Schutz gegen die Zufälle des Tages gewährte als die allerdings vorhandene, mündliche und dadurch so leicht zu verrückende Ueberlieferung gewisser praktischer Regeln über Betonung und metrische Bedeutung und Reimfähigkeit einzelner Wörter, die man nur sehr selten und dann sehr unvollständig niederschrieb, offenbar mehr zu eigener Nachhilfe des Gedächtnisses als um von Anderen gelesen zu werden. Aber Niemand dachte daran die Sprache als Ganzes oder unabhängig von ihrer Verwendung als literarische Kunstform in's Auge zu fassen. Geschah es doch auch dem Lateinischen, das seine Grammatiken besaß, nur weil es einmal so herkömmlich war und es zu dem Relief der specifischen Wissenschaftlichkeit,

was dieser Sprache nach wie vor eigen blieb, paßte; bei einer lebenden Sprache hätte man ein solches Unternehmen für eben so schwierig wie überflüssig gehalten und nach wie vor stand Karls des Großen geniale Idee einer deutschen Grammatik noch ohne Nachfolge, wie ohne Verständniß da. Daß eine romanische Literatur, die provenzalische, eine Art von systematischer Poetik und Stilistik und insofern auch von Grammatik producirte, scheint in Deutschland unbeachtet geblieben zu sein, eben so wenig wußte man hier etwas von den viel älteren Versuchen isländischer Gelehrten und Schriftsteller, innerhalb einer germanischen Sprache etwas Aehnliches zu leisten. Daß es einen Notker gegeben habe, der mit Hilfe der Muttersprache die Regeln des correcten Lateinischen seinen Schülern beizubringen versucht hatte, war vollends vergessen.

Doch blieb die Sprache eben deshalb auch jetzt, wo die Schrift eine immer weiter greifende Bedeutung gewann, vor dem Gefährlichsten, was ihr zustoßen konnte, glücklich bewahrt. Sie wurde auch jetzt noch nicht eine vom Leben abgezogene, bloß auf sich selbst und die reflectirte Willkür ihrer Adepten gestellte Kunstfigur. Jeder der schrieb bemühte sich zwar nach besten Kräften, nicht so zu schreiben, wie er sprach oder sprechen hörte. Jeder suchte sich mit größerem oder geringerem Geschick und mit größerer oder geringerer Feinfühligkeit solche Muster seines Stils und seiner äußeren Umgebung aus, die ihm die besten dünkten, aber jeder gerieth doch, wie sein Muster selbst schon und jede folgende Generation vor ihnen, immer tiefer in die Verstrickungen der wirklichen Sprache hinein. Das Gegengewicht, welches die Tradition gewisser Regeln doch immer nur einer beschränkten Anzahl von Schreibern, vorzugsweise den berufsmäßigen und diesen nicht allgemein bot, reichte nicht hin, um die viel größere Schwierigkeit der natürlichen

Einflüsse des Ortes und der Umgebung zu paralysiren, höchstens nur sie einigermaßen zu beschränken. Denn die Mehrzahl derer, die literarische Productionen in die deutsche Welt sandten, welche von Andern jetzt auch nicht mehr wie sonst vorlesen gehört, sondern recht eigentlich gelesen werden sollten, stand doch außerhalb der als eine Art von Zunftgeheimniß überlieferten Regeln der Technik des Schreibegewerbes, mit denen das, was begreiflich gar nicht dazu gehört, jene stilistischen und linguistischen Traditionen thatsächlich untrennbar verbunden waren. Gerade solche auf sich selbst angewiesene Schriftsteller gewannen aber durch ihr Talent und durch die richtige Wahl ihrer Stoffe die größte Leserzahl und in Folge dessen auch mittelbar wieder den größten Einfluß auf die weitere Gestaltung der Sprache. Fielen ihre Bücher der zunftmäßigen Schreiberei oder den Schreiberwerkstätten in die Hände, so mußten sie sich so gut wie alle andern viele von jenen formalen Umänderungen gefallen lassen, die gerade hier oder dort Mode waren, wie wir sagen würden oder wie die betreffenden Menschen selbst es ansahen, die allein richtigen sein sollten. Die jetzt immer häufigeren Verwahrungen des Autors gegen solche Verunstaltungen seiner mühsamen Arbeit halfen natürlich nichts. Aber doch blieb trotz der größten und durch keine innere Schranke des Stils und Sprachgefühls gebändigten Willkür der Schreiber noch immer genug von der Eigenart des Originals übrig, das dann in seiner barocken Vermischung mit solchen willkürlichen Zuthaten wieder zu einem Muster neben manchem andern oft von ganz anderer Individualität für spätere Schreiber und Schriftsteller wurde.

Schon aus dem bisher Gesagten läßt sich abnehmen, in wie weit als ein Hauptcharacterzug dieser Sprachperiode das Hervorbrechen der Mundarten in der Schriftsprache gelten

kann. Dem Mittelhochdeutschen auf seiner Höhe gegenüber unbedingt; denn alle die Ingredienzien, welche die spätere Sprachfärbung hervorgebracht haben, sind entweder unmittelbar aus den Mundarten geflossen oder durch sie vermittelt. Aber so wenig wie die althochdeutsche Schriftsprache nur ein Abklatsch der althochdeutschen Mundarten heißen darf, obgleich alle ihre Denkmäler mundartlich gefärbt sind, so wenig auch die Schriftsprache seit der Mitte des 13. Jahrhunderts. Eigentlich geschieht auch jetzt nichts Anderes als was selbst während der feinsten Ausfeilung des Mittelhochdeutschen doch immer geschehen war: auch damals ist eine leise mundartliche Lasur auch da gewiß vorhanden gewesen, wo unsere stumpferen Augen sie nicht wahrnehmen; stärkere Uebergänge desselben Farbstoffes entdeckt man aber deutlich genug und zwar wieder in allen denkbaren Scalen in einer fast unübersehbaren Masse von literarischen Erzeugnissen, deren Verfasser auch als Zeitgenossen Hartmanns, Gottfrids oder Rudolfs von Ems es doch nicht so weit in der Kunst brachten wie sie. Wo wir z. B. die so zahlreiche geistliche Literatur, die Legende, nicht von ritterlichen sondern von geistlichen Dichtern gepflegt sehen, wo fahrende Leute aus dem eigentlichen Volke und zunächst für dasselbe dichteten, da ist überall die Mundart das Element, was den Sprachformen ihre relativ rohere d. h. naivere Gestalt giebt, auch da, wo diese Mundart vielleicht mehr nur als verborgenes Ferment wirkt und sich nicht als bestimmt gefärbte Kruste erkennen läßt.

Genau derselbe Zustand setzt sich auch jetzt nur immer vergröbert fort. Wie einst jeder, auch wenn er noch so wenig Technik und Kunstübung mitbrachte, falls er überhaupt sich berufen glaubte Verse zu machen, sie so gut machen wollte wie die besten, die er kannte, oder, was dasselbe heißt,

wie er so richtig und gebildet die Sprache zu handhaben beflissen war, wie es die größten Muster, die er kannte, gethan, so wollte auch jetzt jeder, der schrieb, es den besten Vorbildern gleich thun. In wie fern diese selbst mustergültig waren, darüber entschied bei dem gänzlichen Fehlen jedes objectiven Sprach- und Kunstcanons nur das subjective Gefühl des Nachahmers oder späteren Schreibers. Aber stand seine Sprache auch noch so sehr hinter der früheren zurück, insofern man diese als mustergültig betrachtet, so würde doch kein Späterer diese ihm selbst durchaus nicht verborgene Thatsache durch eine Berufung auf das natürliche Recht seiner Mundart gerechtfertigt haben. Nicht immer ohne daß er es bemerkte, immer aber ohne daß er es beabsichtigte, gab sie seiner Sprache ein Gepräge, das dem Schriftsteller und dem Leser in jedem Falle als ein unschönes oder, wenn man will, ein sprachwidriges erschien. Nirgends gilt, soweit der Bereich des Hochdeutschen sich ausdehnt, in dieser Zeit die Mundart für etwas Anderes als für ein Kennzeichen der Unbildung. Auge und Ohr hatten sich unstreitig ganz anders dafür geschärft, als in der Glanzperiode des Mittelhochdeutschen, wo alle derartigen volksthümlichen Naivetäten so tief unterhalb der Höhe der gebildeten Gesellschaft lagen, daß sie sie entweder gar nicht sah oder nur ironisch belächelte. Damals wäre eine bei aller Kürze doch so treffende Characteristik der lebenden Volkssprache in allen möglichen Theilen Deutschlands, wie sie der gelehrte Magister Hug von Trimberg um das Jahr 1300 in seinem Renner giebt, undenkbar gewesen, aber er gab sie nur um daran zu zeigen, wie man nicht schreiben solle. Wenn gelegentlich ein Konrad von Megenberg in seinem Buch der Natur um die Mitte des 14. Jahrhunderts sein „mütterliches Deutsch" von dem unterscheidet, in welchem er sein gelehrtes und großangelegtes Werk

verfaßt hat, so ist damit dasselbe gemeint. Oder wenn ungefähr um dieselbe Zeit der unbekannte Uebersetzer der Evangelien, der für den Klausner Matthias von Beheim in Halle sein auch sprachlich sorgfältig geglättetes Werk gearbeitet hat, sein Deutsch als das mittelste Deutsch bezeichnet, so will er damit nichts weiter sagen, als daß man in seiner Heimath, die in der Mitte Deutschlands liegt, so und nicht anders zu schreiben pflegte, wenn man sich Mühe gab gut oder richtig Deutsch zu schreiben. Irgend eine reflectirte Beziehung auf die Mundart und ihr Recht in der Schrift darin zu finden, widerspricht eben so dem Wortlaut der Originalnotiz wie dem allgemeinen Verhältniß von Mundart und Schriftsprache in jener Zeit oder vielmehr dem Bilde, was sich die Literatur der Zeit von diesem Verhältniß construirt hatte und an dem sie in gutem Glauben unwandelbar festhielt. Nichts wäre ungerechtfertigter als der Schluß, daß diesem Unbekannten schon die Einsicht in die specifischen Eigenthümlichkeiten des Mitteldeutschen aufgegangen sei, die wir erst der neuesten Phase unserer germanistischen Sprachforschung verdanken, oder daß er gar die Legitimität dieses Mitteldeutsch als Schriftsprache habe betonen wollen. Wahrscheinlich würde er es als ein schlechtes Compliment empfunden haben, hätte ihn Jemand wegen der kräftigen und entschiedenen mundartlichen Individualität seiner Sprache loben wollen; wie alle andern guten und schlechten Scribenten der Zeit trachtete er nach einem andern Ziele: er wollte es so gut machen, wie die besten, die vor oder neben ihm in deutscher Sprache die Feder führten, er wollte nicht correctes Mitteldeutsch im heutigen Sinne der Wissenschaft, sondern correctes Deutsch schreiben.

Diese oft unbewußten, immer unbeabsichtigten mundartlichen Zuthaten können, wie schon erwähnt, in allen möglichen Mischungsverhältnissen auftreten. Das reine Gold der höfi-

schen Sprache hat oft nur eine ganz kleine Legirung und sein natürlicher Werth ist dadurch kaum vermindert. So in jener weit in's 14. Jahrhundert hinein dauernden, ebenso reichen wie unterhaltenden Nachblüthe der höchsten Kunstleistung der besten Zeit, der poetischen Erzählung, wie sie so häufig in Sammelhandschriften sich findet und durch den Abdruck einiger derselben, z. B. der Coloczaer, des Liederbuchs der Clara Hätzlerin, oder am anschaulichsten wenn auch kritiklos in v. d. Hagens Gesammtabenteuer zugänglich ist. Hier widersteht die Kraft der Tradition ohne Frage am längsten dem zerstörenden oder verunstaltenden Hauche der Zeit, wie in der Technik des Verses, so in der Reinheit der Sprache. Aber nicht bloß hier, sondern auch bei den geistlichen Schriftstellern in Prosa, die gleichsam nachträglich noch den von den Rittern unterlassenen Beweis führen, daß das Mittelhochdeutsche nicht bloß für den Vers, sondern auch für die ungebundene Rede das vollkommenste Organ ist, welches der deutsche Sprachgeist sich irgend wo und irgend wann geschaffen hat. Ein David von Augsburg, ein Bruder Berthold der Franciscaner, dessen welterschütternde Kraft des lebendigen Wortes wir doch immer nur sehr unvollkommen aus den schriftlichen Redactionen seiner Predigten kennen, ein Meister Eckhart, der größte aller deutschen Denker des Mittelalters und so viele andere benannte und unbenannte Standes-, Geistes- und Gesinnungsgenossen haben noch in einer Sprache geschrieben, deren Reize durch die allerdings auch unserem Auge nicht verborgene mundartliche Färbung nicht entstellt, im Gegentheil für unsere Empfindungsweise — ob aber auch für die der eigentlichen Kenner unter ihren Zeitgenossen, ist mehr als fraglich — noch durch diese lebendigere Beseelung individueller Originalität erhöht werden.

Wie hier ein neuer Geist, von dem die ritterliche Welt kaum das erste leise Wehen empfand, die Sprache innerlich zu etwas Neuem umschafft, aber die alten Formen in ihrer zierlichen und geschmeidigen Eleganz schonend erhält, so umgekehrt da, wo der Geist oder vielmehr das Gespenst des ritterlichen Idealismus in der Dichtung in Versen und Prosa noch mitten in der so ganz anders fühlenden und denkenden Welt sich mit vorsätzlicher und reflectirter Hartnäckigkeit oder auch bloß dem Zuge der alten Gewöhnung folgend krampfhaft zu behaupten versuchte. Nach der Mitte des 13. Jahrhunderts bricht erst die Fluth jener immer lebloseren Copien der alten Meisterstücke ächt höfischer Epik und in noch stärkerem Schwalle die von ewig sich neu gebärenden Um- und Neudichtungen volksthümlicher Sagenstoffe herein, für welche in der eigentlich classischen Zeit die Nibelungen, Gudrun, und die älteren Gedichte aus dem beliebtesten von allen, aus dem Kreise Dietrichs von Bern den Ausgang und Anhalt boten. Bis tief in's 15. Jahrhundert herab erlahmt diese Reproduction noch immer nicht und der sogenannte Kaspar von der Rhön mit seinem Heldenbuch ist weder der Einzige noch der Letzte, der auf dieser Bahn den Lorbeerkranz erstrebte. Hier verbürgte der Stoff von selbst die Alterthümlichkeit der Sprache, nur in anderer Weise, als wir von unsern modernen Vorstellungen aus im ähnlichen Falle uns gebahren würden. Das Aeußere der Sprache ist hier sehr frühe und sehr gründlich von dem, was man im Gegensatz zu dem Sprachideal der Vergangenheit das Rohe und Gemeine der Zeit zu nennen berechtigt ist, was aber auch von einem freieren Standpunkt aus bedingungsweise diesen Namen verdient, überschwemmt, alles Farbenglanzes und aller Zierlichkeit der Ornamentik beraubt: plumpe mundartliche Subjectivität macht sich überall in jeder Wortform, wie in jedem Verse an

der Stelle breit, wo einst die raffinirteste Objectivität der Alle beherrschenden Kunstregel oder des Kunst- und Stilgefühls allein gegolten hatte. Aber das innere Gefüge der Sprache leidet nicht so stark daran, um nicht noch deutlich genug aus den übereinandergelagerten Schlammschichten der Spätzeit, der Unwissenheit und Tölpelei dieser Versedrechsler oder ihrer Abschreiber herausgeschält werden zu können. Kein drastischeres Zeugniß dafür als eines aus einer Zeit, in welcher die neue Sprache schon so vollkommen die Oberfläche und die Tiefe der deutschen Literatur beherrschte, daß das Mittelhochdeutsche ihr innerlich und äußerlich ungefähr ebenso ferne entrückt war, wie einem Hartmann die Sprache Notkers. Das Heldenbuch an der Etsch, das Hans Ried in Botzen im Auftrage und auf Kosten des wahren und einzigen Romantikers auf dem Throne der Habsburger, Maximilian I., bis zum Jahre 1515 zusammenschrieb, hat nicht bloß das für unsere Alterthumskunde so große Verdienst sich erworben, die einzige Textesüberlieferung des Erek Hartmanns v. d. Aue, der Gudrun und des Biterolf, alles hervorragende Denkmäler der höchsten Kunstblüthe des Mittelhochdeutschen, der Nachwelt erhalten zu haben, es ist auch trotz allem, was die Ungunst der Zeit und die grobe Mundart des Ortes an der ursprünglichen Schönheit dieser Unica verdorben haben mag, immer noch möglich nicht bloß ihres Stoffes, sondern auch ihrer Kunst- und Sprachformen habhaft zu werden. Die moderne wissenschaftliche Kritik hat es gewagt und innerhalb gewisser Grenzen auch geleistet, die Originale selbst in ihrer ganzen Eigenart wiederherzustellen. Sie hätte es nicht unternehmen können, wenn nicht das Meiste von dem, was dem Wörterbuch und der Satzfügung zugehört, sich unter dem Schutte der Spätzeit leidlich ungestört erhalten hätte.

Drittes Capitel.

Die einheitlichen Tendenzen in der Schriftsprache.

Doch würde auf die Dauer der gute Wille oder der gute Glaube der Schriftsteller allein nicht im Stande gewesen sein, dem immer stärkeren Andrang der mundartlichen Elemente auch nur soweit zu widerstehen, wie es im Ganzen und Großen geschehen ist. Denn nach dem, was sich über die Art der literarischen Tradition ergeben hat, mußte diese selbst einen immer schwächeren Halt der Correctheit oder des sprachlichen Gemeingefühls gewähren. Alle elementaren Kräfte der Zeit drängten in wachsender Stärke nach möglichst rückhaltloser Herausgestaltung jeder Art von origineller oder individueller Anlage in den Menschen. Was man als die realistische Richtung der Periode bezeichnet, ist ja im tiefsten Grunde nichts Anderes: der Einzelne will sich immer ungenirter, immer ungehinderter in seiner vollen Eigenart regen, er rüttelt immer stärker an den Schranken der herkömmlichen Autorität, der traditionellen Ordnung der Gesellschaft und der Sitte, um an deren Stelle das Individuum, seine Bedürfnisse und seine Ideale zu setzen. So geartete Menschen konnten, auch wenn sie es wollten, sich immer weniger der Regel oder dem Herkommen im Schreiben fügen. Noch glaubten sie daran, wie an die andern Autoritäten in Staat und Kirche, aber der Glaube war hier wie dort ein todter, eine hohle Formel geworden. Die Praxis widersprach ihm in jedem einzelnen Falle immer herber. So wäre es allerdings denkbar gewesen, daß sich das factisch bestehende Verhältniß umgekehrt hätte, daß die Mundart, und zwar gerade in ihrer derbsten Unmittelbarkeit

äußerlich greifbar, die Schriftsprache oder die schriftliche Tradition nicht bloß überwuchert, sondern ganz ausgefüllt hätte. Daß es nicht geschah, daß sie trotz ihrer immer bedrohlicheren Fortschritte, namentlich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf Kosten der Ueberreste des einheitlichen ächten Mittelhochdeutsch doch immer eine bald mehr bald minder anmaßliche Magd blieb und nicht die gebietende Herrin der deutschen Sprache wurde, dafür sorgte weniger der Wille und der Verstand der Menschen als die natürliche Schwerkraft der Dinge, der nach einheitlicher Zusammenfassung der nationalen Kraft drängende Zug der deutschen Entwickelung. Aber immer und auf jedem Gebiete des nationalen Daseins entschied sich auch hier der Kampf der trennenden und zusammenhaltenden Mächte im deutschen Wesen ohne bewußtes Zuthun der Menschen oder gegen ihre eigene particularistische Widerspenstigkeit, sobald eine große weltgeschichtliche Krisis eintrat, zu Gunsten der letzteren.

Die Mittel, die hiezu gebraucht wurden, sind nicht so sehr vom Zufall abhängig, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. So lange die einzelnen Mundarten ungefähr mit gleichem Gewicht neben einander standen, war jede gewissermaßen in ihrem Rechte, denselben freien Spielraum für sich zu fordern wie die andern. Wenn aber eine durch irgend welche Ursachen ein fühlbares Uebergewicht über die andern erhielt, sanken diese von selbst herab zu Abweichungen von der gemeingültigen, d. h. durch die Massenhaftigkeit und Breite ihrer Productionen alle andern überflügelnden Sprache, nicht mehr Mundart. Sprache schon in dem Sinne, daß sie nach Maaß und Gewicht eine solche Bezeichnung verdiente, noch mehr aber, weil sie in der That das einigende Princip der früheren Phasen der deutschen Sprachgestaltung in sich am correctesten, jedenfalls viel correcter als eine der andern Mundarten dar-

stellte, immer aber in unflectirter Naturwüchsigkeit, nicht in bewußtem Streben nach diesem der Zeit überhaupt völlig verhüllten und doch sie instinctiv so mächtig bewegenden Ziele.

Jenes „Mittelste Deutsch", das ein Schriftsteller des 11. Jahrhunderts als mustergültig im Auge hatte, war schon damals und wurde noch mehr in der Folgezeit etwas ganz Anderes als die andern deutschen Mundarten, die ihrem Wesen oder ihrer Geschichte nach ihm einst gleichgeordnet oder gleichwerthig, an Bedeutung für die frühere Gestaltung der hochdeutschen Sprache sogar überlegen genannt werden könnten. Die große Colonisationsarbeit in der Osthälfte des deutschen Landes, wo die deutsche Bevölkerung und die deutsche Sprache einst länger als ein halbes Jahrtausend einem fremden Volk und einer fremden Sprache hatte weichen müssen, gab dem Mitteldeutschen allmählich eine dominirende Stellung unter allen deutschen Mundarten. Aber die sprachliche und nationale Wiedereroberung des deutschen Ostens war, wie man weiß, keineswegs von Mitteldeutschland allein ausgegangen. Schon in der Zeit der Karolinger und noch gründlicher unter den Ottonen, hatte man an der mittlern Donau die Grenze des deutschen Nationalgebiets bis an die Leitha und die Drau vorgeschoben. Oesterreich und Steier, selbst ein Theil von Kärnthen waren nicht „germanisirt", sondern gründlich besiedelt von Deutschen und zu deutschen Ländern geworden, ehe es noch an den andern Stellen der Ostgrenze der deutschen Nationalität gelang auf slavischem Boden dauernde Eroberungen zu machen. Oberdeutschland stellte an der Donau die Mehrzahl der deutschen Einwanderung, Baiern, als Grenznachbarn, oberdeutsche Franken — daneben verschwindende Bruchtheile anderer deutschen Stämme. Dem entsprechend wuchsen hier auch nur entschieden oberdeutsche Mundarten hervor, jede,

sobald man sie urkundlich verfolgen kann, in kräftiger Individualisirung. Auf diesen oberdeutschen, dem bairischen nächst verwandten und doch wieder so eigenartig disponirten Boden konnte die einheitliche Sprache der höfischen Bildung mit ihrem wesentlich oberdeutschen Colorite eine bevorzugte Heimstätte finden und es war nicht bloß die fürstliche Munificenz und ritterliche Glorie der babenberger herzoglichen Markgrafen, oder der Weltverkehr auf der größten deutschen Weltstraße, der einst Wien zum Brennpunkt der höfischen Kunst und der ritterlichen Dichtung machte. —

Daß die schmale Leitha dem Strom der deutschen Colonisation nicht Halt gebot, war natürlich. Als Ungarn christlich und ein Glied der idealen Staatseinheit der abendländischen Welt, des römisch-deutschen Kaiserreiches wurde, schlug auch dahin längs der Donau mehr als eine Welle aus dem deutschen Oesterreich und den übrigen deutschen Landschaften bis zu der Mündung des Rheins. Waren es doch Leute von den Ufern der Schelde „Flandrenses", die König Geisa von Ungarn in dem wüsten Lande, wo jetzt die deutsche Hauptstadt Siebenbürgens, Hermannstadt, sich erhebt, ansiedelte und ebenso ist das Stammeselement der ungefähr gleichzeitig beginnenden deutschen Colonisation in den ungarischen Karpathen ursprünglich von überwiegend niederdeutsch fränkischer Farbe. Doch in den Städtegründungen und ländlichen Ansiedelungen, in welchen unser Volk damals das Gewebe europäischer oder menschlicher Cultur auf dem starren Boden der asiatischen Barbarei Ungarns begann, gab das oberdeutsche, das österreichische Volksthum und dem entsprechend auch die oberdeutsche Sprache den Zettel, alles andere Deutsche den Einschlag.

Als hier im Südosten die Donau beinahe schon so weit wie in den Tagen des großen Theodorich wieder ein deutscher

Strom geworden war, begann erst die Arbeit an der Elbe. Sie hat, auf die alten karolingischen und noch mehr auf die ottonischen Marken gestützt, innerhalb zweier Jahrhunderte, von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 14., noch viel größere Gebiete als dort an der Donau zurückerobert und zwar zu dauerndem Besitz für unser Volk und unsere Sprache. Ihre einzelnen Geschicke berühren wir hier nicht: für unsern nächsten Zweck kommt es nur darauf an, daß auf diesem ganzen großen Ostabschnitte des deutschen Tieflandes, sowie in den dazu gehörigen Stufenländern, Böhmen, Meißen, Lausitz und Schlesien, die Mundart der deutschen Einwanderung, soweit man sie urkundlich verfolgen kann, immer nur einen und denselben mitteldeutschen Typus zeigt. Die localen Unterschiede des Bodens, der Landesherrschaft, der Grenznachbarschaft, endlich auch der verschiedene Procentsatz in der Zusammensetzung der deutschen Einwanderer selbst haben, wie sich von selbst versteht, von Anfang diese Gemeinsamkeit im Ganzen und Einzelnen individualisirt, aber schwächer als anderswo auf einer gleich großen Fläche deutschen Sprachgebiets trat hier dies Besondere dem Allgemeinen gegenüber. Will man eine örtliche Anlehnung dieser mitteldeutschen Colonisationsmundarten auf dem altdeutschen Boden suchen, so bietet sich zuerst Thüringen, wohin auch alle übrigen Fäden der Cultur, der Gesellschaft, des Verkehrs und der politischen Beziehungen weisen. Aber daß daneben und an einzelnen Stellen, in Schlesien und im nördlichen Böhmen sogar vorwiegend, auch das mundartlich nicht ferne stehende ostfränkische, innerfränkische, mainfränkische Element die Volkssprache färbte, ist gewiß. Alle andern deutschen Zusätze verschwimmen in dieser einen mitteldeutschen Farbe, wie in der Sprache so in der ganzen übrigen Volksart dieser Landschaften.

Damit hatte das eigentliche und centrale Mitteldeutsch „das mittelste" Deutsch, einen Rayon sich zu eigen gemacht, der schon an sich weitläufiger war als ihn irgend eine andere Mundart der Zeit beherrschte. Die einst auf den kleinsten Raum zusammengedrängte war die ausgedehnteste von allen geworden. Aber sie sollte noch größer werden, nicht als Mundart im strengen Wortsinn, aber als mundartliche Basis der Schriftsprache.

Denn wer hier in diesen Colonieländern schrieb, that es gerade so wie in dem Mutterlande im besten Willen und Glauben deutsch zu schreiben, mit Anlehnung an die ihm gerade bekannten Muster. Wir haben schon früher gesehen, daß jenes Thüringen, dessen Wartburg und Neuenburg die Heimathsstätten der größten künstlerischen Genien ihrer Zeit, wie die Burg in Wien gewesen, doch nicht dazu befähigt war, die feinste und geläutertste Vollendung der Kunstsprache zu erzeugen. Allen thüringischen Dichtern auch der besten Zeit ist ihre Heimath an dieser oder jener Spracheigenheit anzusehen, die dem scharfen Ohre der Kenner gewiß nicht wohlthuend klang, obwohl wir heute milder oder ganz anders von unsrem Standpunkt des wissenschaftlich-linguistischen Interesse darüber urtheilen. So waren die nächst erreichbaren Muster und dem zufolge auch die lebendig darauf gegründete Tradition der Sprache hier von einer Beschaffenheit, die einem relativ freieren Walten der Mundart größeren Spielraum öffnete. Aber die Mundart selbst oder die Mundarten waren auf der einen Seite, wie sich gezeigt hat, so an einander geschlossen, auf der andern Seite doch auch wieder durch ihre Vorgeschichte und volksthümliche Unterlage in so enger Fühlung mit der Sprache und Art des deutschen Westens und des nördlichen Abschnittes des inneren Süddeutschlands, daß das Bild der zur schriftlichen

Verwendung gelangenden Sprache bei aller seiner localen Färbung doch in allen wesentlichen und entscheidenden Zügen sich sehr enge, und um so enger, weil es ganz durch natürliche Spannkraft und ohne alle reflectirte Vorsätzlichkeit geschah, an den Mitteldurchschnitt des hochdeutschen Sprachwesens der Zeit, an das Mittelhochdeutsche in seiner weitern neuen Fortbildung zu einer volksthümlichen Literatursprache anschloß und dabei doch seine mitteldeutsche Eigenart festhielt.

Die nordöstlichen Landschaften sind bekanntlich ebenso überwiegend von Leuten niederdeutscher, fränkischer, friesischer und sächsischer Herkunft und Sprache bevölkert worden. Bis hin auf an den finnischen Meerbusen sind schon seit dem 12. Jahrhundert einzelne Vorposten geschoben: dazwischen die intensivste und für die Nation bedeutendste aller Colonien, das Ordensland zwischen Weichsel und Memel, Preußen nach den fremdsprachigen älteren aber nicht ältesten Einwohnern genannt. Wenn irgendwo, so ist hier im äußersten Nordosten auf dem Gebiete des deutschen Ordens und seines Filiales, der Schwertbrüder in den jetzt russischen Ostseeprovinzen, eine Amalgamirung der verschiedenartigsten deutschen Stammelemente und zwar schon sehr früh gründlich erfolgt. Der Orden war seiner Verfassung nach deutsch im abstractesten Sinne, factisch aber hatte mittel- und süddeutsches Blut in ihm das Uebergewicht. Dem gegenüber stand die in ihrer Mehrheit, keineswegs ausschließlich niederdeutsche einwandernde Landesbevölkerung und so machte es sich ganz von selbst, daß hier, wenn das Deutsche als Geschäftssprache oder überhaupt als literarische Sprache auftrat, die mitteldeutsche Färbung desselben die Oberhand gewann. Vereinzelte Versuche das Niederdeutsche daneben durchzusetzen haben doch nie rechten Boden gewinnen können. Mitteldeutsch war hier auf einem weiten und ohne

Frage auf dem cultivirtesten Raume, der damals von Deutschen bewohnt wurde, nicht wie an der Saale, der mittlern und obern Elbe und Oder, eine wirklich in der Luft schwebende Schriftsprache.

Es dauerte nicht lange, so machte sie auch nach rückwärts hin Eroberungen. Zwischen der Weichsel oder richtiger zwischen der westlichen Grenze des nur halb germanisirten Pomerellens (Westpreußen) und dem ganzen Lauf der Elbe im eigentlichen Tiefland, also nördlich von Wittenberg, war das Niederdeutsche mit vorherrschend sächsischem Grundton die deutsche Volkssprache, selbst wieder sich rasch, individualisirend, wie es die deutsche Art mit sich brachte, aber doch durch die noch stärkeren Bande innerer und äußerer Gleichartigkeit eng an einander gehalten, ähnlich aber noch entschiedener wie jene oben charakterisirten mitteldeutschen Volksmundarten. Aber auch hier wußte sich das Mitteldeutsche neben dem Niederdeutschen in schriftlicher Verwendung einzudrängen, selbstverständlich mit der unbeobachteten Geräuschlosigkeit eines Naturprocesses. Verdrängen ließ sich hier einstweilen das Niederdeutsche auch aus dem literarischen Gebrauch nicht, dazu lagen hier die Verhältnisse für dasselbe doch zu günstig, viel günstiger als im Ordenslande, auch lehnte es sich an den festen Rückhalt der niederdeutsch-sächsischen lebenden und Literatursprache, die auf dem altdeutschen Ufer der Elbe alles beherrschte.

Nachdem sich das Mitteldeutsche in einer, dann in vielen Colonien in die Function einer literarischen Gemeinsprache eingesetzt hatte, griff es noch immer weiter. So weit die Colonisation hauptsächlich des städtebauenden Bürgerstandes über die weiten Räume des polnischen Reiches, ja über dieses hinaus in die russischen Grenzgebiete sich ergoß, überall wurden die Stadtrechte und andere constituirende Urkunden, wenn

deutsch, mitteldeutsch verfaßt. Die lebende deutsche Mundart mochte sein welche sie wollte: für die Schrift wurde nur Mitteldeutsch gebraucht und gewiß wirkte dann dieses Gemeindeutsch der Schrift sehr oft umbildend auf die Mundart selbst. Oft ist es nur zu vermuthen, oft und gerade an entscheidender Stelle urkundlich zu erweisen. Jene niederdeutsche Colonisation in den Karpathen und in dem Siebenbürger Alpenlande war aus niederdeutschem Grundstoff erwachsen: sie ist schon im Mittelalter mitteldeutsch umgefärbt und nicht bloß in ihren Urkunden und sonstigen geschriebenen Sprachdenkmälern. Auch die lebende Volkssprache ist es, wenn auch nur bedingt und zaudernd geworden.

Damit dehnt sich der Horizont des Mitteldeutschen geradezu ins Unendliche, wie der der deutschen Colonisation im Osten, für die es noch am Schlusse des Mittelalters keine Schranke mehr zu geben schien.

Aber auch nach anderer Richtung hin hat dies Mitteldeutsch eine begünstigte Stellung vor allen andern deutschen Mundarten der Zeit. Im Grunde war ja auch die Volkssprache und, soweit sie in die Schrift eingedrungen, die Schriftsprache von der Werra, der Westgrenze des mitteldeutschen Kernlandes Thüringens, bis zur Maas, der deutschen Sprachgrenze im Westen, von Alters her ihr so nahe verwandt, daß man sie trotz aller Blutverschiedenheit ihrer Träger — hier Thüringer, dort Franken — auch noch Mitteldeutsch nennen darf und wirklich so benennt. So existirte hier eine nicht bis zur Gleichförmigkeit, aber bis zu einem hohen Grade von Gleichartigkeit gediehene, von der Natur oder der deutschen Geschichte selbst vorbereitete sprachliche Zusammengehörigkeit, die mehr als zwei Drittel aller hochdeutsch redenden und schreibenden Menschen umspannt. Wie sie sogar jenseits der Grenze der

im weiteren Sinne hochdeutschen Mundarten sich festsetzen oder auch in die niederdeutsche Grundfarbe einen fremdartigen Ton bringen konnte, ist schon dargestellt. Daß es ihr nicht vollständig gelang, das selbständige Gebiet des Niederdeutschen noch mehr zu beschränken, oder ganz zu erobern, wenn auch nur einstweilen als eingewanderte Schrift- und Literatursprache, kann in einer Zeit nicht befremden, deren innerster Geisteszug hier wie überall in den Gebilden des nationalen Daseins dahin ging das besondere, das landschaftliche und örtliche über das Allgemein-Deutsch, das Individuum oder die Gruppe über die Zusammengehörigkeit des ganzen Standes oder gar des ganzen Volkes zu erheben. Dieselben Mächte, welche den hochdeutschen Mundarten seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ein so viel derberes und rücksichtsloseres Auftreten in der Schriftsprache verstatteten, haben auch das Niederdeutsche eben so sehr in seinen concreten Mundarten wie als eine ideale sprachliche Gesammtheit fester als je auf seinem geerbten Boden wurzeln lassen.

Damals als das höfische Mittelhochdeutsch wenigstens annähernd in die Stellung einer gemeinhochdeutschen Literatur- und Cultursprache einrückte, war das Niederdeutsche überall auf seinem weiten Gebiete von der äußersten Westgrenze an der Somme bis zu seiner Nord- und Ostgrenze an der Schley und Elbe eine literaturlose Sprache. Die dürftigen Trümmer schriftlicher Aufzeichnungen von rein praktischer Bestimmung ändern an dieser Thatsache so wenig wie die urkundlich nachweisbaren Versuche hier eine wirkliche Literatur in der Volkssprache zu schaffen. Selbst der großartigste von allen, der altsächsische Heliand, war ja spurlos verhallt. Nur an einer Stelle ging es anders. Jener von der Natur so hoch begünstigte, von der Cultur des deutschen Mittelalters so früh mit Vor-

liebe gepflegte Abschnitt des Niederlandes am Rhein zwischen ihm und der Maas, ehe sie sich mit ihm vereinigt, gehörte den Franken und zwar den entschieden niederdeutsch sprechenden bis an die Roer auf dem linken, die Sieg auf dem rechten Rheinufer. Dicht daran lag das größte Culturcentrum des 11. und 12. Jahrhunderts, Cöln, aber der Mundart nach schon mitteldeutsch und insofern dem hochdeutschen Sprach- und Literaturbereich angehörig. Von hier aus pflanzte sich die dort so lebhafte literarische Thätigkeit, die in ganz Deutschland bis zu dem Durchbruch der höfischen Kunst nirgends so reich wie hier entfaltet war, auch in die niederdeutsche Nachbarschaft fort: der Altmeister der höfischen Kunst, der Mundart nach ein niederdeutscher Franke, Heinrich von Veldeke, ist nur dadurch das geworden, was er eigentlich nicht zu werden beabsichtigte, der Vater der mittelhochdeutschen Kunstsprache.

Auch während der Blüthezeit derselben ging hier am Niederrhein das autonome Sprachleben in der Literatur nicht unter, obwohl es begreiflich wenigstens in seiner innern Form und zum Theil auch in Aeußerlichkeiten sich dem specifisch Hochdeutschen näher anschmiegte und auch dann, als überall die Mundarten ihre legitimen Rechte wieder forderten, nie außer Fühlung mit dem stammverwandten Mitteldeutsch nördlich von der Mosel und der Lahn gerieth.

Dagegen schuf dieselbe Geistesbewegung, der die mittelhochdeutsche Literatur- und Schriftsprache ihren plastischen Abschluß verdankte, auf dem nordwestlichen Gebiete der niederdeutschen Mundarten wenigstens etwas Aehnliches und zwar aus derselben Wurzel, wie dort. Heinrich von Veldeke ist nicht bloß der Vater des Mittelhochdeutschen, sondern auch des Mittelniederländischen, so heißt der seit Jacob Grimm allgemein angenommene und recht passende Name der nordwestlichen niederdeutschen

Schriftsprache; auch verdankt sie ihm ihre literarische Geburt. Hier wie dort verschwinden die Vorgänger gegen die glückliche That des vom Schicksal berufenen Meisters. Diese mittelniederländische Literatur und ihre Sprache sind, sobald sie einmal sich auf eigene Füße gestellt hatten, fortan selbständig geblieben. Ihre Geschichte gehört nicht hierher; nur soviel, daß die innere Berührung zwischen der hochdeutschen Schriftsprache und ihr während des ganzen Mittelalters eine sehr vielseitige, aber doch nicht eigentlich eine innige war. Es wäre schwer zu sagen, welche von beiden mehr die Rolle der Geberin oder mehr die der Empfängerin gespielt hat. Unzweifelhaft sind viel zahlreichere mittelniederländische Literaturwerke in Versen, aber auch manche in Prosa auf das hochdeutsche Gebiet, vielleicht auch, wenn man sie genau zählen könnte, mehr mittelniederländische Worte oder französische durch niederländische Vermittlung in die hochdeutsche Schriftsprache, zum Theil auch in die lebende Volkssprache verpflanzt als umgekehrt. Aber zur Entscheidung der Frage über das Abhängigkeitsverhältniß zweier Sprachen reicht das noch lange nicht aus. Auf dem Gebiete, das mehr in der Tiefe liegt, dürfte sich der Thatbestand anders stellen: da ist das Niederländische nicht gerade von der Schriftsprache, aber von den Mundarten mit hochdeutschem Kerne zunächst von den rheinisch-fränkischen sehr stark beeinflußt und diese Einflüsse halten lange Zeit den ganz fremdartigen, aber doch durch den Gang der Geschichte hier so mächtig beförderten des französischen Sprachelements ungefähr die Wage.

Was dem mittelniederländischen und dem westlichen Abschnitt des niederdeutschen Land-, Volk- und Sprachgebietes gelang, das setzte auch das Sächsische, wie man es ethnographisch heißen kann, das eigentliche Niederdeutsch des gewöhn-

lichen Sprachgebrauchs, oder nach J. Grimms Bezeichnung das Mittelniederdeutsch, in dem Lande zwischen Rhein und Elbe durch.

Während der Blüthe des Mittelhochdeutschen schwankte hier der Kampf zwischen der Zähigkeit der einheimischen Mundarten und dem Uebergewicht von Bildung und Geist, das dem Mittelhochdeutschen nicht bloß nach unserem heutigen Urtheil, sondern auch nach dem Instincte oder dem Gefühl der fortgeschrittenen Theile der Nation zukam. Niederdeutsche versuchten so gut wie geborene Hochdeutsche die höfische Sprache zu schreiben und gewiß auch zu reden. Daß es nur annähernd gelang, nimmt nicht Wunder. Aber ebenso begreiflich ist es, daß man es sich auch bequemer machte und so schrieb und sprach, wie es in dem Heimathslande üblich war. Schon im Anfang des 13. Jahrhunderts ist eine respectable niederdeutsche Literatur erwachsen. Sie erfaßt den Geist der Zukunft gleichsam im voraus, indem sie sich der Prosa mit Vorliebe und mit großem Talente zuwandte. Was der Sachsenspiegel und die Repgow'sche Chronik damals schon im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts erreichten, das wurde der hochdeutschen Sprache erst ein volles Menschenalter später möglich, als die ersten großen geistlichen Volksschriftsteller erstanden.

Die Geschichte der mittelniederdeutschen Sprache als Schriftsprache reicht ebenso wie die der mittelniederländischen Schwester über die Grenzen unserer Aufgabe. Nur ihre allgemeinsten Beziehungen zu dem Hochdeutschem des späteren Mittelalters müssen berührt werden. Im 14. und 15. Jahrhundert konnte sie sich ihm nicht an Zahl der Literaturproducte, aber an innerer und äußerer Vielgestaltigkeit derselben völlig ebenbürtig an die Seite stellen. Hier wie dort bildete sich auf der Basis der lebendigen Mundarten von selbst doch eine gewisse einheitliche Gleichartigkeit der literarischen Form der

Sprache: Boden- und Volksart rückten hier in Niederdeutschland von selbst alles näher an einander und glätteten die Ecken des Besonderen und Localen viel mehr als in Oberdeutschland mit seiner schroffen Individualisirung.

Das Niederdeutsche war neben dem Hochdeutschen erwachsen, die äußere und innere Geschichte hielt es fest bei ihm, obwohl Niederdeutschland in der großen Politik, wenn man für diese Zeit von einer solchen sprechen darf, seit Rudolf seine eigenen Wege ging, unbekümmert und unbeirrt von dem was im Süden geschah. Aber die große Politik war dasjenige, was damals am wenigsten geistig und leiblich den Einzelnen oder eine Gesammtheit von Einzelnen umgestaltete oder beherrschte. Unendlich kräftiger griff z. B. der materielle Verkehr ein, selbst in das Innere der Menschen, anderer feinerer und eben deshalb noch stärkerer Kräfte der zeitgenössischen Bildung gar nicht zu gedenken. Der sprachliche Zusammenhang wurde durch das Mitteldeutsche nicht bloß äußerlich hergestellt; dieses, zwar hochdeutsch in seinem Kerne, war doch von jeher oft unmerklich in das Niederdeutsche übergegangen oder diesem und umgekehrt dieses ihm innerlich und äußerlich so nahe gestellt, daß damals noch mehr wie heute eine scharfe Scheidung der hieher oder dorthin gehörenden Volksmundarten an vielen Stellen des langen Grenzzugs unmöglich gewesen wäre.

Was zwischen Mittelniederländisch und Hochdeutsch fraglich ist, wer mehr gegeben oder empfangen hat, kann es hier nicht sein. Das Niederdeutsche hat sich niemals, auch in seiner relativ höchsten literarischen Blüthezeit, Ende des 15. Jahrhunderts, der Führung und Suprematie des hochdeutschen Sprachgeistes entwunden. Was es und zwar sehr sichtbar vom Mittelniederländischen in sich aufnahm, dem es ja auch das Original seiner größten literarischen That, des Reineke Vos,

verdankt, ist doch geringfügig im Vergleich mit dem allseitigen, fortwährenden Einströmen hochdeutschen Sprachgeistes und Sprachstoffes. Umgekehrt hat auch das Mitteldeutsche, und durch dasselbe das Hochdeutsche in immer schwächeren Wellenringen von der niederdeutschen Seite her sich manches, doch nur mehr äußerlich angeeignet, nur muß man davon die uralte, nie verlöschende Wahlverwandtschaft des mitteldeutsch-hochdeutschen Typus zu dem Niederdeutschen wenigstens begrifflich streng unterscheiden, wenn es auch im concreten Fall oft sehr schwer sein möchte.

Es wäre unbegreiflich, wenn nicht auch das übrige Drittel Deutschlands etwas von dieser Wucht der mitteldeutschen Schriftsprache empfunden hätte. Der Rhein war von jeher die größte natürliche Verkehrsstraße für alle Arten des nationalen Besitzes zwischen Mittel-, resp. Niederdeutschland und Oberdeutschland. Man hat mit Recht bemerkt, wie hier zu aller Zeit trotz und über den localen Eigenthümlichkeiten der selbst wieder mannigfach abgestuften fränkischen und alemannischen Mundarten etwas gemeinsam Rheinisches in der Sprachatmosphäre schwebt. Am Schlusse des Mittelalters sichtbarer wie je. Nur ganz oben in seinem Oberlauf, wo damals die eben sich vollziehende politische Abtrennung der hochalemannischen, südrheinischen Landschaften, der oberländischen Eidgenossenschaft, jeder Art von particularistischer Absonderung Vorschub leistete, vermochte die Sprache sich diesen Einflüssen ganz zu verschließen, aber nicht im Elsaß, in Straßburg, selbst nicht einmal in Basel, an der großen Pforte des Oberrheins. Von den innern oberdeutschen Landschaften verhielten sich aus andern Ursachen ebenfalls fast ganz ablehnend Schwaben und Baiern, während das innere Franken schon von selbst jenen Einflüssen offen stand.

Im Südosten, in der deutschen Colonie an der Donau,

ging die Volkssprache ihren oberdeutschen Weg und die Literatur schloß sich ihr enger als anderwärts an. Das reine Mittelhochdeutsch, hier einst vorzugsweise gepflegt, ist hier mit am ersten aus der Schriftsprache verdrängt, obwohl die natürlichen Bande der Zusammengehörigkeit der Mundart in ihrer innern Construction selbstverständlich ein, wenn man es so nennen will, specifischer mittelhochdeutsches Gepräge geben als etwa der thüringischen oder hessischen.

Aber gerade hier in Oesterreich vollzog sich von unscheinbaren Anfängen eine weitere Phase des vom Mitteldeutschen eingeleiteten neuen Amalgamationsprocesses der hochdeutschen Schriftsprache. Oesterreich war seit der definitiven Besetzung des Stuhles Karls des Großen durch die Habsburger, seit 1438 das Centrum des deutschen Staatslebens, insofern man mit Hintansetzung aller modernen Vorstellungen von einem solchen damals reden kann. Jedenfalls war es lebenskräftig genug, um in dem schon damals mächtig hereinbrechenden papiernen Zeitalter eine erfreuliche Thätigkeit in der Schreibstube oder, wie sie vornehmer hieß, Kanzlei zu entfalten. Dem entsprach nicht ganz eine gleiche, aber doch eine annähernde Regsamkeit in allen gleichen, wie Pilze hervorschießenden Localitäten anderer deutscher Staaten oder richtiger fürstlicher, städtischer, sogar ritterlicher legitimer Atome des zerfahrenen oder noch nicht gefundenen deutschen Staatsbegriffes. In der kaiserlichen Kanzlei bildete sich, vielleicht sehr bald und hier zuerst mit einer Reflexion, die freilich sehr nahe lag, ein gewisses Bestreben in den hier concipirten und in aller Herren Länder bestimmten deutschen Schriftstücken eine Sprachform zu finden, die nicht bloß allgemein verständlich, sondern auch, wie wir uns ausdrücken würden, auf der Höhe der Zeitbildung oder des Zeitgeschmackes stehen sollte. Die Basis war gegeben: es war die

natürliche der an Ort und Stelle herrschenden Schriftsprache und damit eine oberdeutsch-mundartliche Färbung. Aber allerlei Ingredienzien offenbar mitteldeutschen Ursprungs mischten sich darein, die hier, wo das Mitteldeutsche aus den südöstlichen und nordöstlichen Colonien, insbesondere von Böhmen her, soweit es sich da seit 1410 vor dem anmaßlichen Tschechenthume halten konnte, gleichsam leiblich hereinragte, leichter als etwa in Baiern oder in Tirol oder in der Schweiz zu finden waren. Hütet man sich auch dem Einfluß dieser kaiserlichen Kanzleisprache eine Art mystischer Zauberkraft für das Einigungswerk der deutschen Schriftsprache ihrer Zeit zuzudecretiren, so darf man doch mit Nachdruck geltend machen, daß sie in ihrer, durch das Leben bewirkten allseitigen Verbreitung an unzähligen Orten regster literarischer oder auch nur Schreibethätigkeit von selbst, schon durch das Relief ihrer Herkunft, ein gewisses Vorurtheil der Mustergültigkeit sich erwarb und sich darum namentlich da rasch einbürgerte, wo die fortgeschrittene Vielseitigkeit des Verkehrs, die Höhe der materiellen Cultur, die natürliche Weichheit der Volksart, und nicht am wenigsten eine gewisse, in der Mundart selbst begründete Verwandtschaft, die keineswegs eine durchgreifende oder gar für unsere Augen genetische zu sein brauchte, ihr die Einbürgerung erleichterten. Daher hat sie in den mitteldeutschen Colonien, in den Stufenländern längs des großen mitteldeutschen und ostdeutschen Gebirgsgrates, in Böhmen, Schlesien, Lausitz, Meißen, ja selbst in Thüringen eher und entschiedener Eroberungen gemacht als am Rhein, in Baiern und Schwaben, obgleich auch hier ihr Einfluß zunächst in dem engeren Kreise, auf welchen sie durch ihre rein geschäftliche Tendenz angewiesen war, nicht spurlos vorüberging. Noch völlig unberührt aber blieb der südwestliche, zur Eidgenossenschaft gehörige Winkel, auch von diesem einheitlichen

Zuge. Dies oberländische Separatbewußtsein hat denn auch schon um 1470 in Niclas von Wyle, einem geborenen Aargauer, dem Prototyp der jetzt aufkommenden neolateinisch gebildeten Literaten und Geschäftsmänner, und insofern Schreiber im eminenten Sinne, seinen reflectirten Ausdruck gefunden. Er hält streng an „unsers landes tütsche", wie man bisher gewohnt gewesen zu reden und noch viel strenger, wie man bisher gewohnt gewesen zu schreiben. Schon daß jetzt schwäbische Schreiber sich unterfangen ei für ai zu schreiben, erscheint ihm als ein „grosse unnütze endrung unsers gezüngs, obwohl die Aussprache nichts davon empfand, „dar mit wir loblich gesündert waren von den gezüngen aller umbgelegenen landen." Schwaben selbst konnte sich, das bezeugt selbst dieser hartköpfige Verfechter der berechtigten Eigenthümlichkeiten d. h. des grillenhaften Eigensinns in der Sprache, dem nivellirenden Strome der Zeit nicht entziehen. Er selbst aber, obgleich er in seiner noch entschiedener oberdeutsch gefärbten Heimath eine andere Schreibweise gelernt und in seiner späteren Heimath Schwaben erst wieder hatte umlernen müssen — zu Hause war seine Feder an jenes verpönte ei gewöhnt, weil daneben î nach mhd. Art geschrieben und gesprochen wurde — machte sich doch aus Princip zum Ritter einer verlorenen Sache, bloß weil sie die des Partienlarismus war. Deutlich bezeichnet er die Schreiber in den fürstlichen und in ihrem Gefolge die in den städtischen Kanzleien als die Verbreiter dieser ihm so widerwärtigen Neuerungen. Hinter diesen aber stand die kaiserliche Kanzlei und ihre Schreibgewohnheiten. Die eigentliche Literatur aber nahm noch am Schlusse dieser Periode keine bewußte Notiz davon und was zufällig doch in sie von dorther transpirirte, entzieht sich zuerst dem mit der erforderlichen Nüchternheit forschenden und urtheilenden Blick der Gegenwart.

Viertes Capitel.

Die Leistungsfähigkeit der hochdeutschen Schriftsprache am Ende des Mittelalters.

Auf solche Art blieb nicht durch das bewußte Handeln eines Menschen oder einer Anzahl von Menschen, sondern durch die Schwerkraft der natürlichen Verhältnisse die hochd. Schriftsprache vor einer drohenden Zersplitterung auch in der so ganz von individualisirenden Tendenzen durchzogenen Schlußperiode des Mittelalters bewahrt, ähnlich wie sie im Beginne ihrer geschichtlichen Laufbahn, zur Zeit der Karolinger, einem solchen Schicksal entgangen war. Ist es auch nur dann erlaubt sie mit dem Namen einer einheitlichen Sprache zu bezeichnen, wenn man sich aller modernen damit verknüpften Vorstellungen entäußert, so war sie es doch, nur in anderer Weise, auf anderen Grundlagen und in einem andern Verhältniß zu den von ihr erfaßten Stoffen und Menschen, ebenso sehr geworden, wie das Mittelhochdeutsche auf der Höhe seiner Entwickelung und jedenfalls viel durchgreifender, als es von dem Althochdeutschen in irgend einer seiner Phasen gilt.

Denn was ihr an äußerer Geschlossenheit fehlte, das ersetzte sie durch andere Eigenschaften, die keine der früheren Sprachgestaltungen besessen hatte. Sie übertraf das Mittelhochdeutsche und noch mehr das Althochdeutsche durch ihre allseitige Einbürgerung in allen Schichten der deutschen Nation, soweit sie hochdeutsche, ober- und mitteldeutsche Mundarten redeten, vielleicht noch mehr oder folgenreicher durch den unvergleichlich größeren Kreis von Aufgaben, denen sie sich gewachsen zeigte oder wenigstens gewachsen zu sein glaubte.

Das Althochdeutsche gehörte den Geistlichen, das Mittelhochdeutsche den Rittern: diese Sprache aber der ganzen Nation,

Denn thatsächlich giebt es keinen Stand von den höchsten Spitzen der Gesellschaft bis zu ihrer untersten Tiefe, der jetzt nicht bloß zufällig einmal, sondern in feststehender und als selbstverständlich geltender Sitte sein Contingent zu der deutschen Literatur gestellt hätte. War auch die äußerste Höhe und die äußerste Tiefe am wenigsten vertreten, so war sie doch nicht ausgeschlossen. Muß man auch dieser Literatur mehr als irgend einer andern die Bezeichnung „bürgerlich" schon wegen der Herkunft der großen Mehrzahl ihrer Vertreter geben, so darf man doch nicht vergessen, daß an vielen fürstlichen Höfen und auf vielen Burgen, von Rittern und fürstlichen Frauen — die Fürsten selbst waren zu vornehm und zu roh dafür geworden — noch immer gedichtet, übersetzt, geschrieben wurde, wie einst zur Zeit der Staufer. Daß es nicht so kunstgerecht geschah wie einst, auch nicht so allgemein, ist wahr, aber es geschah doch und wurde noch immer als ein, wenn auch nur selten erfülltes Gebot der feinen Bildung und der bevorzugten Lebensstellung festgehalten. In der Tiefe aber betheiligte sich der Bauernstand als solcher, so weit er in seiner naiven Beschlossenheit noch fortlebte, begreiflich nicht an der Literatur in der Art, wie sie damals zu sein pflegte. Aber wie sich gerade hier die eigentlich volksthümliche Tradition in Schwank, Sage und Lied am frischesten erhielt, so strömte auch von den oberen Ständen her sehr vieles, was dort die Literatur erzeugte, in ihn wieder zurück, um sich dort mit seinem eigenwüchsigen Gute zu vermischen und dann wieder von neuem innerlich und äußerlich umgeboren den Kreislauf nach oben und in die eigentliche Literatur zu beginnen. Der Mittelstand dagegen, selbst wieder eine fast unübersehbare Welt lebendig individualisirter Gruppen, ist überall, wo man nur hintastet, auf gleiche Weise productiv und während sonst in allen Dingen,

die die gesellschaftliche Stellung der einzelnen Menschen ihr Verhältniß zu dem Gemeinwesen und zu ihrer Umgebung angehen, wieder die schroffsten Unterschiede und Gegensätze den nur begrifflich als Einheit vorhandenen Kern der Nation zerspalteten — in der activen und passiven Theilnahme an der Literatur sind der reiche Großhändler und der arme Webergeselle dieselben Menschen. Selbst die stärkste Scheidewand, die es in der mittelalterlichen Gesellschaft gab, zwischen „den Pfaffen und den Laien", ist jetzt von der Literatur niedergerissen. Wollte man statistische Formeln aufstellen, so würde die Verhältnißzahl der Geistlichen, die jetzt als Schriftsteller in deutscher Sprache thätig sind, wahrscheinlich sehr genau der andern ihres Procentsatzes innerhalb der Gesammtbevölkerung der deutschen Städte entsprechen, denn die Landgeistlichkeit, die mehr und mehr der bäuerlichen Sitte sich fügte, schloß sich auch in ihrer Beziehung zu der literarischen Bewegung der Zeit ihrer natürlichen Umgebung an und stellte nur ausnahmsweise, ganz so wie der Stand aus welchem sie hervorging und in welchen sie wieder zurücksank, einen und den andern schreibelustigen und schreibefertigen Mann.

Die städtische Geistlichkeit dagegen, wozu im weiteren Sinn die so überaus zahlreichen Angehörigen der verschiedenen Orden und der freieren geistlichen Corporationen gehören, wetteiferte nicht bloß in der Zahl der Schriftsteller, die sie hervorbrachte, mit ihrer weltlichen Umgebung, sondern auch darin, und das ist das eigentlich Characteristische, daß sie jedes Gebiet der Stoffe und Darstellungsformen, das dieser Zeit überhaupt zugänglich war, wie ihr rechtmäßiges Eigenthum mit vollem Selbstvertrauen, ohne alle Spur von Scheu betrat. Noch in der mittelhochdeutschen Zeit fiel es doch sehr auf, daß ein Abt von St. Gallen Liebeslust und Liebesleid in Tageliedern so

schön wie der feurigste Minnesänger gesungen hatte: jetzt hätte von Standeswegen Niemand daran und an noch viel bedenklicheren Dingen Anstoß genommen. Umgekehrt giebt es auch in dieser Literatur kein dem geistlichen Stande vorbehaltenes Gebiet. Nicht bloß die mit verschwindenden Ausnahmen nur aus Laien bestehenden Mitglieder der städtischen Singschulen behandelten mit Vorliebe und statutenmäßiger Bevorzugung eigentlich geistliche Stoffe, sondern auch andere fürstliche, adelige und bürgerliche Schriftsteller haben alle möglichen kirchlichen oder geistlichen Gegenstände in allen möglichen Formen, Versen und Prosa als ihr legitimes Eigenthum an sich gezogen.

Niemals hat unsere Literatur sich so gleichförmig durch alle Theile Deutschlands verbreitet. Sie hat dabei sogar die natürlichen Grenzen der hochdeutschen oder mitteldeutschen Mundarten weit überschritten, wie schon gezeigt wurde. Es wäre schwer zu berechnen, in welcher deutschen Landschaft im fünfzehnten oder im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts am meisten gelesen oder schriftstellerisch producirt wurde. Beschränkt man den Blick nur auf einzelne Städte, so ist es leicht, gewisse literarische Mittelpunkte herauszufinden, aber es gab in jedem natürlich und geschichtlich geschlossenen oder individuellen Abschnitte des ganzen deutschen Landes mindestens einen solchen Brennpunkt des literarischen Verkehrs neben sehr vielen andern bescheideneren. Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Wien, Köln, Zürich, Basel, Bern, Mainz, Frankfurt, Erfurt, — wer könnte sie alle zählen oder nur das Maß ihrer relativen Productionskraft bestimmen? Vorübergehende und zufällige Verhältnisse mögen wohl einmal die einzelnen Factoren anders stellen. Die Summe, auf die es hier allein ankommt, bleibt doch dieselbe. Nicht bloß verglichen mit der althochdeutschen

Periode war ein totaler Umschwung eingetreten. Auch im Vergleich mit der lebhaftesten und allseitigsten Entfaltung der mittelhochdeutschen Literatur hat die der folgenden Jahrhunderte eine viel gleichförmigere Dichtigkeit ihrer Verbreitung gewonnen. Sie ist auch im realsten Sinne in allen Winkeln und Falten des deutschen Bodens ansäßig geworden, und löst ihre Aufgabe, eine wirkliche Volksliteratur zu sein, auch von dieser Seite her viel gründlicher und gewissenhafter als irgend eine ihrer früheren und, setzen wir hinzu, eine ihrer späteren Phasen bis auf den heutigen Tag.

Diese Literatur verstand es auch den Kreis der ihr zugänglichen Stoffe und Formen bis an die äußersten Grenzen der durch die damaligen allgemeinen Culturbedingungen gegebenen Möglichkeit zu erweitern. Denn daß die strenge Wissenschaft ihr lateinisches Gewand mit einem nationalen vertauschen sollte, war eine Forderung, die damals noch nirgends erhoben wurde und auch nach dem Wesen der damaligen Wissenschaft nirgends erhoben werden konnte, nicht einmal von der gebildetsten unter den Nationalsprachen jener Zeit, der italienischen. Eine solche Forderung war den Universitäten des 14. und 15. Jahrhunderts gegenüber ebenso undenkbar, wie den Kloster- und Stiftsschulen des 9. und 10. Aber alles Andere, was nicht der strengen Wissenschaft angehörte oder was nicht ein unverrückbares kirchliches Herkommen der kirchlichen Sprache vorbehielt, zog die deutsche Sprache dieser Zeit in ihren Bereich. Wie gut oder wie schlecht sie in jedem einzelnen Falle ihrer Aufgabe gerecht wurde, ist gleichgültig, weil es nur unser subjectiv-modernes Urtheil angeht. Für die Zeit selbst war sie dazu befähigt, weil sie dafür gehalten wurde.

Das Mittelhochdeutsche war die Sprache der Poesie, das Althochdeutsche die der Prosa gewesen: diese Sprache handhabte

die eine wie die andere Darstellungsform mit derselben ungehemmten Geläufigkeit und behaglichster Selbstzufriedenheit, in welche nur selten der Schatten eines wirklichen Zweifels fiel. Denn daß die Meistersinger pietätsvoll ihre zwölf großen Meister als unübertroffene Vorbilder ihrer Kunst priesen, war doch nur eine Phrase, die sie nicht in ihrer Selbstbewunderung störte, sondern sie nur sich und den Andern erträglich machte und daß wir alle Verse dieser Zeit, vielleicht mit Ausnahme des ganz naturwüchsigen Volksliedes, das gar keine gelehrten Traditionen kannte, für sehr roh, wenn auch nicht alle für sehr schlecht halten, macht zwar unserem Geschmack Ehre, entspricht aber keineswegs dem Urtheil und der Empfindung der Zeit selbst. Thatsächlich bestanden ja noch alle die kunstreichsten poetischen Formen der kunstreichsten Meister von ehemals, ja sie waren durch die Meistersinger und was sich an ihre Art anschloß, noch in allen Stücken überboten. Auch verstand man jetzt nicht bloß, wie einst, alle möglichen Stoffe ernsten oder schnurrigen Inhalts, weltlicher oder geistlicher Geschichte, Sage und Legende, das was ein Epos hätte füllen können, ebenso handfertig wie die kürzeste Anecdote oder Fabel in deutschen Versen zu eigener und aller Leser vollständigster Befriedigung vorzubringen. Dazu hatte man sich in dem Drama aller möglichen Gattungen, wenn auch mit Vorliebe in dem religiösen und in dem burlesken ein grenzenloses Gebiet erobert, das die deutsche Sprache noch im 13. Jahrhunderte kaum zu betreten wagte. Der lehrhaften Dichtung vollends, wenn man sie wegen ihrer Reime so heißen darf, war nichts mehr im Himmel und auf Erden unzugänglich, wenn es nur irgend zum Entfalten oder Auskramen des gesammten populären Wissensvorraths oder zur breitesten Reflexion über die sittlichen Beziehungen, welche die Welt und die Menschen zusammenhalten sollen, Gelegenheit bot.

Genau alles dieses, aber ihrer Beschaffenheit nach außer diesem noch viel Anderes traute sich die Prosa zu. Es war nicht mehr die innere Eigenart irgend eines Stoffes, die ihm diese oder jene Form, Vers oder Prosa, angestaltete. Entweder die Gewöhnung der Feder, oder die Rücksicht auf den Wunsch und die Neigung eines Gönners und des nächsten Leserkreises, oder die Mode des Tages, oder die Eitelkeit des Autors, der in dem schwierigeren Verse desto glänzendere Lorbern verdienen wollte oder besonders empfindliche Nerven gegen den hier um so leichter möglichen Mißerfolg besaß — solche und andere unübersehbare Zufälligkeiten entschieden, ob die mühsamere oder die bequemere Form gewählt wurde. Mit Recht sieht man in diesem Zusammenfließen der Grenzen von Prosa und Poesie, das sich immer noch mit den barockesten Verschnörkelungen der poetischen Technik verträgt, eins der Hauptkennzeichen dieser Periode und zugleich der relativen Unvollkommenheit, die den meisten Producten der sogenannten schönen Literatur, durchweg aber den poetischen anklebt. Die Sprache selbst als Darstellungsmittel ist jedoch insofern nicht schlecht dabei gefahren, als sie, wenn auch noch so naturalistisch und subjectiv dilettantisch, sich doch in alle möglichen Arten des Stils und Ausdrucks hineinfinden lernte und immer gleichsam ihre ganzen Vorrathskammern für jeden, ob Poeten oder Prosaiker, zu öffnen sich gewöhnte.

Ohne Zweifel hat die Prosa, wo sie wirklich fest als solche und nicht in rhetorischer Verbrämung als Paraphrase des Verses einsetzte, das Größte in dieser Periode geleistet. Die Prosa der zahllosen Volksprediger, Moralisten und Popularphilosophen, die gewöhnlich deutsche Mystiker genannt werden, aber nur sehr bedingt den zweiten Namen beanspruchen dürfen, hat nicht bloß an Umfang alle früheren vergleichbaren Lei-

stungen in deutscher Sprache weit hinter sich zurückgelassen. Es ist schon darauf hingewiesen, aus welcher Quelle einst die unübertroffene Eleganz und Geschmeidigkeit ihrer Sprache floß. Hat es auch kein Späterer einem Bruder Berthold, einem Meister Eckhart, einem Tauler, selbst einem Hermann von Fritzlar ganz gleich gethan in der Kunst oder natürlichen Genialität des Prosastils, so sind doch viele ihnen sehr nahe gekommen. Die Geschichtschreibung in deutscher Sprache, die populärwissenschaftlichen Darstellungen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, die fast unabsehbare Literatur des deutschen Rechts von jenem immer noch räthselhaften Spiegel deutscher Leute an bis zu den ehrenwerthen, wenn auch unpraktischen Versuchen das neuaufkommende römische Recht ganz auf dieselbe Art wie das deutsche in deutschen Bearbeitungen jedem Geschäftsmann verständlich darzustellen — alles dies schuf eine massenhafte Prosaliteratur. — Daß alles und jedes, es mochte Namen haben wie es wollte, was zu dem eigentlichen Geschäftsbetrieb in der Stadt und auf dem Lande, vor Gericht und an den Höfen oder bei Landesbehörden, in Handel und Wandel, in Haus, Acker und Garten, kurz in jedem großen und kleinen Kreise des factischen Lebens gehörte, gleichfalls von der deutschen Schrift erfaßt, gelegentlich auch Gegenstand eigentlicher literarischer Behandlung wurde, verstand sich in einer Zeit von selbst, die sich in ihrer kleinbürgerlichen Nüchternheit immer mehr auf die absolute Sicherheit des geschriebenen Wortes verließ. Ebenso, daß die gesammte Sprache des officiellen Staats- und Rechtsverkehrs sich allmählich, wenn gleich nicht so schnell und vollständig, wie es möglich gewesen wäre, verdeutschte. Seit Rudolf von Habsburg verschwindet sogar aus den Kaiserurkunden die gewohnte Staatssprache der alten Imperatoren mehr und mehr und wenn man auch für den doch

immer sehr dürftigen internationalen Verkehr des Lateinischen nicht entbehren konnte, wenn die Kirche auch für ihre staatsrechtlichen Beziehungen es immer noch gerne festhielt, so verschwanden doch diese vereinzelten Fälle seiner Verwendung in der Masse der deutschen Privat- und Staatsurkunden, Actenstücke, Relationen, Gutachten u. s. w., die jetzt schon zu ganzen Gebirgen von Papier und Pergament anschwollen.

Das Lateinische besaß, wie wir sahen, noch die ganze eigentliche Wissenschaft, ohne daß ihm das Deutsche Concurrenz machte. Daß es daneben auch noch die ganze literarische Sphäre, die es überhaupt irgend einmal eingenommen hatte, dem Deutschen nicht Preis geben wollte, ist dem Selbstbewußtsein und der Lebenskraft des Deutschen erst ganz zuletzt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hinderlich geworden. Nach wie vor schrieben im 13. und 14. Jahrhundert deutsche gelehrte Geistliche, auch wohl einmal gelehrte Laien lateinische Verse nach allen möglichen classischen und unclassischen Mustern, lateinische Chroniken, Tractate philosophischen und moralischen Inhalts, kurz alles Mögliche, wozu jemals diese eigentliche Sprache der höheren Bildung und des schriftgemäßen Ausdrucks in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters gebraucht worden war. Aber es geschah seit dem 13. Jahrhundert immer seltener und was producirt wurde, macht nicht bloß auf uns den Eindruck immer größerer Leblosigkeit. Wo sich Deutsch und Lateinisch berühren, was doch viel seltener geschah, als man von vorneherein anzunehmen geneigt ist, erscheint das Deutsche selbst dann, wenn es urkundlich ein lateinisches Original der Zeit wiedergiebt, als der eigentlich originale und lebendige Ausdruck des Zeitgeistes, als die wirkliche Sprache, das lateinische Original als ein blutloser Schatten. Nur da ist das Lateinische vollsaftiger, wo es von dem Deutschen umgemodelt,

aus der pseudoclassischen Tradition der Schule gedrängt und barbarisirt wird. Je mehr Küchenlatein, desto frischer, desto mehr lebendiges Sprachgefühl nicht für das Lateinische, das für Jedermann seit einem Jahrtausend begraben war, um nie wieder, oder nur als Gespenst wieder aufzustehen, aber für die Sprache überhaupt. Aber gerade diese Geisterbeschwörung geschah auch in Deutschland, später als in Italien, oder in Frankreich, doch nach deutscher Art mit nachdrücklicher Beharrlichkeit und ehrlicher Ueberzeugungstreue, die wie immer gerade nur das eine, was ihr als Heil erschien, auch für das absolute Heil Aller gelten lassen wollte. Die Geschichte der sogenannten Wiedererweckung der Wissenschaften, der Einbürgerung und Verbreitung der sogenannten humanistischen Richtung und der sie vertretenden neuclassischen oder, wie sie oben richtiger genannt wurde, pseudoclassischen Latinität ist ein Blatt voll der denkwürdigsten Geistesthaten unseres Volkes, aber seiner Literatur und Sprache ist wenigstens damals nicht viel Gutes davon zugewachsen. Einmal wurden eine Menge productiver Kräfte und Talente, die sonst die vaterländische Sprache gebraucht haben würden, nun zu ausschließlich lateinischen Poeten, Rhetoren und Historikern gestempelt. Die wärmste Begeisterung für alle nationalen Interessen hinderte doch einen Celtis, einen Trithemius, einen Pirkheimer, einen Wimpfeling, einen Bebel, ja selbst einen Hutten nicht, das Lateinische als die natürliche Muttersprache jedes Gebildeten allein zu handhaben und wenn einer von ihnen, wie Hutten, doch durch große praktische Interessen gedrungen wird deutsch zu schreiben, da beweist er auf die traurigste Art, daß er und seinesgleichen es nicht verstanden. Aber nicht die Sprache, sondern er selbst ist Schuld, daß seine glänzende und geläufige lateinische Feder nur rohes und stumpfes Deutsch zu schreiben

vermag. Denn neben ihm schrieb schon ein Murner seinen Eulenspiegel, ein Luther seine Vermahnung an den christlichen Adel der deutschen Nation, ein Pauli sein Schimpf und Ernst. Man darf es noch jetzt beklagen, wo doch die alten Wunden längst vernarbt sind, daß solche Kräfte der deutschen Sprache entzogen wurden. Raum genug für ihre Genialität hätte sie ihnen geboten, mehr als die flosculöse Gespreiztheit und lügenhafte Unnatur des verwelschten Lateinischen, das sie in gläubiger Begeisterungsseligkeit als ihr Schönheitsideal anbeteten und nachahmten.

Ebenso bedenklich war es aber auch für die deutsche Schriftsprache, daß sie jetzt wo sie zwar noch in voller Naivetät, aber mit dem sichersten Instinct das Ziel, welches sie erstreben sollte, beinahe erreicht hatte, wo sie fast die ganze höhere Sphäre der nationalen Bildung zu bewältigen und zu verarbeiten verstand, durch die erneute Concurrenz mit dem Lateinischen ganz von selbst in eine Art von Unklarheit über sich und ihre Leistungsfähigkeit gerieth. Daß ihr die Fachwissenschaft noch entzogen blieb, hätte nichts geschadet, aber daß jetzt immer mehr Leute sich zu dem Glauben bekehrten, man könne nur auf Lateinisch gute Verse machen, zierliche Briefe schreiben, piquante Anecdoten erzählen, große Haupt- und Staatsactionen darstellen, war sehr gefährlich. Noch gefährlicher aber, daß selbst die, welche der deutschen Sprache treu blieben, mehr und mehr in die bewußte oder unbewußte Abhängigkeit von den so überschwänglich gepriesenen und daher auch gläubig verehrten fremden Mustern geriethen. Je nachdem sie mehr oder minder selbst mit der lateinischen Diction vertraut waren, ließen sie auch in ihr Deutsch dies und jenes lateinische Wort mitunter aus Bequemlichkeit, öfter in reflectirter Vornehmthuerei einfließen und selbst diese handgreifliche, grobe

Sprachmengerei, deren vorlautes und jähes Gebahren sehr wohl von der naiven und insofern bescheidenen Einbürgerung fremden Sprachstoffes zu unterscheiden ist, die stets zwischen verschiedenen Sprachen stattfinden muß, war noch nicht das Schlimmste. Unwillkürlich formirte sich bei den an lateinische Lectüre, zum Theil auch an die angeblich wieder erfundene Kunst der lateinischen Schriftstellerei gewöhnten deutschen Schriftstellern der Geist der Sprache, wie er in ihrem Satzbau und der Gliederung der einzelnen Bestandtheile ihres Ausdruckes lebt, nach dem Muster eines so ganz heterogenen Typus und so war in das stets gesunde, wenn auch oft etwas confuse und rohe Streben der deutschen Sprache am Schlusse des Mittelalters ein Krankheitsstoff hineingetragen, der ihr noch viele Beschwerden bereiten sollte.

Unsere Sprache, das getreue Spiegelbild unserer Literatur, und diese so ganz nicht bloß aus dem Leben heraus- und in das Leben hineingewachsen, sondern gleichsam das Leben selbst in seinen unmittelbaren Pulsschlägen, waren beide völlig demokratisirt oder plebejisch nivellirt und eben damit der Gefahr ausgesetzt, sofort von einem fremden Bildungselement überflügelt zu werden, sobald dieses eine exclusive Superiorität in der Meinung eines Theiles dieser großen gleichartigen Masse zu gewinnen verstand. Von selbst aber lag doch gerade eben in dieser Gleichartigkeit oder Gleichberechtigung der Ansprüche und Leistungsfähigkeit Aller etwas was den Einzelnen dazu trieb, sich davon abzusondern und sich, wenn auch nur aus Eigensinn, auf sich selbst zu stellen. Da bot die humanistische Bildung eine treffliche Handhabe es im großen Maßstabe und auf eine von Allen anerkannte Weise zu thun. Durch sie konnte man damals allein das werden was wir einen gebildeten Mann heißen, gleichfalls ein exclusiver Begriff, ohne den es aber keine

Bildung geben würde. Der Sprache erwuchs aber daraus derselbe Schade wie der Kunst und dem Recht, die auf demselben Untergrund der plebejischen Verschwommenheit auch das Bedürfniß nach einer Sammlung und Isolirung der wirklich berufenen Kräfte empfanden und es nicht anders als durch rückhaltlose, man möchte fast sagen gedanken- und ehrlose Hingabe an die aus der Fremde importirten Typen zu befriedigen wußten.

Zweites Buch.

Erste Abtheilung.

Die hochdeutsche Lautentwickelung.

Bisher haben wir darzustellen versucht, welche geschichtliche Kräfte und Triebfedern die äußere Stellung unserer Sprache seit der Zeit ihrer ersten Handhabung als Schrift- und Literatursprache bedingt und gerichtet haben. Ihr geographisches Vorbereitungsgebiet, ihre Beziehungen zu den Nachbarsprachen und Literaturen, ihre Verwendung zum Gebrauche in den nächsten praktischen Bedürfnissen des Tages und für den Kreis der höheren, idealen oder geistigen Interessen der eigenen Nation, das Hin- und Herwogen vereinigender und auseinandertreibender Strömungen — das und Anderes der Art gehört zu den wesentlichen Zügen des Bildes der äußeren Sprachgeschichte.

Von nun aber handelt es sich darum, diesem seine innere Füllung zu geben. Wir wollen zeigen, wie unter dem Drucke jener geschichtlichen Mächte an dem Leib und an der Seele unserer Sprache jene Umgestaltungen, Weitergestaltungen, Verunstaltungen sich vollzogen haben, die ihr am Ende des 15. Jahrhunderts eine von jeder ihrer früheren, in relativer Originalität und Selbständigkeit herausgetriebenen Erscheinungsformen so abweichende Individualisirung gegeben und doch das Gepräge der Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit zu ihnen

nicht verwischt haben. Wenn wir aber bildlich von einem Leib und einer Seele der Sprache reden, so geschieht es mit demselben Recht wie überall, wo man sich dieser Ausdrücke bedient. Factisch sind beide in ihrer Erscheinung nicht zu trennen, aber unsere Reflexion kann sie aus praktischen Gründen als isolirte Begriffe handhaben, wenn sie nur das wahre Sachverhältniß nicht vergißt.

Die äußere Sprachgeschichte durfte oder mußte von dem Zeitpunkt ausgehen, wo sich an ausreichenden Urkunden die literarische Verwendung unsrer Sprache zuerst nachweisen läßt. Was vor der althochdeutschen Periode liegt, brauchte nur als ergänzende Voraussetzung berührt zu werden. Auch hier wollen wir nicht einen Abriß der inneren Geschichte der ganzen deutschen Sprache geben; wir beschränken uns nach unserer ganzen Aufgabe nur auf die der hochdeutschen Schriftsprache, was in Hinsicht des zu Gebote stehenden Materials mit den Grenzen ihrer äußeren Geschichte zusammenfällt.

Aber die Natur des Gegenstandes verlangt doch hier eine etwas andere Behandlung wie dort, eine etwas häufigere Ueberschreitung dieser Grenzen, wenigstens den Schein als ob es geschähe. Das Wurzelgeflechte der Ereignisse und Zustände, welche die althochdeutsche Literatur ins Leben gerufen haben, ist weit verzweigt und tiefgründig genug, aber es reicht doch nicht in eine unzugänglich tiefe Bodenschicht. Fast auf alle Fragen, die gestellt werden können, giebt die Culturgeschichte oder die gesammte äußere und innere Geschichte des früheren Mittelalters, der Zeit der Völkerwanderung nach der gewöhnlichen Terminologie und dessen was sich daran schließt, genügende Antwort.

Hier aber liegt es ganz anders. Die innere Structur der ältesten urkundlich faßbaren hochdeutschen Schriftsprache

würde sich nur zum Theil aus einer althochdeutschen Grammatik und einem althochdeutschen Wörterbuch erklären, wenn es ganz auf diesen einen Horizont sich beschränkte. Ueberall ist die Wissenschaft darüber hinausgegangen. So schwankend auch der Boden ist, auf den sie jenseits gerieth, so hat sie ihn doch betreten. Die deutsche historische Grammatik hat zuerst wenigstens unbedenklich das Gothische zur Erklärung dessen verwandt, was ihr im Althochdeutschen dunkel blieb. Bald aber zeigte es sich, daß damit nicht auszureichen war, denn es ergab sich, daß dieses Gothische zwar die älteste bekannte deutsche Sprache mit literarischer Verwendung, aber keineswegs die unmittelbare leibliche und geistige Voraussetzung des Althochdeutschen gewesen ist und daher auch principiell nur eine bedingte Berechtigung als Schlüssel zu dessen innerem Verständniß beanspruchen darf. Doch um so werthvoller war es, ihn richtig gebrauchen zu lernen, und da in dem Gothischen, wenn man es auf sich selbst stellen wollte, sich beinahe dasselbe wiederholt, was für das Althochdeutsche in solchem Falle gilt, so erweiterte sich der Horizont der deutschen Sprachwissenschaft noch mehr. Die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen bot die Hilfsmittel dazu. Es ließ sich nachweisen, daß das Deutsche überhaupt, und das Gothische als sein ältestes urkundliches Zeugniß am deutlichsten, eine gewisse nähere Beziehung zu einer Gruppe von anderen Sprachen besitzt, für die man, weil sie in Asien und Europa einst oder auch noch jetzt Heimathsrecht haben, die Bezeichnung Indogermanisch gewählt hat und auch mit Fug beibehält, trotz allem Unzureichenden, was diesem und den meisten wissenschaftlichen Kunstausdrücken anhaftet. Will man das Bild „nächste Verwandtschaft" gebrauchen, so ist dagegen nichts einzuwenden, man kann aber auch irgend ein anderes zur Versinn-

lichung des hier in Frage kommenden abstracten Begriffes wählen.

Die Wissenschaft ist schon heute ungefähr im Stande, das Gemeinsame in dem Bildungstypus dieser verwandten Sprachen herauszufinden und es insofern zur Beleuchtung und Erklärung des Besondern in jeder von ihnen zu verwenden. Auch die Genesis oder das genetische Verständniß der deutschen Sprachbesonderheit erhält dadurch eine neue und fruchtbare Begründung. Daß dabei aber mehrere einschränkende Voraussetzungen festzuhalten sind, darf niemals vergessen werden.

Zuerst: auch wenn es möglich wäre, alle individuellen Züge des Gothischen oder jeder anderen deutschen Zweigsprache, die nicht von dem Gothischen ausgegangen ist, durch die vergleichende Grammatik zu erklären, würde damit doch nicht das wirkliche Bild des Urdeutschen oder wie man es sonst nennen will, das Bild der deutschen Sprache vor ihrer Verzweigung in die historisch greifbaren Aeste wiederhergestellt werden können. Eine bloße Abstraction, die allein auf dem Wege der analytischen Vergleichung und der synthetischen Combination gewonnen wird, kann nie die individuellen Züge des concreten Leben erzeugen, die doch allein berücksichtigt werden müßten, wenn man eine Geschichte, also etwas ganz Concretes, der deutschen Sprache geben will.

Dann: alles was jenseits dieses selbst nur schattenhaften Urzustandes der deutschen Sprache liegt, ist noch mehr in Nebel gehüllt und wird es immer bleiben. Mehr oder minder annehmbare Conjecturen mögen hier eine Reihe von Evolutionen aus einem selbst wieder nur als unbewiesene und unabweisbare Voraussetzung existirenden Zustand der Identität aller indogermanischen Sprachen, einer gemeinsamen indogermanischen

Ursprache, bis zu jenem Urdeutschen nachzuweisen und in ihrem Wesen begreiflich zu machen versuchen: Geschichte der deutschen Sprache kann man solche, an sich recht verdienstliche Experimente der Combinationsgabe nicht nennen.

Endlich: selbst wenn es möglich wäre, dieser indogermanischen Ursprache als des ältesten Spiegels und zugleich Schlüssels des Deutschen in allen seinen thatsächlichen und gemuthmaßten Gestaltungen habhaft zu werden, so würde doch sofort wieder dasselbe Bedürfniß an die wissenschaftliche Forschung herantreten, was sie über das Althochdeutsche zum Gothischen und von da aus immer weiter bis zur Ursprache selbst führt. Auch diese bedarf ebenso sehr der genetischen Erklärung, wie sie in gewisser Weise befähigt ist, allen späteren Spracherscheinungen eine solche zuzuführen. Ist dort dem Blicke der Forschung alles in Nebel gehüllt, der doch der Hoffnung Raum läßt, daß er einmal der Sonne weichen werde, so lagert hier die Nacht selbst, deren Zeitdauer Niemand ermessen kann. Aber die Forderung besteht dennoch zu Recht und die Wissenschaft, selbst soweit sie heute sieht, muß sich sagen, daß ihr die Lösung dieser unmöglichen Aufgabe nothwendig wäre, wenn sie im Besitz aller der Hilfsmittel sein sollte, die sie theoretisch als zur Lösung sprachgeschichtlicher Probleme im Bereiche des indogermanischen Sprachstammes, also auch seines deutschen Astes, nothwendig erkennt.

An uns wird nur selten das Bedürfniß herantreten in jene dunkeln Regionen hinabzusteigen. Die wesentlichen Züge des älteren deutschen Sprachbildes lassen sich, so weit als es zum Verständniß des späteren und heute noch lebendigen nöthig ist, auch ohnedies erkennen und es kommt hier nicht das in Betracht, was die deutsche Sprache irgend einmal und irgendwo gewesen ist, sondern was als ihr Bleibendes in allem

Wechsel Stand gehalten und wie dies Bleibende durch seine eigene Triebkraft oder durch ihm fremdartige Einflüsse der verschiedensten Art sich allmählich verändert hat. Das Auge wird also nach diesen zwei Hauptpunkten gerichtet sein müssen und von der gehörigen Hervorhebung und Gruppirung ihres Ineinanderfließens und Gegeneinanderstoßens wird die innere Wahrheit des Bildes abhängen, das hier gezeichnet werden soll.

Erstes Capitel.

Das Verhältniß der Schrift zu den Lauten.

Wie es herkömmlich ist, betrachten wir zuerst von den eben festgestellten Gesichtspunkten aus die Klänge, mit denen der deutsche Mund das innerlich entstandene Sprachbild dem Ohr vernehmbar darstellte. Die Lautlehre gilt mit Recht als die elementarste Grundlage der Linguistik, weil sie die einfachsten Bestandtheile der Sprache in ihrer Isolirung zum Gegenstand hat. Daß dabei eine äußerst schwierige Abstraction nöthig war, indem die naive Wahrnehmung des wirklichen Sprechens überall nur auf größere und kleinere Gruppen solcher Laute als eine zu der Darstellung irgend eines Gedankenbildes untrennbar verbundene Einheit stößt — kann bei Seite gesetzt werden, weil der menschliche Geist sich schon jedenfalls in einer vor aller Geschichte liegenden Zeit zu jener großartigen That der Zerlegung und Isolirung der menschlichen Rede in ihre begrifflichen und sinnlichen Urbestandtheile aufgeschwungen hat. Es mußte schon geschehen sein ehe die Buchstabenschrift erfunden wurde, und wo diese Eingang gefunden hat, ist auch von selbst dem Volksgeiste die Einsicht in die isolirte Geltung

der Laute seiner Sprache aufgegangen, wenn er sie nicht schon vorher besaß. Die Buchstabenschrift unserer ersten Vorzeit, die Runen, setzen also die Empfindung dafür voraus oder führen sie als ihre nothwendige Folge mit sich. Die eigenthümliche Gedankenwelt, die sich an diese Runen anrankte, läßt ahnen, daß in unserem deutschen Volke das Sprachgefühl für die einzelnen Laute verhältnißmäßig sehr stark entwickelt war. Denn wenn auch die Phantasie von dem geschauten Bilde des Lautes, dem Zeichen an sich, dem Buchstaben in Bewegung gesetzt wird, so kann dies doch nie geschehen, ohne daß zugleich damit der Klang desselben im Ohre aufsteigt. Auf diese Art entstand eine mystische Verkettung des Lautes mit dem Zeichen, wie des in dem Zeichen dargestellten Lautes mit einem Begriffe oder einer Vorstellung, worin sich nur auf neuem Wege der ursprüngliche Vorgang wiederholte, welcher zur Erfindung der Buchstabenschrift, zur Zerlegung der Sprache in ihre Laute geführt hatte. Beides wäre unmöglich gewesen, wenn nicht vor der systematisch einsetzenden Thätigkeit der Abstraction, die das große Werk durchführte, dem Geiste ein Instinct oder ein dunkeles Bewußtsein von der physiologisch psychologischen Bedeutsamkeit der einzelnen Sprachlaute eigen gewesen wäre. Je weiter die gegliederte Zusammenfügung der Laute zu dem, was wir Wort und Satz nennen, fortschritt, desto mehr trat jene Anlage zurück, obgleich sie niemals ganz verwischt werden konnte. Nur wäre sie nicht mehr stark genug gewesen, um später in der einmal plastisch entwickelten Sprache ohne Anregung, Vorbild, oder directe Uebertragung von außen her ganz durch die eigene Kraft des Sprachgefühls eine Zerlegung derselben in ihre Laute oder, was die Folge davon ist, ein darauf gegründetes Schriftsystem zu ermöglichen. Auch für die deutsche Sprache war der Zeitpunkt, wo sie noch aus

eigenen Mitteln sich ein Alphabet hätte schaffen können, versäumt worden und darum konnte auch hier nur ein fremdes Alphabet existiren. Aber der Volksgeist verstand es so ganz sich mit Phantasie und Gemüth in dasselbe einzuleben, daß jede Spur seiner Fremdartigkeit für die Erinnerung sich verwischte und daß wenigstens annähernd jene ursprüngliche lebendige Beziehung zwischen dem Einzellaut und dem Vorstellungsvermögen sich wiederherstellte.

Unsere Kenntniß der Lautzustände einer früheren Periode haftet an ihrer schriftlichen Fixirung. Könnte dabei vorausgesetzt werden, daß dasselbe Schriftzeichen immer und überall denselben Lautwerth ausdrückt, den wir damit verbinden, so wäre es nicht schwer, durch eine systematische Vergleichung der Bezeichnungsweise einen festen Grund für die Einsicht in die Veränderungen, welche unser deutsches Lautsystem durchgemacht hat, zu legen. Es wäre dabei gleichgültig, daß für unser Gefühl diese Schriftzeichen rein conventionell geworden sind, daß also bei vorausgesetzter allgemeiner Uebereinstimmung der Schreibenden und Lesenden ebenso gut das Zeichen A für den Lautwerth, den wir bisher mit B ausgedrückt haben, gebraucht werden könnte und umgekehrt, wenn wir nur wüßten, daß niemals vorher eine solche oder eine ähnliche durchgreifende Veränderung stattgefunden hat, oder wenn wir eine solche, falls sie vorgegangen ist, vollständig und genau zu übersehen vermöchten.

Nun hat allerdings, wie früher gezeigt, etwas Derartiges in der Geschichte des Schriftwesens der deutschen Sprache sich ereignet. Das lateinische Alphabet hat das Runenalphabet verdrängt und ersetzt, schärfer ausgedrückt: die einzelnen Laute der deutschen Sprache, die schon in einem bestimmten Schriftsystem als solche für die Anschauung zerlegt waren, sind in

der Körperlichkeit, die sie dort gewonnen hatten, von einem neuen Schriftsystem mit andern Zeichen dargestellt worden. Die aber, welche zuerst Deutsch mit lateinischen Buchstaben schrieben, haben es nicht so gethan, daß sie für das Runenzeichen des Lautes A das lateinische Zeichen dafür schrieben. Sie haben nicht aus der Runenschrift übersetzt, entweder weil sie dieselbe nicht kannten, oder weil sie ihnen, und mit Recht, für etwas Anderes galt als für das, was sie mit ihrer schriftlichen Fixirung der deutschen Sprache bezweckten. In jedem Falle von dem lateinischen Lautwerth des Zeichens ausgehend, übertrugen sie diesen auf den deutschen Laut. Von vorneherein war damit etwas Willkürliches und nicht ganz Zutreffendes geschehen. Ulfila, der Erfinder des gothischen Alphabets, hatte zwar auch etwas Aehnliches gethan: auch er hatte neue Lautzeichen, zum Theil mit sichtlicher Entlehnung aus fremden Alphabeten geschaffen, aber sein Alphabet kann man in gewisser Weise doch eine Umgestaltung des Runenalphabets, der durch die Geschichte mit dem Laute zusammengewachsenen Schrift seiner Volkssprache nennen, weil es sich innerlich an dasselbe anschloß, weil es von dem ihm zu Grunde liegenden System der Auffassung der Sprachlaute ausging und die fremden Zeichen dieser anpaßte und einfügte. Die Schreiber aber, welche das lateinische Alphabet auf deutsche Laute anwandten, gingen den umgekehrten Weg. Ihnen galt der lateinische Lautwerth als Canon, dem sich der deutsche anpassen mußte. Außerdem stand ihnen selbst nicht einmal ein und derselbe lateinische Lautwerth für die einzelnen Buchstaben fest. Die Unterschiede in der damaligen Aussprache des Lateinischen nach den verschiedenen Ländern oder ehemaligen Provinzen des römischen Reiches waren nicht so groß, daß etwa der eine aus Britannien stammende Schreiber, ein britischer oder irischer

Mönch, der in einer deutschen Zelle deutsche Worte und Sätze niederschrieb, das lateinische Zeichen a für den deutschen Laut e oder i gebrauchen konnte, wo ein anderer aus Gallien stammender oder unter der Herrschaft der dermaligen gallischen Aussprache stehender die jetzt dafür gebräuchlichen Zeichen angewendet haben würde. Aber sie waren doch groß genug um in allen den Fällen, wo die lateinische Aussprache schwankte und wo die deutschen Laute selbst sich bald mehr dahin, bald dorthin neigten, Verwirrung anzurichten, d. h. dem einen Schreiber zu erlauben den deutschen Laut, den sein Ohr gerade so wie ein anderer Schreiber vernahm, je nach seinem mitgebrachten lateinischen Lautbilde anders wie der andere zu geben. Schrieb er auch nicht a wo der andere i oder e, so schrieb er vielleicht doch i wo der andere e, a wo der andere o, weil das lateinische Schriftzeichen ihm diesem deutschen Laute am nächsten zu liegen schien. Galt es endlich deutsche Laute zu schreiben, für welche in dem lateinischen Lautsystem nichts ganz Entsprechendes zu finden war, wie manche deutsche Kehllaute, über deren barbarische Rauhheit damals ganz so wie heute fortwährend Klagelieder aus lateinischem oder romanischem Munde erschallen, oder die verschiedenen Lautabstufungen des Zahnlautes, die zwischen unserem harten T und dem S in der Mitte liegen, so war das lateinische Alphabet überhaupt unzureichend und jeder Schreiber half sich auf eigene Hand so gut er konnte. Denn man kann sich die Isolirung und die Autonomie dieser ältesten Begründer des deutschen Schriftsystems nicht stark genug denken; zeigt doch Otfrids lateinische Dedicationsepistel an seinen geistlichen Oberhirten und Gönner, den Erzbischof Liutbert von Mainz, daß sich noch 50 Jahre nach Karl d. Großen und dessen Bemühungen für die deutsche Sprache der Einzelne gleichsam von vorne mit

der Feststellung einer deutschen Orthographie abmühen zu müssen glaubte, wenn er auch thatsächlich von dem, was bisher deutsch geschrieben worden war, mehr als er ahnte, abhängen mochte.

Alles dies zusammen genommen dient zur Begründung des Satzes, daß wir unser ältestes hochdeutsches Lautsystem nur sehr bedingungsweise klar zu durchschauen und zu beurtheilen vermögen, schon weil uns das Schriftsystem, das es überliefert, nicht mehr ganz durchsichtig ist. Es ist also schon deshalb unmöglich Bild neben Bild, die älteste Vergangenheit neben die spätere Zeit zu stellen und von der einen unvermittelt in die andere hinüberzugreifen.

Dazu kommt noch jene schon oben geschichtlich begründete Vielgestaltigkeit der Mundarten, die jeder einheitlichen Regelung entbehrend und widerstrebend gerade in dem Aeußerlichsten, als dem am meisten in die Sinne Fallenden, in den Lauten ihrem Trieb nach möglichster Individualisirung am schrankenlosesten fröhnten. Die Gemeinsamkeit des nationalen Geistesbandes mochte sie innerlich viel enger zusammenhalten und einander viel näher rücken, als sie selbst wußten: ihre augenfälligsten Züge, das sind eben die Laute, sind für uns vielleicht noch mehr wie für die Zeit selbst so buntscheckig, daß es oft schwer hält auch hier den zusammenhaltenden Faden herauszufinden.

Begrifflich lassen sich die beiden Ursachen, denen die schwankende und gleichsam zufällige Gestalt des ahd. Lautsystems in einer schriftlichen Ueberlieferung zugerechnet werden muß, scharf genug von einander trennen. Aber in den meisten praktischen Fällen ist es sehr schwer, aus diesem allgemeinen Princip heraus zu entscheiden und mit Bestimmtheit zu erkennen, ob wir, wenn der eine Schreiber z. B. ch da verwendet, wo der

andere hh, eine wirkliche Verschiedenheit der Aussprache, bedingt von Ort und Zeit, voraussetzen dürfen oder ob derselbe Lautwerth nur je nach Laune und Gewohnheit der Schreiber verschiedene Bezeichnung mit lateinischen Buchstaben gefunden hat, von denen weder die eine noch die andere — so viel ist unbestreitbar — ganz und vollkommen den deutschen Laut deckte.

Daß sich allmählich eine gewisse instinctive Gleichförmigkeit in dem System der Verwendung der lateinischen und dann deutsch gewordenen Lautzeichen herausbildete, ist unverkennbar, doch auch dann ist die Grenze, innerhalb deren es geschah, nicht mit der scharfen Sicherheit zu ziehen, die doch für ein wirkliches Wissen unerläßliche Vorbedingung wäre. Auch hier ist das, was man Wissen nennt, sehr häufig nur ein mehr oder minder wahrscheinliches Rathen und Meinen. Daß aber die deutsche Orthographie überhaupt seit dem 10. Jahrhundert gleichförmigere Züge annahm, ist die Folge zweier verschiedener Ursachen. Einmal erzeugte die immer häufigere Gewohnheit des Schreibens doch von selbst nicht eine Nöthigung aber eine gewisse Neigung die Schrift möglichst zu vereinfachen, wobei man sich nach dem Beispiel anderer Schreiber richtete und die originellsten oder unbeholfensten Auswüchse der eigenen Schreibweise aufgab, wenn man damit Zeit und Mühe sparen konnte. Die Laute des 10. und 11. Jahrhunderts haben sich im Vergleich mit denen des 8. und 9. kaum vereinfacht, die Schreibweise der Zeit aber vermeidet jene überladenen Buchstabencombinationen von damals und ersetzt sie durch einfachere Zeichen. Die andere Ursache ist der ebenso unverkennbare Einfluß der lebendigen Sprache, die wenigstens in bedingter Weise und in gewissen Schichten der deutschen Gesellschaft einheitlichere Züge herausarbeitete. Mochte die literarische oder Schreibethätigkeit der Zeit noch so isolirt von dem wirklichen

Leben sein, ganz konnte sie sich doch seinen Einflüssen nicht entziehen und etwas davon spiegelt sich in den Fortschritten zu einer gleichförmigen Lautbezeichnung, worin man schon damals und in der Wende von der althochdeutschen zu der mittelhochdeutschen Periode manchmal weiter ging, als die wirkliche Mundart des Schreibers es gestattet hätte.

Immer aber steht doch als oberster leitender Grundsatz fest, wenn auch keine Doctrin ihn mit bestimmten Worten aussprach, weil es keine solche Doctrin in sprachlichen Dingen gab, daß die Schrift sich dem lebendigen Laut anzubequemen habe. Dieser Grundsatz der phonetischen Orthographie, wie man sie am besten bezeichnet, kann aber nur da völlig rein durchgeführt werden, wo noch gar kein Alphabet existirt oder wo durch eine mit vollem Bewußtsein unternommene und allseitig gebilligte Revolution dies Princip an die Stelle der älteren historischen Schreibweise gesetzt wird, wie es z. B. in neuerer Zeit beinahe mit erschöpfender Consequenz in der spanischen und tschechischen Orthographie geschehen ist. Das deutsche Mittelalter dachte nicht daran, hier revolutionär zu verfahren und so schrumpft der Einfluß des phonetischen Princips, obgleich es das begriffsmäßig leitende war, factisch doch in ziemlich enge Grenzen zusammen. Selbst das Mittelhochdeutsch auf dem Höhepunkt seiner Ausbildung hat doch in der Schrift seine Laute nirgends ganz reinlich und consequent dargestellt, sondern immer nur annähernd das Ziel erreicht, dem es als lebendige Sprache so viel näher gekommen war. Nur im Vergleich mit dem, wie vorher die deutsche Schrift behandelt zu werden pflegte und noch mehr mit dem, was ihr später widerfuhr, darf die mittelhochdeutsche Orthographie rein und zweckentsprechend genannt werden und darum ist auch hier mehr wie früher und später ein einigermaßen deutlicher Ein-

blick in das Lautbild der Sprache denkbar. Die „Aussprache" des Althochdeutschen endgültig zu entscheiden, ist in den meisten Fällen und nicht bloß in denen, wo die schwankende Gestalt der Lautbezeichnung stutzig macht, sehr schwer, häufig unmöglich, die des Mittelhochdeutschen aber läßt sich, einige streitige Fälle abgerechnet, meistens nach dem Maßstab unseres heutigen Lautwerthes begreifen, ohne erheblichen Zweifeln Raum zu geben.

Je näher der lebendigen Sprache der Gegenwart, desto leichter, sollte man glauben, müßte die Bestimmung der Laute sein. Doch die äußere Sprachgeschichte hat schon die Factoren aufgezählt, die das gerade Gegentheil davon zu Werke bringen. Das erneute Hervordrängen der Mundarten, die verknöchernde Tradition der Schreiberschulen und der im Wesen der Zeit so tief wurzelnde Eigensinn der Individuen haben die Einfachheit und Durchsichtigkeit der mittelhochdeutschen Orthographie, das wenn auch immer dürftige Abbild der damals erreichten Höhe künstlerischer Durchbildung der Sprache, so verzerrt und mit Schutt aller Art überdeckt, daß es beinahe unkenntlich geworden ist. Alle diese entstellenden Einflüsse vermehrten ihre Kraft im Verhältniß zu ihrer Dauer, und wie man von der Sprache selbst, sobald man das Mittelhochd. als Canon festhält, unbedingt, und wenn man davon absieht, doch immer bedingt sagen kann, daß sie von Generation zu Generation immer mehr der Entartung verfallen sei, so kann man es mit absoluter Gültigkeit, ohne alle relative Beschränkung von der Orthographie. Ihr schadete zuletzt noch ein immer deutlicher heraustretendes Bestreben eine gewisse systematische Ordnung, die durch sich selbst gültig wäre, hineinzubringen oder ihr aufzudrängen. Schon nahte sich die Zeit, wo die gelehrte Reflexion sich auch der Sprache bemächtigen sollte, wie sie überall die bisherige

Legitimität des alten naiven und instinctiven Gebahrens, des bloßen Herkommens und der Macht der Gewohnheit durch die wahre Legitimität des seiner Gründe im Handeln bewußten Verstandes ersetzen wollte. Mitten hinein in das Gegenspiel jener oben characterisirten naiven Kräfte wurden jetzt schon allerlei Maximen über die Rechtschreibung geschleudert, die von einem sehr beschränkten Kreise eigener Beobachtung und Kenntniß zufällig abgezogen waren. Sie steigerten die ohnehin schon allgemeine Verwirrung der Praxis zu einem Chaos, das in seinem Wesen, natürlich nicht in seinen äußeren Formen, sogar die confusen Anfänge der althochdeutschen Orthographie gelegentlich überbot. Freilich gab es auch hier, wie in der Sprache selbst, wenn auch minder lebenskräftig und faßlich herausgebildet, einen gewissen Zug nach Ausgleichung der Gegensätze, ein gewisses Bestreben, eine gemeingültige deutsche Orthographie zu gewinnen, aber von vornherein verkümmert durch die Pedanterie der Reflexion, wie die orthographischen, Maximen so drastisch darthun, welche der schon oben erwähnte Niclas von Wyle mit größter Selbstgefälligkeit und Unfehlbarkeitszuversicht als die einzig mustergültigen vorträgt.

Es war auf diese Art die deutsche Orthographie am Schlusse des Mittelalters etwas Neues geworden, gerade so wie die Sprache selbst, aber das Neue konnte gerade auf diesem Gebiete zu keiner einstweilen abschließenden Ausgleichung der Gegensätze gelangen. Während der Eine noch harmlos so fortschrieb, wie er es in seiner Jugend gelernt hatte, bequemte sich der Andere einer irgendwo abgesehenen neuen Manier, gewöhnlich aber auch nicht einmal vollständig, ein Dritter versuchte auf eigene Hand das, was ihm in der zunächst bekannten Orthographie fehlerhaft oder unschön dünkte, auszumerzen. Dabei geschah es, daß die Neigung an dem einen Ort gerade

nach dem entgegengesetzten hinging von dem, was anderwärts gefiel. Im Ganzen begreift es sich z. B. aus dem Charakter der Zeit sehr leicht, daß auch in die Orthographie das bauschige, breitspurige Wesen eindrang, welches das Leben und alle seine Aeußerungen gleichviel ob in der Kunst oder in der Kleidertracht beherrschte. Daher die Neigung zu — historisch und phonetisch — überflüssigen Doppelbuchstaben, namentlich am Schlusse der Wörter, wo sie am meisten in die Augen fielen und von der Feder am energischsten herausgetrieben werden konnten. Wir wissen aus directen Zeugnissen, daß dies für „hübsch und vornehm" galt, aber nicht bei allen Leuten. So gut wie es viele Augen gab, welchen die geschlitzten und gepufften Aermel und die Schleppenkleider abscheulich dünkten, so wollten auch viele Schreiber diese neuen Doppelbuchstaben auch da nicht gelten lassen, wo sie dem lebendigen Laute recht wohl entsprachen und kein bloßes Schnörkelwerk waren. Während die einen die wirklich gehörten oder gesprochenen Diphthonge ihrer Zeit auch in der Schrift möglichst genau wiedergaben, schrieben die andern, wie es von dem Mittelhochdeutschen hergebracht war, noch i und u, unbekümmert darum, daß sie ei oder au sprachen.

Dieser unentschiedene Kampf zwischen dem conventionellen und dem naturalistischen Principe erschwert am meisten die klare Einsicht und die sichere Beurtheilung des einzelnen Falles. Die für den ersten Blick unabsehbare Masse des Materials, eine natürliche Folge der unendlich gesteigerten Schreibethätigkeit in allen Zweigen des Lebens und der Literatur, ließe sich doch noch bewältigen; die wilde Regellosigkeit der Individuen müßte sich, wenn auch nicht unter allgemeingültige Gesetze ordnen, so doch als der Ausdruck des Zeitgeistes kraft seines eigenen Rechtes verstehen lassen, wenn sich darin das wirkliche

Leben der Sprache oder zunächst der Sprachlaute getreu spiegelte. So aber ist der Spiegel sehr ungetreu, weil er aus so ganz verschiedenartigem Material zusammengesetzt ist. Wäre es möglich durch einen kritischen Schmelzprozeß, denn bloße mechanische Lostrennung ist undenkbar, die einzelnen Bestandtheile reinlich zu sondern, das conventionelle und das naturalistische, das historische und das phonetische Element, so könnte die Wissenschaft damit operiren. So aber muß sie sich mit dem Wuste abfinden so gut sie kann. Dies ist auch der Grund, daß sie sich verhältnißmäßig noch so wenig damit befaßt hat. Wie Jacob Grimm selbst diese Periode unserer Sprachgeschichte in seiner deutschen Grammatik nach seinem eigenen Geständniß mehr umgangen als berührt hat, ist es auch von allen seinen Nachfolgern gehalten worden. Außer einigen unzureichenden Ansätzen zur Sammlung und äußerlichen Schematisirung des Materials ist nichts Durchgreifendes versucht worden, während die älteren Sprachperioden im Vergleich mit dieser viel gründlicher erforscht und dargestellt sind, so weit auch da noch der Comparativ „gründlicher" hinter dem Positiv „gründlich" zurückbleibt.

Hier wo es sich nicht um die Grammatik der deutschen Sprache, am Ende des Mittelalters, sondern um die Herausshebung der eigentlich gestaltenden Züge in dem deutschen Sprachbilde der Zeit handelt, kann die Controverse über das Strittige und Schwankende in unserm schriftlich überlieferten Material bei Seite bleiben. Jene Grundzüge lassen sich, wie wir glauben, auch ohne dieselben mit der nöthigen Deutlichkeit und Zuverlässigkeit zeichnen. Aber immer müssen wir uns dabei bewußt bleiben, daß in dem Gebiete, welches man das elementarste nennen kann, im Bereiche der Sprachlaute, der Boden am unsichersten ist: je weiter in das Innere der Sprache

hinein, desto sicherer. Unter dieser Voraussetzung versuchen wir im Folgenden das eigenthümliche Wesen dieser Sprachlaute in ihrer Vereinzelung und in ihrem Zusammenfluß zu größeren Gebilden darzustellen und es so viel als nöthig durch die Entwickelungsgeschichte früherer Sprachperioden zu begründen.

Zweites Capitel.

Vergleichende Charakteristik des späteren hochdeutschen Lautstandes mit dem früheren.

Wenn man den allgemeinsten Eindruck des deutschen Lautwesens am Ende des Mittelalters auf sich wirken läßt, so ist er für unser heutiges Sprachgefühl im Vergleich mit den vorhergehenden Bildern, des Mittelhochdeutschen und Althochdeutschen ein ungünstiger. Laut gegen Laut, ohne alle Rücksicht auf Bedeutung und Verwendung zu geistigen Zwecken, klingt das Mittelhochdeutsche unserm Ohr um vieles feiner und weicher, wie reiner und einfacher. Es ist nicht leicht diesen allgemeinen Eindruck in seine einzelnen begründenden Momente zu zerlegen und hier am Anfang unserer Betrachtung können wir es um so weniger, weil der Verlauf derselben gerade die Einzelheiten erklärend zur Anschauung bringen soll. Um aber doch einige Hauptpunkte zu erwähnen, so entspringt der Eindruck größerer Feinheit z. B. schon aus der sorgfältigen Behandlung der consonantischen Laute, welche am Wortschluß stehen. Das Mittelhochdeutsche Organ duldete hier keine weichen Consonanten und keine verdoppelten, die spätere Zeit empfindet von dem ästhetischen Gesetze, das dabei waltet, nichts mehr: sie spricht und schreibt nicht bloß Rad, wo früher rat galt, sondern auch Gott

für got u. s. w. Weicher ist die ältere Sprache, schon weil sie die unzähligen Ausstoßungen von Vocalen in den letzten Theilen des Wortes oder am Ende, selbst nicht oder in sehr beschränktem Maße zuläßt, die jetzt allgemein gelten: Kinds für Kindes Gotts oder Gots für Gottes, gäb für gaebe, wurd oder würd für wurde oder würde wären früher unerträglich oder nur unter ganz besonderen Modalitäten erträglich befunden worden. Einfacher erscheint die ältere Sprache schon für das Auge, weil sie mit einer viel geringeren Menge von Lautzeichen auskommt und wenn auch, wie sich ergeben hat, der Luxus der Schrift noch keineswegs auf eine durchweg entsprechende Fülle von lebendigen Lauten zu schließen berechtigt, oder wenn es auch unstatthaft wäre, das Gewirr der Laute, die in der lebendigen Sprache der späteren Jahrhunderte hier oder dort in Gebrauch waren, mit dem einheitlichen und eng geschlossenen Lautsystem des Mittelhochdeutschen zu vergleichen, so zeigt doch jedes einzelne Sprachdenkmal oder jede landschaftliche und mundartliche Gruppe solcher, die ungefähr in demselben Sinn wie das Mittelhochdeutsche als eine linguistische Specialität gelten darf, wie sich die Laute, namentlich die vocalischen der späteren Zeit, immer mehr spalten. Ueberall drängen sich jetzt z. B. Doppelvocale hervor, wo sich die ältere Sprache mit einfachen begnügte: das alte i wird zu ei, das u zu au und da diese Lauterweiterung weder gleichförmig noch allgemein durchgedrungen ist, sondern überall, auch wo sie schon am weitesten sich durchgesetzt hat, noch mit den Resten des älteren Lautstandes zu kämpfen hat, so wird dadurch die Buntscheckigkeit des ganzen Eindrucks noch vermehrt. Reiner klingt das Mittelhochdeutsche hauptsächlich, weil es zwischen den eigentlichen Charaktervocalen, zwischen A, I und U, jene Zwischenlaute, die wir einstweilen als Umlaute bezeichnen, zwar auch schon

in weitesten Umfang als E und O entwickelt hat, aber doch in der ferneren Spaltung und zugleich Verflößung der Vocale sich um vieles sparsamer als die spätere Sprache erweist. Die spätere Sprache verstattet dem Umlaut, noch dazu ohne jede Spur von instinctivem Gefühl seiner genetischen Berechtigung, das dem Mittelhochdeutschen, wo es ihn verwandte, fast nirgends fehlte, einen unbeschränkten Spielraum und beeinträchtigt dadurch die reinen Grundtöne auch viel mehr als jede frühere Sprachperiode.

Verglichen mit einer noch älteren, mit der althochdeutschen, erscheint das Deutsche am Schlusse des Mittelalters stumpf und klanglos. Das gilt zwar auch für das Mittelhochdeutsche jenem gegenüber, denn die fast erdrückende Klangfülle des Vocalismus, das zarte und melodische Spiel des Vocalwechsels in den äußeren Theilen des Wortes, Ableitungs- und Flexionssilben, wodurch das Althochdeutsche aller Mundarten, natürlich die eine noch prägnanter als die andere, sich als die klangreichste aller deutschen Sprachbildungen überhaupt darstellt, ist schon in dem ausgebildeten Mittelhochdeutschen völlig verschwunden und dieses steht darin wenigstens der späteren Sprache gleich. Aber die eigenthümlichen Vorzüge, welche das Mittelhochdeutsche außerdem zu entwickeln verstand, sichern ihm doch trotz dieser offenbaren Einbuße an sinnlicher Schönheit oder Wirkungsfähigkeit eine nur anders begründete ästhetische Gleichberechtigung. Die spätere Sprache hat das Eine wie das Andere eingebüßt: sie ist farblos und ebenso wenig melodiös wie das Mittelhochdeutsche, entbehrt aber ganz seiner feinen Selbstbeschränkung und zierlichern Geschmeidigkeit: es ist ihr das Lebenselement jener Zeit, „die Zucht", auch in ihren Lauten verloren gegangen.

Der „ästhetische" Eindruck könnte einen subjectiven und

dilettantischen Maßstab zur Abschätzung des relativen Werthes unserer verschiedenen deutschen Sprachphasen bedeuten, wenn man ihn zum alleinigen machte. Zwar in unserm Falle wird jedes Ohr aus jedem Verse in dem Narrenschiff des Sebastian Brant, dem nach der Meinung der Zeitgenossen hervorragendsten Erzeugniß der deutschen Dichtkunst um 1500, verglichen mit einem Verse des Iwein Hartmann's, oder des althochdeutschen Evangelienbuches Otfrids alle die Mängel heraushören, welche die hochdeutsche spätere Sprache zu ihrem Nachtheil von der früheren unterscheiden. Der Eindruck ist so bestimmt und so fest umschrieben, daß hier jede Subjectivität verschwindet. Dilettantisch aber könnte man eine solche Abschätzung nur dann nennen, wenn man der sinnlichen Gestalt einer Sprache gar keine Berechtigung zugestehen wollte, wenn die Laute und Worte bloß als zufällige oder conventionelle und insofern gleichgültige Schemen gelten dürften, die so oder anders klingen können, wenn man sich nur über Sinn oder Inhalt verständigt hat. Damit aber wäre das Wesen der Sprache überhaupt gründlich verkannt. Sollte die Sprache nichts Anderes, so würde sie von dem menschlichen Geiste überhaupt nicht geschaffen worden sein. Das Ohr und seine eigenthümliche Nervenwelt vermittelt die gestaltlosen Vorstellungen und Eindrücke durch die Schallwellen als gestaltete Lautbilder der Seele. Beschränkt durch die Beschaffenheit der Organe, die zu deren Erzeugung dienen, hat die Mundhöhle und die Stimmritze das Recht dies nach ihren eigenen Gesetzen zu thun. Das ästhetische Bewußtsein entscheidet, ursprünglich unter jener eben bezeichneten Beschränkung, allein darüber, was das Ohr hören oder was der Mund sprechen soll. Daß die thatsächliche und von Anfang an gegebene Individualisirung des abstracten Begriffes „Mensch" auch eine Individualisirung des ästhetischen Princips

in der Sprachbildung herbeiführte, ist selbstverständlich, und so war mit der Sprache selbst der Keim der Sprachen gelegt, zugleich auch jeder derselben die eigenthümliche Ausbildung ihres ästhetischen Bewußtseins vorgezeichnet. So giebt es auch eine eigenthümliche Aesthetik der deutschen Sprache die zunächst von dem sinnlichen Eindruck ihrer Laute bedingt, wenn auch nicht in diesem allein beschlossen ist. Das deutsche Ohr wird um so unbefangener darüber zu urtheilen befähigt sein, je mehr es von nur einem Durchschnitt der Sprachgestaltung abstrahirt und die eigene Sprache in ihren verschiedenen Wandelungen verfolgt oder auch je reicher seine aus andern fremden Sprachindividualitäten gewonnenen Erfahrungen sind. In diesem Sinne ist der Wohllaut einer Sprache ein wesentliches Moment für ihre Characteristik und ihre relative Werthabschätzung, auch wenn dabei nichts weiter als der Eindruck, den das Ohr von ihr empfängt, erwogen wird. Und in diesem Sinne müssen die Züge, welche wir an dem Lautbild der spätmittelalterlichen Sprache wahrnehmen, das ungünstige Urtheil nicht über die ganze Sprache, aber über ihr Aeußeres befestigen, selbst wenn einige davon durch andere aufgewogen oder beschränkt werden, die man als eigenthümliche Vorzüge dieser Sprachperiode gegen das Frühere ansehen darf.

Dazu ist dem Mittelhochdeutschen gegenüber zu rechnen der entschieden vollere und derbere Klang des späteren Lautwesens, allerdings nach Mundart und Zeit wieder sehr verschieden gefärbt, doch im Ganzen, worauf hier doch allein abgesehen werden kann, unverkennbar. Gerade jene oft so überaus harte Verstümmelung der Endsilben, der Ausstoß des hier zumeist herrschenden farblosen e, das Aneinanderrücken gewaltiger Consonantenmassen, das damit gegebene Ueberwiegen lebhaft gefärbter und kräftig betonter Vocale, die neuen Di-

phthonge an Stelle einfacher Längen, endlich die Erzeugung fast ungezählter neuer Längen an Stelle älterer Kürzen, geben der späteren Sprache gegenüber dem beinahe weiblich zarten und überfeinen Mittelhochdeutsch eine männliche und energische Physiognomie: in dem Bereiche der Sprache also derselbe Eindruck, den wir auf andern Gebieten der materiellen und idealen Lebensäußerungen der Zeit empfangen.

Dem Althochdeutschen gegenüber wird man die gedrungenere Einfachheit des Lautes, die zusammengerückte Wortform auch nicht bloß als einen Verlust ansehen dürfen. Die Sprache ist dadurch doch um vieles beweglicher und ganz von der Wortbedeutung abstrahirt, verständlicher geworden. Es kostet jetzt so viel weniger Mühe die Lautmasse, welche zum Ausdruck eines Vorstellungsbildes dienen soll, hervorzubringen, wie sie in dem Ohre aufzunehmen und der Seele zu vermitteln. Die Sprache dieser Zeit weist schon, ohne daß man sie zu verstehen oder zu analysiren braucht, darauf hin, daß die Menschen, die sich ihrer bedienten, rascher dachten oder Vorstellungen an einander knüpften, als die Zeitgenossen Karls des Großen oder Heinrichs IV.

Neben dem Besondern in diesem Lautbilde der Sprache, muß es aber — immer nur von seiner rein sinnlichen Seite gefaßt — doch auf jedes Ohr, das es mit irgend einem früheren, dem Mittelhochdeutschen, dem Althochdeutschen, ja selbst dem leiblich gar nicht direct damit verbundenen Gothischen vergleicht, den Eindruck der innern Zugehörigkeit machen. Der gemeinsame Grundton läßt sich aus allem Wechsel doch sehr bestimmt heraushören und das Deutsche der gothischen Bibel und irgend einer der Bibelübersetzungen unmittelbar vor Luther sind im Klange so enge verwandt, daß sie von jedem fremden Ohre, dem nicht alles Sprachverständniß abginge, als zu einer und

derselben Sprache gehörend erkannt werden müßten. Daher denn auch zu allen Zeiten dieselben Eindrücke auf die wechselnden Beurtheiler. Die Vorwürfe oder die Anklagen, die Fremde gegen den Klang unserer Sprache um das Jahr 1500 erheben, gleichen denen auf ein Haar, die um 800 oder noch viel früher gehört wurden. Ihre unbestimmte Allgemeinheit läßt sie freilich auf sehr verschiedene Sprachen passen, aber einiges darunter, die Härte und Rauhheit der Laute, die Schwierigkeiten, welche gewisse deutsche Laute, insbesondere die Gutturalen, jedem fremden Organ entgegensetzten, die Häufung von Consonanten überhaupt, die dem Munde und Ohr so unbequem wird, die nicht daran gewohnt sind, das würde auch ein deutscher Beurtheiler, selbst wenn er nicht, wie schon Otfrid that und es seitdem immer Stil geblieben ist, bloß den Fremden nachspräche, daran auszusetzen, aber zugleich als die bleibende Signatur seiner Sprache zu erkennen haben. —

Drittes Capitel.

Der deutsche Accent und sein Einfluß auf die Lautgestalt.

Dieser gleichbleibende deutsche Stempel des Lautsystems wird uns innerlich verständlich, wenn wir sehen, wie es von Anfang durch das Walten eines und desselben Gesetzes oder einer und derselben bestimmenden Macht beherrscht wird. Die geschichtlichen Einflüsse, welche die besonderen Phasen unserer Sprachbildung herausgetrieben haben, mögen als die Ursachen dieser Besonderheiten erkannt werden, aber wie weit man sich auch ihre Wirkungssphäre denken mag, sie sind doch niemals so mächtig gewesen, jenes Bleibende zu verschütten oder zu etwas ganz

Anderem umzubilden. Jenes ist die eigentliche Triebkraft des Sprachlebens und nur das äußerlich darum gerankte Blätterwerk ist das Andere oder Neue, aber weil es aus derselben Wurzel hervorgegangen und von demselben Lebenssafte genährt ist, doch auch immer das Alte nur in neuer und weiterentwickelter Gestalt.

Im Bereiche der Laute zeigt sich dies dauernd Deutsche in allem Wechsel der Zeiten am deutlichsten da, wo an sich selbst und doch auch wieder in Folge der Eigenart der deutschen Sprache das Leben am vollsten und wärmsten pulsirt. Wenn wir die gesammte Lautmasse in ihre selbständigtönenden und ihre nur bedingt oder in Verbindung mit andern tönenden Bestandtheile, Vocale und Consonanten, — daher Selbstlauter und Mitlauter einmal nicht unpassend puristisch verdeutscht — zerfällen, so haben die ersten in unserer Sprache und deren Geschichte eine entschieden größere Rolle gespielt als die letzten. Nicht als wenn jene für die Darstellung des Gehaltes der Sprache von größerer Bedeutung wären: auf dem Gebiet der Bedeutungslehre der Sprachgestaltungen wird das Gewicht der Vocale ungefähr ebenso groß sein, wie das der Consonanten und in sehr vielen Fällen, z. B. bei der Betrachtung der Wurzel- oder Stammformen selbst, ist es unmöglich im Deutschen wie in allen seinen verwandten Sprachen dies Gewichtsverhältniß auch nur annähernd zu bestimmen. Wir müssen uns mit dem allgemeinen Satze begnügen, der mehr aus dem Gesammteindruck abgeleitetes Axiom als Resultat der alles Einzelne erfassenden wissenschaftlichen Deduction ist, daß im Indogermanischen also auch im Deutschen beide Hauptbestandtheile des Lautwesens für die Darstellung der geistigen Functionen der Sprache von gleichem Werthe, daß Vocalismus und Consonantismus zwei gleichberechtigte Mächte sind, daß es hier nicht wie in den semitischen Sprachen

ist, wo die eine, der Vocalismus, nur als Farbendecke für die durch die Consonanten gegebenen Contouren des Sprachbildes dient.

Aber hier geht uns der Laut in seiner Beziehung zu der Bedeutung noch nichts an. Bloß auf sich gestellt, gilt für ihn als eine characteristische deutsche Eigenthümlichkeit, daß trotz dem immer hervortretenden Massengewicht unseres Consonantismus der deutsche Vocalismus zu jeder Zeit ein relativ bewegteres Dasein geführt, relativ frischer und lebhafter bis in eine Sprachperiode hinein sich erhalten hat, wo die Bewegung und das Leben der Consonanten schon sehr viel langsamer von Statten ging und daher auch auf den Beobachter, der nur die hervorstechenden Züge des Bildes gelten läßt, den Eindruck macht, als sei da alles verknöchert, für immer an die einmal gewonnene Gestalt gebannt oder höchstens noch durch Zertrümmerung und Auflösung, aber nicht mehr durch innerliches Wachsthum und Neubilden zu verändern. Dies ist der Eindruck, den das Verhältniß zwischen Vocalismus und Consonantismus am Ende des deutschen Mittelalters macht, und wenn er auch nur in bedingter Weise richtig ist, so genügt er doch, um für diese Zeit das Ebengesagte von der relativen Bevorzugung des Vocalismus zu rechtfertigen. Frühere Durchschnitte der deutschen Sprachgeschichte zeigen einen stetigen Fortschritt dahin. Der älteste, das Gothische, wird jenes vorausgesetzte Gleichgewicht des Vocalismus und des Consonantismus für die Bedeutung der Sprache auch in ihrer rein sinnlichen Erscheinung ziemlich richtig darstellen. Das Sprachleben ist hier wie dort gleich kräftig. Im Althochdeutschen ist das Gleichgewicht schon gestört, indem sich bei unbefangener, nicht an Zufälligkeiten haftender Beobachtung herausstellt, daß in dem überaus regen Getriebe der elementaren oder sinnlichen Mächte der Sprache doch der Vocal — trotz der sog. später zu betrachtenden

zweiten Verschiebung der Consonanten — noch vielgestaltiger, noch unerschöpflicher in seinen Evolutionen ist. Für das Mittelhochdeutsche, ehe es sich zu seiner als Kunstsprache fixirten Classicität erhob, gilt dasselbe nur noch viel entschiedener: seine Neuerungen im Lautsystem, die ihm dem Althochdeutschen gegenüber seine Originalität geben, sind zum allergrößten Theil in dem Vocalismus zu suchen; und dasselbe ist, wie schon gesagt, für die weitere Sprachgestaltung über das Mittelhochdeutsche hinaus gültig. So schreitet die Triebkraft des Vocalismus von Periode zu Periode fort, oder genauer ausgedrückt, sie ist im Ganzen immer so lebendig geblieben, wie sie im Anfang war, wogegen der Consonantismus ebenso sichtbar an Gestaltungstrieb immermehr verloren hat.

Warum der deutsche Sprachgeist den Vocalismus in solcher Art bevorzugt, entzieht sich, wie wir glauben, jeder nicht bloß auf subjectivem Ahnen und Empfinden beruhenden Begründung. Wir nehmen die Thatsache als solche hin und erwägen dabei nur, daß die Natur der vocalischen Laute der gestaltenden oder zerstörenden und aus der Zerstörung neuschaffenden Sprachthätigkeit ein günstigeres, bequemeres und leichter zu bestellendes Feld bot als die Consonanten. Die Umwandlung eines a in e, eines u in au wirkt auch auf unser naives Sprachgefühl energischer, es scheint ihm damit viel mehr gethan oder der plastische Trieb viel genügender befriedigt, als wenn d in t, selbst p in f, oder k in ch sich „verschiebt.“ Daß ein fremdes Sprachgefühl anders darüber empfinden kann, ist zuzugeben, aber gerade weil es so ist, läßt sich darin wenigstens etwas von der seelischen Grundkraft ahnen, welche in der deutschen Sprache hierbei waltete.

Die bloße Erkenntniß, daß unser Vocalismus ein so viel reicheres Leben wie der Consonantismus entwickelt hat, hilft

noch nicht viel, auch genügt es nicht, wenn man die einzelnen Phänomene und wenn auch nicht alle, so doch die eigentlich typischen, wie etwa die des Umlauts, der Brechung, der Bildung neuer Diphthonge, der Veränderungen in der Quantität der Vocale u. s. w. jede für sich in historisch-genetischem Ueberblick vorführen wollte. Das eigentliche Lebensband, das was als immer ein und dasselbe in allen diesen Einzelerscheinungen, je nach der verschiedenen Construction des Materials vielgestaltig, sich bethätigt, muß gefunden werden.

Dies ist für uns die eigenthümliche Accentuation unserer Sprache. Daß hier in der Besonderheit des deutschen Accentes etwas enthalten ist, was dem Deutschen zu seinem specifischen Gepräge so unentbehrlich wie seine Laute, Flexionsformen oder sein Wörterbuch ist, läßt sich schon aus einer Thatsache erkennen. Alle deutschen Sprachen haben im Gegensatz zu andern der Vergleichung zunächst liegenden Gruppen, z. B. den romanischen und slavischen, sich außerordentlich stark individualisirt. Man kann sagen, ihr deutsches Skelet ist durch eine überall so eigenartige Muskelschicht verdeckt, daß es nicht bloß für die empirische Auffassung, sondern auch für die systematische Forschung oft sehr schwer ist, bis zu jenem durchzudringen. Das Neuisländische und das Neuhochdeutsche stehen unendlich weiter von einander ab, als Russisch und Tschechisch, Italienisch und Französisch. Aber in einem Punkte, der doch ganz auf der äußersten Oberfläche des Sprachlautes liegt, sind sie alle von einer solchen Gleichartigkeit, daß man sie fast starre Gleichförmigkeit nennen könnte: in der Betonung. Da gelten in dem Englisch von heute durchaus dieselben leitenden Grundsätze wie in dem Angelsächsischen vor tausend Jahren, da ist das Altnordische und das Althochdeutsche nicht verwandt, sondern identisch; Zeit und Raum, sonst so wichtige Factoren im Sprach-

leben, scheinen hier wirkungslos zu sein: wo überhaupt jemals ein deutsches Wort erklang, da setzt gerade auf derselben Stelle schon vor anderthalb Jahrtausenden der Accent ein, wie heute. Alles hat sich an der Sprache verändert, nur dies scheinbar Flüchtigste und Beweglichste ist geblieben. Und warum? Auch hier läßt sich keine andere Antwort geben, als daß es so ist, auch hier wäre es unpassend, das, was die Ahnung des einzelnen Geistes empfindet, als das wirklich lösende Wort für Alle auszusprechen. Einigen Aufschluß gewährt die Beobachtung des Zusammenhangs, in welchen die deutsche Sprache dieses sinnliche Sprachmittel mit der Bedeutung der Sprachbestandtheile gebracht hat. Ueberall nämlich und zu jeder Zeit gilt das Gesetz, daß der vocalische Laut derjenigen Silbe des deutschen Wortes, die für die Bedeutung die entscheidende ist, das größte Tongewicht trägt oder wo und wann nur ein einziges Einsetzen der Accent genannten Verstärkung des Eigentons, der jedem Vocale in gewisser natürlich gegebener Abstufung zugehört, vernehmbar wird, so ist an dieser Stelle der Kern der Wortbedeutung enthalten. Der deutsche Accent ist somit eine wesentlich reflectirte Function und es ist deshalb kaum anzunehmen, daß die älteren und naturalistischeren Zustände der Sprachbildung ihn schon in dieser Art gekannt haben. Aber wann und wodurch er dazu geworden, entzieht sich der Beobachtung.

Dieses an sich abstracte Princip hat doch auf das Allerconcreteste, auf das was der natürlichen Seite des Sprachdaseins am meisten angehört, auf den Laut und hier wieder vorzugsweise auf den Vocalismus einen so durchgreifenden Einfluß gewonnen, daß alle jene anderweits gleichsam von selbst sich vollziehenden Umbildungen der Vocale hier im Deutschen zwar auch denselben allgemeingültigen Naturgesetzen unterworfen

sind, aber daß die individuellen Züge, die sie zu deutschen machen, sich wesentlich, obgleich nicht ausschließlich, nur aus dem Accent verstehen lassen.

Steht nun auch das Princip der deutschen Accentuation von Anfang an fest, soweit wir unsere Sprache kennen, so ist es doch nichts Starres, sondern hat seine eigene lebensvolle und lebenwirkende Geschichte. Wenn wir den Faden nur so weit verfolgen, als er die späteren Gestaltungen des Hochdeutschen mit der frühesten greifbaren verbindet, mit dem Althochdeutschen, so sieht man, wie sich das Innerste des Grundgedankens, aus welchem dieser ganze Charakterzug der deutschen Sprache hervorgewachsen war, gleichsam immer klarer dem Sprachbewußtsein offenbart. Im Althochdeutschen spaltet sich noch die Wucht des Accentes einigermaßen, indem er sich neben seinem vollsten Einsatz auf der Hauptbedeutungssilbe des Wortes abstufend auch über alle anderen Worttheile verbreitet. Das Gefüge des deutschen Wortes bringt es mit sich, daß der Hauptbedeutungsbestandtheil gewöhnlich am Anfang steht, die erste Silbe ausmacht und so kann man auch den Thatbestand beschreibend aber nicht erklärend sagen: die erste Silbe des Wortes hat gewöhnlich den höchsten oder stärksten Toneinsatz, den Hochton, die anderen folgenden einen schwächeren, Nebenton oder Tiefton, von dem relativen Herabsinken der im Hochton potenzirten Stimmthätigkeit so genannt. Dieser Nebenton ist bei einem ausgedehnteren, mehrsilbigen Worte selbst wieder ein verschiedener, verhallender. Jede folgende Silbe hat ursprünglich, ganz unabhängig von dem natürlichen Tongewicht ihres Vocales, einen etwas schwächeren Nebenton als die vorhergehende, keine aber bis zum Wortende ist ganz davon entblößt. Diese Betonung strömt also noch gleichsam über ihre begriffliche Grenze hinaus. Ob es die Emphase der damaligen

Intonation des Accents gewesen ist, die nicht auf einer Silbe allein Platz hatte, oder umgekehrt, weil noch nicht völlig das Sprachgefühl seine eigenen Intentionen erfaßte, die es dazu trieben den Accent auf die Hauptbedeutungssilbe zu verlegen, wer kann es sagen? Vielleicht beide Momente mit und ineinander. Das auch sonst so ersichtliche Behagen dieser althochdeutschen Sprache an der Heraus- und Durchbildung der am meisten in die Sinne fallenden sprachlichen Processe, ihre intensive Thätigkeit in der Veränderung und Neugestaltung der vocalischen und consonantischen Laute weist darauf hin, daß ein in seiner Art so abstractes, überwiegend geistiges oder begriffliches Princip, wie das von der Verbindung der Wortbedeutung mit dem Wortton, damals noch eher durch andere aus der Region des rein sinnlichen Sprachlebens stammende Einflüsse beschränkt und in seiner rücksichtslosen Durchführung aufgehalten werden konnte.

Doch strebte es, da es einmal der Sprache angeboren oder von ihr erzeugt war, schon damals deutlich genug dieses System der gleichsam rhythmisch abgewogenen Accentuation von sich abzuschütteln. Es ist ihr weder damals, noch später vollständig gelungen: der Hauptton ist immer von einem Nebenton begleitet, aber das Gewichtsverhältniß zwischen ihnen hat sich doch schon im Mittelhochdeutschen und noch mehr in der spätern Periode gründlich verändert. Der Nebenton ist in dem Verhältniß schwach geworden oder ganz verschwunden wie der Hauptton an Stärke wuchs.

Will man es der Anschaulichkeit halber mit Zahlen ausdrücken, deren Gültigkeit freilich nur relativ sein kann, so mag das Verhältniß für das Althochdeutsche wie 2 : 1, für das Mittelhochdeutsche wie 3 : 1, für die spätere Sprache 4 : 1 angesetzt werden. Die unendliche Vielgestaltigkeit der lebenden

Sprache wird in keinem einzelnen Fall diesen Durchschnitt völlig eingehalten haben, dennoch darf er wie jede andere Durchschnittszahl für das eigentlich immanente Maß und Regulativ der ganzen Erscheinung gelten.

Je mehr sich das Leben des Accents auf die Bedeutungssilbe zurück zog, desto mehr zog es auch dorthin alles Leben der Vocale. Hier concentrirten sich mehr und mehr alle die Erscheinungen des Vocalwechsels, die man als wirkliche Fortschritte oder weitere Stufen auf der Entwickelungsbahn bezeichnen kann, ganz abgesehen davon, ob das ästhetische Moment der Sprachbildung dabei günstig oder ungünstig behandelt wurde. Die des Tones immer mehr verlustig gehenden Wortbestandtheile, mochten sie vor oder, wie es in der unendlichen Mehrzahl der Fälle geschieht, hinter der Tonsilbe stehen, verloren in demselben Maße die Entwickelungsfähigkeit ihrer vocalischen Bestandtheile: die consonantischen dagegen bleiben unangetastet. Es trat also in der deutschen Sprache niemals das ein, was in ihrer französischen Nachbarsprache geschehen ist, wo die Concentration des Tones auf einer Silbe oder das Uebergewicht dieser Tonsilbe die tonlosen Endungen nicht bloß in ihren Vocalen geschwächt, sondern „stumm" gemacht, d. h. ihre Consonanten samt dem Vocale vernichtet hat, wo aus lat. ámant ein aím' geschrieben aiment geworden ist. Im Deutschen hätte nichts Anders als ein so, wie es geschrieben steht, ausgesprochenes aiment daraus werden können.

Die Abschwächung der unbetonten Vocale muß, eben weil sie eine Abschwächung, eine Zerstörung ist, nach ganz anderen Gesetzen vor sich gehen, wie die Vocalveränderungen in der Tonsilbe, wo das Leben des Vocals allein pulsirt. Oder: Gesetze im wahren Sinne des Wortes, feste und in sich selbst begründete Vorgänge, die wir zwar nicht immer bis

in ihren innersten Kern verstehen, stets aber wie eine Naturmacht alles beherrschend walten und wirken sehen, giebt es nur für die betonten, nicht für die unbetonten Vocale. Auch hier vollzieht sich der Auflösungsproceß nach gewissen weitgreifenden Analogien, wodurch der einzelne Fall in die Reihe einer Menge anderer gestellt wird. Aber Analogien sind noch keine Gesetze und soweit es gelingt, jene durch diese zu ersetzen und zu legitimiren, sieht man gewöhnlich, daß das Sprachgefühl selbst von den mannigfachsten Eindrücken und Einflüssen hierhin und dorthin gezogen wurde, ohne einem davon ausschließlich oder auch nur mit bedingter Folgerichtigkeit sich hinzugeben.

Hält man sich an das bloße Aeußere der Sprache, an ihren sinnlichen Eindruck, so ist auch dieser Zerstörungsproceß gestaltungsreich, ja wenigstens in manchen Perioden gestaltungsreicher als sein Gegenstück. Gerade hier erzeugte das Ineinanderspielen der verschiedenartigsten Einflüsse und Kräfte eine Fülle der einzelnen Ergebnisse, die dort, wo der Ton den Vocal ebenso sehr veränderte, wie in seiner ursprünglichen Individualität zusammenhielt, beschränkt sein mußte. Wenn sich für das Sprachgefühl die ganze Kraft der Bedeutung des Wortes auf eine Stelle zusammendrängte und alle übrigen Worttheile zwar nicht wirklich bedeutungslos geworden waren, aber geworden zu sein schienen, war dort der Willkür, dem bloßen Spiel mit dem Laute, von selbst der Weg verlegt. Insbesondere durfte das eigentlich ästhetische Moment dort keine oder nur eine sehr untergeordnete Berücksichtigung verlangen, während es hier in einer Allgewalt sich durchsetzen konnte, die man unbeschränkt nennen dürfte, wenn sie nicht an der fortschreitenden Gleichgültigkeit für alle diese Lauterscheinungen, die mit dem Tone ihren Werth für das

Sprachgefühl verloren hatten, eine immer engere Schranke gefunden hätte.

Das Ziel, das die Sprache im Auge hatte, läßt sich kurz so bezeichnen. Alle unbetonten Vocale sollen in den unbestimmten Vocal aufgelöst werden, für welchen das lateinische Schriftzeichen e in Ermangelung eines andern gebraucht wird — trotz seiner Concurrenz mit andern grundverschiedenen Verwendungen, als „offenes" oder „geschlossenes", als „langes" vielleicht selbst wieder in seiner Qualität unterschiedenes e, jedenfalls aber immer als ein solches, das abgesehen von allem Silbenton den natürlichen Eigenton dieses Vocals e, zwischen a und i mitten inne an Höhe stehend, besaß. Dieser unbestimmte Vocal e kann ebenso gut ein Nichtvocal genannt werden, da ihm alle die natürlichen Kennzeichen eines Vocals: Eigenton, bestimmte Articulationsstelle und in Folge davon feste Einreihung in die dem Ohre vorschwebende vocalische Tonleiter abgehen. Er hat mit allen Vocalen eine verschwimmende Aehnlichkeit und mit keinem eine entschiedene. Selbstverständlich steht er den Mitteltönen, die wir einstweilen Umlaute nennen wollen, näher als den reinen Grundlauten, dem wirklichen e in allen seinen Schattirungen oder dem ö näher als dem a, dem i oder u; aber näher ist noch nicht nahe und es ist ein bloßer Zufall der localen oder individuellen Aussprache, wenn er so nahe an einen dieser wirklich vocalischen Laute heran rückt, daß er damit vertauscht werden zu können scheint. Aber ist es kein eigentlicher Vocal, so ist es noch weniger ein Consonant und wenn einmal alle Sprachlaute unter eine dieser beiden Rubriken untergebracht werden sollen, so wird er in der ersteren stehen müssen, wohin er auch durch seine Geschichte gehört.

Die deutsche Sprache hat diesen Schwebelaut in allen ihren Phasen gekannt, mit Ausnahme des Gothischen. Für

unseren hochdeutschen Entwickelungsfaden genügt es darauf hinzuweisen, daß er schon im ältesten Althochdeutsch nicht geringen Umfang gewonnen hat. Wenn wir hier einem fiskes, fiske an der Stelle des Gothischen fiskis, fiska begegnen, so haben wir ihn schon in seiner ganzen Eigenart vor uns. Aber erst mit der Festsetzung des mittelhochdeutschen Spracheanons ist er als das beherrschende Princip der tonlosen Worttheile durchgedrungen. Was Althochdeutsch noch ga- oder gisungun lautete, lautet jetzt gesungen, machōnt machent, fallōndi fallende, deganā degene u. s. w., also auch gleichviel, ob der alte wirkliche Vocal vor oder nach der Tonsilbe und vor Consonanten oder ohne solche, in der ersten oder in einer späteren Silbe hinter der Tonsilbe stand, ob er ursprünglich lang gesprochen wurde, wie in machōnt, fallōndi, deganā oder eine Kürze war, wie in den übrigen Beispielen.

Die verschwimmende Gleichgültigkeit des Lautes konnte es herbeiführen, daß sich die Sprache seiner ganz entäußerte. Dies geschah nach einem deutlich erkennbaren Princip, dessen Anwendung auf den einzelnen Fall aber durch die Vielgestaltigkeit der hiebei in Betracht kommenden Momente kaum übersehbar, hier jedenfalls nicht darstellbar ist. Das Princip heißt: der consonantische Bestandtheil der Silben, in denen ein solches e stehen oder, was uns hier beschäftigt, ausgeworfen werden könnte, wenn es einstmals hier gestanden hat, muß immer erhalten oder darf höchstens nur insoweit euphonischen Modificationen unterworfen werden, als sein eigentliches Gefüge dadurch dem Sprachgefühl nicht zerstört wird. Dies würde geschehen, wenn das Zusammenrücken von mehreren Silben, die Folge der Ausstoßung ihres Schattenvocals, Consonantenverbindungen hervorbrächte, die dem oder einem bestimmten deutschen Organe unerträglich sind. Nur da, wo sie ihm zusagen,

kann jenes e ganz schwinden, also wie es das Mittelhochdeutsche mit seinem gewöhnlichen feinen Tacte als Regel beobachtet, nach r und l, weil diese beiden „flüssigen" d. h. am meisten mit relativ selbständigem Klange begabten Consonanten sich am leichtesten mit andern verbanden. Aus dem Althochdeutschen farandi oder mit dem e farende konnte so ein farnde werden, nicht aber aus betônde ein betnde, sondern nur ein betende. — Daß die Sprache noch feiner unterschied und die Abstoßung dieses e auch noch davon abhängig machte, ob die betonte Silbe mit einem einfachen Consonant geschlossen war und eine reine vocalische Kürze enthielt, oder ob ihre Tonstärke durch den Widerstand, welchen die Häufung mehrerer Consonanten am Ende seinem Verhallen entgegensetzte, oder, wie wahrscheinlicher, wegen der unwillkürlich durch eine solche Häufung consonantischer Laute erzeugten größeren Emphase, die die Aussprache dieser Tonsilbe erhöht, oder endlich durch eine in ihr enthaltene vocalische Länge, wozu in diesem Sinne auch die Doppellaute zu rechnen sind, an Schwere und Breite relativ zunahm, ist eine Besonderheit des Mittelhochdeutschen, die weniger auf die lebendige Sprache der späteren Zeit als auf ihre Schrift gewirkt hat. Aber aus ihr erklärt es sich, daß das mittelhochdeutsche fielen nicht fieln, fallen nicht faln u. s. w. geben konnte und daß auch in der späteren Sprache, so weit sie von der Schrift beherrscht ist, Ausstoßungen des e an dieser Stelle nicht statthaft befunden wurden, obgleich die lebendige Sprache unter dem Einfluß der meisten, besonders oberdeutschen nach möglichster Concentration der Wortformen strebenden Mundarten von diesem Grundsatz auch am Ende des Mittelalters so häufig oder noch häufiger wie jetzt, abgewichen sein muß wie wir es aus den bald zahlreicher, bald spärlicher in ihre schriftlichen Denkmäler gelegentlich und regellos

eingedrungenen syncopirten und apocopirten Formen entnehmen, auf die wir schon oben hinwiesen. Wie überall, so ist auch hier in diesem einzelnen Fall der mittelhochdeutsche Sprachcanon die ideelle Norm des späteren, doch in der Wirklichkeit, in neue Bildungen umgeformt, die nur da, wo die äußerliche Tradition der Schrift das Alte festhielt, nicht durchgedrungen scheinen, überall aber ohne wirkliche Allgemeingültigkeit gleichsam nur als Ausdruck der jedesmaligen zufälligen Individualität oder der zufälligen Laune des Schreibers auftreten.

Dieser durchgreifenden Abtödtung aller tonlosen Vocale hat die Sprache aber doch auch da, wo sie sie am vollständigsten anerkannte, eine Schranke entgegengestellt. Sie zu begreifen führt in das innerste Walten des deutschen Sprachgenius hinein. Gewisse, außerhalb oder nach der Tonsilbe stehenden Silben haben ihre ursprünglichen wirklichen Vocale entweder in ihrer ursprünglichen Reinheit oder doch in einer Modification, bei der sie noch immer wirkliche Vocale sind, lange, meist bis über das Mittelhochdeutsche hinaus, bewahrt.

Aus dem Althochdeutschen kindilîn, silubarling, samanunga, finstarnissi ist kein mittelhochdeutsches und späteres kindelen oder kindeln, silberleng, samenenge, vinsternesse, geworden, sondern kindelîn, später mit derselben Spaltung des î in ei wie in der Tonsilbe — ein, silberling, samenunge, vinsternisse und so noch in vielen andern Fällen, wo die Regel ein e oder eine völlige Ausstoßung des Vocals verlangte. Der Vocal selbst kann damit nichts zu schaffen haben, denn die i, die î, die u, werden sonst wie alle anderen behandelt, d. h. wo sie nach dem Gesetz es sollen, in e verwandelt oder ausgestoßen. Betrachtet man die Function der Silben, in denen diese Abweichung stattfindet, so ergiebt sich, daß sie mit einer einzigen, später zu erwägenden Ausnahme, Ableitungssilben von stark

empfundener, der Sprache vorzugsweise lebendig gebliebener Kraft sind. Es ist also etwas vom Laute ganz Unabhängiges, das ihnen den Vocal erhalten hat und insofern ein Seitenstück zu der an sich gleichfalls nur durch freie That des deutschen Sprachgeistes, aber nicht durch natürliche Nöthigung geschehenen Concentration des Accents auf der Bedeutungssilbe und in Folge davon des ganzen vocalischen Lebens. Hier in dem Conflicte zweier so ganz heterogener Principien darf es nicht verwundern, häufig auf scheinbares Schwanken und Inconsequenz, häufig aber auch auf wirkliche — wenigstens für unsere Einsicht—zu stoßen: so wenn das Mittelhochdeutsche die adjective Ableitungsendung în zur Bezeichnung der stofflichen Beschaffenheit eines Gegenstandes, ird-în von erde, guldîn von gold, noch in der alten Lautstärke des Vocals erhält, die spätere Sprache aber, wo sie irgend in ihrer Schreibung sich dem Leben und nicht weit entlegenen Mustern anschließt, gulden, erden daraus macht Es läßt sich wahrnehmen, daß Hand in Hand mit jener Abschwächung zugleich auch eine Abnahme ihrer lebendigen Verwendung eintrat. Sie ist für die spätere Sprache nicht mehr in ihrer selbständigen Function fühlbar und es werden nur noch sehr vereinzelt neue Bildungen nach dem Muster der alten damit versucht, die aber auch keine rechte Dauer gewinnen können. Daß hierin die Ursache für den Verfall des Lautes zu suchen ist, scheint im Zusammenhang mit dem oben Ausgeführten unzweifelhaft. Umgekehrt hatte das Mittelhochdeutsche es zwar nicht durchgesetzt, aber sichtlich darnach gestrebt zwei adjective Ableitungssilben von uralt verbreitetster Anwendung — ag und îg in althochdeutscher Fassung — beide Herkunft von oder Zugehörigkeit zu dem Gegenstand, den der Stamm nennt, bezeichnend, die erste aber zugleich die innere oder äußere Steigerung seiner Bedeutung, in der Form

mit einander auszugleichen und beiden das lautlich allein berechtigte eg — nach mitteldeutschem Auslautgesetz ec — zu geben. Auf diese Art sind einag und einig, das erste „vereinzelt" das andere „irgend einmal vorhanden" ausdrückend, in der Form einec zusammengefallen, andere wie nōtag und das althochdeutsch nicht nachzuweisende, aber für das Mittelhochdeutsche vorauszusetzende nōtig durch den Umlaut, also wieder nur in der Hauptbedeutungssilbe, welche doch an sich für die Ableitung gleichgültig ist, als nōtec und noetec wie muotec und hōchmüetec geschieden. Die spätere Sprache aber greift zu einem zwar gleichförmigen, aber doch wieder mit lebendigem Vocal versehenen ig, weil ihr vor allen andern diese Ableitung handlich und im häufigsten Gebrauche blieb. Daß sich dabei jener einstige feine Unterschied der Bedeutung zwischen ag und ig wenigstens insoweit verwischte, als sie ihre Neubildungen mit ihrem ig vollzog, ist begreiflich.

Die Erhaltung des Vocals in solchen von dem Sprachgefühl aus der Gewalt des Naturgesetzes gerissenen Fällen bringt von selbst auch eine verhältnißmäßig günstigere Behandlung des Nebentons mit sich. Daß das in oder ein, oder das ung, ing, insbesondere das ig, keinen wirklichen „Tiefton", der sich in gewisser Selbständigkeit neben den Hoch- oder Hauptton stellen kann, beanspruchen dürfen, ist wenigstens für die Sprache am Ende des 15. Jahrhunderts entschieden; — ob es im Mittelhochdeutschen noch in solchen Fällen einen wirklichen Tiefton gab, wollen wir hier nicht erörtern. Es ist also später nur ein Nebenton und zwar ein relativ schwacher, aber doch noch immer etwas ganz Anderes als die absolute Tonlosigkeit, welche andere, ihrem vocalischen Gewicht nach ebenso starke oder noch überlegene Silben zeigen, denen das Vorrecht der empfundenen Function nicht beistand, z. B. wenn aus samanōnti

ein samende (für samenende), aus murmulôtun ein murmelten werden mußte. Dieser Nebenton characterisirt sich deutlich als allein aus dem Inhalt und nicht aus dem Laute entsprungen auch daran, daß er nicht nach dem Naturgesetz der deutschen Betonungsweise, dem stufenweisen Ausklingen, sondern sprungweise einsetzt, wie alle die oben angeführten Beispiele zeigen, worin immer je eine Silbe mit dem Tone ganz übersprungen ist: kíndelîn, sílberlîng u. s. w.

Im Gegensatz zu den absterbenden Vocalen der unbetonten Worttheile betrachten wir die noch lebendigen. Die, wie schon erwähnt, unendlich reiche Geschichte jener gehört doch nicht hierher, weil sie am Ende des Mittelalters schon so weit abgeschlossen war, daß nur gleichsam zufällig und immer nur localbeschränkt einiges davon hereinspielt, z. B. das in allen mitteldeutschen, zeitweise auch in vielen oberdeutschen Schriftdenkmälern vom 10—15. Jahrhundert außerordentlich stark vertretene i für das farblose e. Dies i ersetzt eben darum alle „organischen" d. h. sprachgeschichtlich berechtigten Vocale, wie es z. B. in den dem 11—12. Jahrhundert angehörigen zufällig herausgegriffenen Beispielen, in vorchti, minni für a, in gotis, sunis für e, in helli vili für u oder o steht, oder wie noch um 1500 und später habin, lebin, gotis, sunis u. s. w. in diesem oder jenem Sprachdenkmal entweder durchgängig oder, wie es gewöhnlich ist, neben den im vollsten Sinne sprachgemäßen Formen haben, leben, gotes, sunes begegnen, oder wenn andere Mundarten, freilich in viel beschränkterem Umfang, ein a für das geforderte e in die von ihnen gefärbten Sprachdenkmäler bringen — natürlich weil sie es selbst, wie es für alle andern gleichwerthigen Ersatzmittel gilt, im Leben gebrauchten — wenn haban für haben, lichaman für lichamen, werchan für werchen und wagana für wagano, mah-

tigan für mahtigun, oder noch vereinzelter auch das o ähnlich sich als lebhafte Färbung vordrängt. —

Die einfachste und insofern begreiflichste Wirkung der allmählich vorschreitenden Concentration des Accents zeigt sich an der veränderten Quantität der Stamm oder Bedeutungssilben der späteren Sprache im Vergleich mit älteren Durchschnitten. Um 1500 ist im Ganzen das System durchgesetzt, das von da ab in der hochdeutschen Schriftsprache oder in der lebenden Sprache, so weit sie in unmittelbarer Fühlung mit der Schriftsprache steht, sich erhalten hat. Seine ersten Ansätze reichen in die älteste Zeit unserer Sprachurkunden. Es keimt an vereinzelten Orten, wächst anfangs langsamer, scheint periodisch seine Kraft verloren zu haben, aber um dann nur desto rascher und energischer die ganze Breite der Sprache auszufüllen.

In seinen Aeußerungen ist es doppelgestaltig, die treibende Ursache aber läßt sich leicht als einheitlich erkennen. Einmal nämlich schafft es eine Menge neuer Längen an der Stelle älterer Kürzen, das andere Mal erhält es die Kürze, indem es den consonantischen Schluß der Silbe verstärkt. Daß die eine wie die andere Procedur denselben Zweck erfüllt, die Tonkraft oder Tonfähigkeit der Bedeutungssilbe zu erhöhen, ist schon bei anderer Veranlassung bemerkt. Ob das eine oder das andere Mittel im einzelnen Falle gewählt wurde, hängt einmal von dem der ganzen Sprache gemeinsamen Lautgefühl, dann aber auch von allen möglichen individualisirenden Einflüssen der Mundart, der Zeit, der Tradition, oft der bloßen Mode ab, die freilich zunächst nur die Schrift angeht, aber von ihr aus in einer Zeit, in welcher viel geschrieben und gelesen wurde, auch nicht ohne Einwirkung auf die lebende Sprache bleiben konnte.

Daß gewisse Consonantenschärfungen dem deutschen Organ

im Allgemeinen vorzugsweise genehm waren, andere ihm weniger oder gar nicht zusagten, versteht sich von selbst. Zu den ersten gehören die meisten sog. harten Spiranten oder Reibelaute, f. ch. die harten stummen Consonanten p. k. t. und von den flüßigen l und die Nasalen m und n. Schon die ältere Sprache, das Althochdeutsch in seiner letzten Phase hatte hier der späteren Zeit das Meiste vorweg genommen. Unzählige Doppelconsonanten hat es erzeugt, ff, hh, d. h. doppeltes ch, das selbst als ein Doppelzeichen nicht wohl zweimal geschrieben werden konnte und wofür die unbehilfliche Schreibart hch bald aufgegeben ist, pp, kk (ck gewöhnlich geschrieben und von da in der deutschen Schrift meist so fortgeführt), tt, ll, mm, nn, sind genau durch dieselbe treibende Kraft erzeugt, die dann in der Sprache erloschen scheint, aber auch nur scheint, weil sie später doch wieder ihre nie versiegende Lebenskraft bethätigt. Daß die althochdeutschen Doppelconsonanten fast durchweg noch einen andern später nicht wirksamen Factor haben, ein j. die weiche Gutturalspirans, die von der Sprache im größten Maßstab hinter den Consonanten vertilgt wurde, ist wahr. Aber nicht eine Angleichung des j an den vorhergehenden einfachen Consonanten hat diese althochdeutschen Doppelungen erzeugt, sie sind nur neu entstanden, weil die früher bestandene, jetzt durch den geschehenen oder drohenden Untergang des j hinfällig gewordene Consonantenhäufung als Stütze des Hochtons wiederhergestellt werden sollte. Die späteren Doppelungen haben niemals diese äußere Anlehnung, man kann sie kaum Veranlassung nennen. In ihnen tritt die treibende Ursache völlig unverhüllt heraus und ebendeshalb konnten sie nur da sich einfinden, wo noch Raum für sie war, wo das Althochdeutsche nicht schon die Doppelung vorweg genommen hatte und wo die Natur des Consonanten dem deutschen Organ eine solche Doppe-

lung am nächsten legte. Die Laute t und m waren deshalb die begünstigten und es sind in Formen, wie gott, ritten, vetter, himmel, kommen oder kummen, vernommen und dergl. sehr viele, aber weder in fester Consequenz durch alle Mundarten, noch selbst in den Formen desselben Wortes durchgedrungen. So steht neben vetter das Etymon vater gewöhnlich mit einfachem t, aber auch in gevatter gewöhnlich verdoppelt, neben vernommen vernemen, und überall sind die alten ohne Verdoppelung wie im Mittelhochdeutsch geschriebenen Formen einzeln, sei es als bloße Schreibgewohnheit, sei es nach der individuellen Aussprache, wenn auch in immer abnehmender Minderzahl, bis zum Schlusse des Mittelalters und oft noch länger erhalten.

Die Verlängerung des betonten Vocals hat nicht nur in die Quantität, sondern auch in vieler Art in die Qualität desselben eingegriffen, was doch nur sehr bedingt durch die parallel damit gehende Verschärfung mittelst der neugeschaffenen Doppelconsonanten geschehen ist. An sich schon verändert sich die Qualität jedes Vocals etwas, je nachdem er als Länge oder als Kürze gesprochen wird. Aber außer dieser einen durchgreifenden und für alle gültigen Veränderung sind noch andere mehr in die Sinne fallende zu verzeichnen. Die Sprache hat eine Anzahl neuer Diphthongen herausgebildet, dafür wieder andere des Mittelhochdeutschen zu einfachen Vocalen herabgesetzt, das Eine wie das Andere durch die Eigenthümlichkeit ihrer Betonung. Für das ältere î und û erscheint ei und au für iu eu, um die gewöhnlichste und begrifflich richtigste Schreibung zu setzen. Die locale und zeitliche Verbreitung dieser neuen Laute läßt sich verfolgen: sie leben schon in der mittelhochdeutschen, ja noch vorher in den südöstlichen, oberdeutschen Volksmundarten und greifen von hier aus später um so kräf-

tiger in die Schriftsprache, je lebhafter dort auch in der noch mittelhochdeutschen Periode die literarische Thätigkeit war. Daß sie auch in die kaiserliche Kanzlei sehr früh, schon im Anfang des 15. Jahrhunderts, Eingang fanden und dadurch vermehrte Verbreitung an allen den Orten, die von ihrem Schreibegebrauch berührt wurden, trug auch zu ihrer Popularisirung in der Schrift bei. Selbst nach Mitteldeutschland drangen sie und zwar auf einem ganz bestimmt nachweisbaren Wege, von Südosten und Süden her vor. Da, wo die Volksmundart diese Diphthongen selbst noch nicht kannte, wie im alemannischen Südwesten, in den meisten rheinfränkischen und andern mitteldeutschen, fränkischen und nichtfränkischen Mundarten, hat auch die Schriftsprache sich viel zäher dagegen gewehrt, als da, wo sie landesüblich waren und wo ihrer Aufnahme in die Schrift nur die immer mehr verhallende mittelhochdeutsche Tradition entgegenstand. Doch kann man für das Jahr 1500 etwa sie überall im lebhaftesten, wenn auch scheinbar regellosen Vordringen sehen und unzweifelhaft ging eine Lautbewegung nach derselben Richtung hin auch in der lebenden Sprache vor sich. Denn es war in ihnen doch nichts Zufälliges oder Particuläres, nichts was nur durch Zufall sich über seine berechtigten Grenzen verbreitete. Es war der natürliche Instinct des Sprachgefühls, der gerade die beiden entgegengesetzten Enden der vocalischen Tonleiter ī und ū durch den massiveren und breiteren Einsatz des Tones in Doppellaute zerfällte, wie es dem deutschen Organ gemäß war. Die mittleren Stufen ā ē ō werden davon nicht oder doch nur in den Mundarten ohne durchgreifende Consequenz berührt. Die neuen Laute schlossen sich äußerlich an die alten vorhandenen Diphthonge ei und ou, oder wie diese schon vor dem Umsichgreifen der neuen in derselben Mundart geschrieben wurden

ai und au, ohne doch im Laute ganz mit ihnen zusammenzufallen, während da, wo sie mit Hilfe der Schrift neu sich einführten, auch ihr Laut mit jenen älteren, gleich bezeichneten, zusammengeworfen wurde. Das ältere īn und ein, tūbe und toube, in der Bedeutung so weit von einander abstehend wie im Klange, wurden für das Auge und das davon abhängige Ohr in ein und taube vereinigt. Ein für das unserem Organ überhaupt unverständliche in, von dem nur so viel feststeht, daß die gebildete mittelhochdeutsche Aussprache hier wie bei jedem Diphthong beide Laute hören und nicht etwa einen sie vereinigenden Mischlaut, ein ü, eintreten ließ, war das natürliche Correlat zu au für ū. Sobald und wo dies durchdringt, ist auch das eu in seinen wechselnden Schreibungen als äu, eu ꝛc. da; wo au nicht vorhanden war, hat die Sprache nicht den alten, für sie überhaupt verklungenen Laut, sondern einen Mischlaut ü, oder eine einfache Länge ū, je nach dem natürlichen Zuge der Mundart nach dem einen oder dem andern.

Die aus mittelhochdeutschen Diphthongen zusammengedrückten Längen sind ī für ie, ū und ü für uo und üe. Auch hier hat die Mundart und Tradition dem herrschenden Zuge der lebenden Sprache sich mehr oder minder widersetzt, aber auch hier zwar die reinliche Consequenz, nicht aber das ruckweise Vordringen aufhalten können. Daß hier die südöstlichen Mundarten mit ihrem weitgreifenden Einfluß auf die Schrift von selbst so ziemlich Hand in Hand mit allen mitteldeutschen gingen, in denen gerade diese hochdeutschen Diphthonge ein schwaches Leben führten oder gar nicht vorhanden waren, gab der Verbreitung der neuen Laute einen großen Vorschub und im allgemeinen sind sie um 1500 viel weiter und durchgreifender durchgedrungen als die neuen Diphthonge ei und au.

Nur der Westen und Südwesten ging auch hier seinen eigenen Weg; hier ist die diphthongische Natur des ie nicht bloß in der Schrift als Tradition erhalten, wie ja auch in mitteldeutschen Schriften dieser Zeit manches ie nach mittelhochdeutscher Weise geschrieben wurde, was die Aussprache als ī gab. Hier wo dieser Diphthong sich noch viel später, bis auf heute behauptet hat, beherrscht er deshalb die Schrift beinahe noch nach mittelhochdeutschem System. Gleiches gilt von dem uo, oder ue, des ou schwächerem Vertreter, und auch, jedoch nicht in demselben Umfange, von dem daraus hervorgegangenen üe. Im Südwesten ist es noch allgemein gültig, während es anderwärts, wo es die lebende Sprache nicht kannte, auch von der Schrift immer mehr ausgemerzt wird.

Jene neuen einfachen Längen erfüllten ihre Bestimmung das verstärkte Tongewicht zu tragen, offenbar viel besser als diese alten Diphthonge. In diesen überwog von jeher der erste Lautbestandtheil den zweiten so entschieden, daß der erste als das eigentlich lebendige und in Folge davon auch für den Accent allein recht befähigte Element erscheint, der zweite nur als ein mehr oder minder starker und tonloser Nachhall. Zu einem Laute concentrirt, konnte sich der Ton breit und voll darüber hinlagern, ohne zu verhallen, und das war es, was die Sprache wollte.

Wie sehr das Massengewicht der einzelnen deutschen Worte und damit der Sprache im Ganzen durch die Erzeugung so vieler geschärfter und verlängerter Silben verändert wurde, liegt zu Tage. Wie jetzt tägen und lägen, wēren und ēren, spielen und fielen (beide mit ī gesprochen), wōnen und lōnen, flüge und büge, stammen und hammer, kette und bette, sitte und bitter denselben Umfang und dasselbe metrische Gewicht in der Sprache erhielten, so war nicht bloß für die Reime der

Versknnst etwas durchgreifend Neues eingeführt, wo früher ein tagen mit seiner kurzen, scharf betonten ersten und seiner deshalb kaum hörbaren zweiten nimmermehr mit dem wirklichen Trochäus lagen gleiche Reime, wollen wir sie herkömmlich weibliche nennen, hätte bilden können. Weit darüber hinaus hat die Sprache selbst eine andere Physiognomie dadurch angenommen. Sie ist um so viel schwerfälliger, breitspuriger geworden, als solche neue völlig zweisilbige Worte an der Stelle der alten, ihnen gegenüber fast als einsilbig zu rechnenden, sich durchsetzten. Daraus erklärt sich aber auch, warum jetzt jene Menge von Ausstoßungen der Vocale erfolgten in allen unbetonten mit dem farblosen e einst gefüllten Silben, was wir schon oben als characteristisch für diese Zeit berührten. Nicht nur im Einklang mit dem berechtigten ästhetischen Gefühl hat dadurch doch im Großen und Ganzen die Sprache ihre Wörter äußerlich, an Silbenzahl, nicht vergrößert. Wollte man die Zahl der Silben zusammenrechnen, so würde die auf den beiden geschilderten Wegen erzielte Vermehrung und Verminderung sich ungefähr gleich bleiben. Aber der Eindruck größerer Schwere oder Schwerfälligkeit ist davon begreiflich nicht abhängig, er fließt aus den unverhältnißmäßig an Zahl und auch in etwas an Tonfülle gewachsenen Längen, aus den starken consonantischen Häufungen, theils durch die neuen Doppelungen, theils durch die Vocalausstoßung im großen Maßstab, und diesen Eindruck wird die spätere Sprache im Vergleich zu dem Mittelhochdeutschen auch dann machen dürfen, wenn man seine innere Begründung oder Berechtigung begreift.

Andere Mächte des deutschen Vocalismus hat diese spätere Sprache schon als ganz oder fast ganz fertig abgeschlossen in ihren Wirkungen von der Vorzeit her überkommen und brauchte also darin ihre Schöpferkraft nicht zu bethätigen.

So den Umlaut, eine für das frühere Sprachleben so unendlich ergiebige Quelle von Umgestaltungen in den betonten Vocalen. In ihm zeigt sich das schon genügend dargelegte Princip oder die Seele aller dieser Vorgänge mit anschaulichster Deutlichkeit, wenn auch nicht überall in ausreichender urkundlicher Beglaubigung durch die Schrift. Wir haben uns gewöhnt, den Namen Umlaut in der beschränkten Verwendung zu gebrauchen, in welcher er nur das Hereinspielen eines in den unbetonten Worttheilen stehenden I-Lautes in den Vocal der Tonsilbe und dessen dadurch bewirkte Modification bedeutet. An sich könnte man den Begriff viel weiter dehnen und alle aus gleicher Ursache entstandenen Vocalveränderungen darunter fassen. Doch bleiben wir hier bei der beschränkten Fassung, die von der Terminologie der Grammatik anerkannt ist. Das Einspielen eines I-Lautes, desjenigen der unter allen der schärfste an Klang ist, der den stärksten Eigenton hat, ist schon in den frühesten Zeugnissen des Althochdeutschen zu bemerken. Beschränkt es sich hier zuerst nur auf das a, und ergreift es auch dieses nur allmählich, so ist es dabei doch nicht stehen geblieben. Das Mittelhochdeutsch um 1200 kennt diesen Umlaut, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, ganz in dem Umfange, den er von da ab in der Sprache überhaupt behalten hat. Daß die Mundarten sich sehr verschieden dazu stellten, ist natürlich. Es haben sich namentlich die mittleren, in denen alle Lebensvorgänge des Vocalismus sich so viel langsamer und stumpfer vollzogen, sehr lange seiner vollständigen Durchführung entgegengestellt und sind ihm nur ruckweise, ganz so wie den neuen Diphthongen verfallen. Aber um 1500 war es wenigstens für die mitteldeutsche Schriftsprache entschieden, daß sie auch hierin dem Zuge des gemeinsam deutschen Lautgefühls folgen mußte und von der Schriftsprache aus, aber keineswegs

etwa durch die Schriftsprache allein, war auch die Brücke zu der lebenden Sprache bis in die innersten Winkel des eigentlichen Volksmundes geschlagen, die früher oder später, in jedem Falle aber irgend einmal betreten wurde. Begreiflich spiegelt, sich die Vielgestaltigkeit des Umlautes in der Sprache der Zeit dieser Kampf zwischen den ummgelauteten und umgelauteten Vocalen in einer Buntscheckigkeit und Unschönheit der Schrift die hier, wo nicht einmal die sichere Tradition der früheren Zeit einigermaßen Halt gab, wahrhaft verwirrend ist, aber doch die Erkenntniß des innersten Wesens der Erscheinung nicht verdunkeln kann.

Wie die Ursache so ist auch die Wirkung des Umlauts völlig durchsichtig. An Stelle der eigentlichen Grundvocale A und U, oder ihrer Verlängerung und ihrer diphthongischen Combinationen, treten im Eigenton erhöhte Zwischen- und Mischlaute, die man eben deshalb nicht bloß von Seite des natürlichen Schönheitsgefühls der Sprache Trübungen nennen kann. Diejenigen Laute, welche selbst schon Abweichungen von diesen Grundlauten sind, also e und o, sind im Deutschen zu aller Zeit verschieden behandelt: auf e hat das i der Endungen keinen Einfluß, o dagegen wird von ihm noch weiter getrübt. Das natürliche System der auf solche Art entstandenen Umlaute würde sich für die Sprache um 1500 am rationellsten so geschrieben darstellen: Umlaut des a u. ā : e u. ā̈ (ae), des o u. ō : ö u. ō̈ (oe), des u und ū ü u. ṻ (ue), des au : äü oder eü. Kommen auch diese Zeichen nirgends in einiger Consequenz vor, so geht doch das Gewirre der vorhandenen auf sie zurück und in ihnen auf und daraus ergiebt sich, daß die Sprache bereits an der Grenze des ganzen Vorgangs angelangt war. Wirklich neue Umlaute konnte sie nicht schaffen, da sie niemals das e mit hereingezogen, sondern es wie das i selbst und wahrschein-

lich aus demselben Grunde, weil es lautlich dem den Umlaut bewirkenden Factor so nahe stand, immer unberührt gelassen hatte. Außer den einmal gegebenen noch neue Zwischentöne zu schaffen, wäre wohl möglich gewesen, denn ihr Bereich ist, wenn man alle Subtilitäten des Lautes gelten lassen will, ein grenzenloser. Die Mundarten und das individuelle Organ mochten es auch damals thun, wie sie es zu jeder Zeit gethan haben: die durch die Schrift fixirte Sprache nahm aber eben deshalb auch damals, wo sie der Mundart so viel mehr als in andern Perioden nachgab, nur insoweit darauf Rücksicht, daß sich ein Theil, aber nicht die Gesammtheit jener abweichenden und eigenartigen Bezeichnungen in den einzelnen Denkmälern daraus erklärt.

Eine innerliche Erweiterung des Umlautes konnte die Sprache in einer Zeit nicht mehr vornehmen, die das Gefühl für das Leben oder die Kraft der unbetonten Vocale schon so lange und so gänzlich verloren hatte. Noch im Uebergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen und im Mittelhochdeutschen selbst konnte aus mahte ein mehte (der Umlaut des a wird gewöhnlich durch e bezeichnet) aus ture ein türe, aus dorfer ein dörfer werden, weil der Ersatz für das i, das ursprünglich in den Endsilben gestanden, noch als lebendiger Vocal gefühlt wurde. Er wurde aber in demselben Maße leblos und sank zu dem leeren e herab, als er alles, was er selbst noch von Leben besaß, in den Vocal der Tonsilbe verlegte, diesen eben umlautete. Sobald der Umlaut hier wirklich vollendet, der ganze Inhalt des Vocals der Endung dazu verbraucht war, sank dieser selbst zu jenem bloßen vocalischen Ersatzlaute oder Vocalsymbol herab, das er von da an wenigstens in der Schriftsprache geblieben ist.

Nur insofern konnte also die spätere Sprache den Umlaut

noch über das Maß der früheren erweitern, als sie entweder nach richtiger oder eingebildeter Analogie gerade so verfuhr wie jene. Wenn sie z. B. in ihren neugebildeten mit ig abgeleiteten Adjectiven den umlautfähigen Vocal oder Diphthong der Stammsilbe umlautete, von harz herzig, von widerstand widerstendig, von stoss stössig, von bruch brüchig ableitete, that sie im Wesen nichts Neues. Ebenso wenn sie in einer Menge von Pluralformeln, wo die ältere Sprache noch unumgelautete Formen brauchte, umgelautete eindringen ließ und für nagele nägel, für hamere hämmer, für bonme bäume, für frosche frösche, u. s. w. überwiegend durchführte, oder wenn sie in den Verbalformen des Präteritums immer allgemeiner für hörte von hoeren, nobte von ueben, hörte, übte setzte.

Noch weniger wie im Umlaut konnte die spätere Sprache Neues schaffen in einer andern Art von Wandelung der hochbetonten Vocale, für welche der Kunstausdruck „Brechung" nicht sehr glücklich durch J. Grimm in die deutsche Grammatik eingeführt ist. Auch hier war ihr alles von der Vergangenheit vorweg genommen. In einer vorgeschichtlichen Periode unserer Sprache war das deutsche Vocalsystem wie zu jeder Zeit der gestaltungsreichste Theil des deutschen Lautvorrathes, in der entschiedensten Richtung, die gleichfalls wieder aus noch früheren Umbildungsprocessen gewonnenen a und e der Stammsilben in die eigentlichen Grundtöne i und u umzugestalten, in denen gleichsam diese ganze Bewegung ihren natürlichen Abschluß fand, während sie in e und o auf halbem Wege stehen blieb. Die gothische Sprache ist energisch ans Ziel gelangt: sie hat das vorgeschichtliche a in ihrem niman und numan nicht als e und o stehen lassen, sondern bis zu i und u vorgeschoben. Keine der andern deutschen Sprachen hat darin mit ihr Schritt gehalten, aber jede hat versucht dasselbe Ziel zu erreichen, d. h.

die e und o, die aus einem vorgeschichtlichen a entstanden waren, zu i und u zu machen. Es ist ihnen mißlungen, weil in Folge des Rückwirkens der in den unbetonten oder weniger betonten Silben stehenden a eine Beeinflussung des Vocals der Stammsilbe stattfand, die von selbst nach dem e oder o hinwies, es also, wo es schon vorhanden war, um so mehr erhielt. Wenn das e in dem vorauszusetzenden neman für noch älteres naman, das o in der gleichen Form überall ein i oder u hätte werden sollen, was es im Gothischen geworden ist, so hätte an zweiter Stelle kein a, das dem e und o lautlich so nahe steht, sondern ein i oder u, die so fern ab von ihm liegen, stehen müssen. So begreift es sich, daß aus einem gothisches stigan kein althochdeutsches stegan werden konnte, weil das i hier nicht aus einem älteren a, wie in niman, neman entstanden, sondern von Uranfang her, wurzelhaft, mit der Bildung des Begriffes verwachsen, vorhanden war. Ebenso hätte freilich auch ein gothisches bugan, für welches dasselbe gilt, weil das u gleichfalls wurzelecht ist, kein althochdeutsches bogan geben sollen. Hier aber hat der geringere Eigenton, der dem u ganz abgesehen von aller Wortbetonung im Verhältniß zu i mit seinem höchsten Eigenton unter allen Vocalen zukommt, dem Einfluß des a, oder richtiger dem von dem allgemeinen Zuge der Sprache gebotenen Streben die lebhaftere Vocalfärbung außerhalb der Wortaccentsilbe zu vernichten und sie allein in diese zu verlegen, nicht widerstanden. Es ist dies u in allen Fällen, wo ein a darauf folgt, nach dem mit etwas höherem Eigenton versehenen o ausgewichen, und noman und bogan gleichen einander im Laute, wenn auch ihre u eine ganz verschiedene Geschichte haben.

Dieser ganze, in seinen Einzelheiten viel verschlungene, immer aber aus dem eben festgestellten Gesichtspunkte durch-

sichtige Lautwandel war schon so gut wie abgeschlossen, als die althochdeutschen Laute zuerst geschrieben wurden. Er steht von da ab gleichsam als ein Theil des festen Knochengerüstes der Sprache und bedarf keiner neuen schöpferischen Thaten, weil er alle, die in dem Bereich seiner Kraft liegen, schon lange vollbracht hat. —

Viertes Capitel.

Der hochdeutsche Consonantenlaut.

Im Vergleich mit dem bisher skizzirten Leben und Wogen der Vocale hat das Deutsche, wie schon bemerkt, zu jeder Zeit seine Consonanten eine bescheidenere Rolle spielen lassen. Doch gab es auch hier Zeiten, wo ein kräftiger Pulsschlag vernehmbar wird und selbst im Ausgange des Mittelalters zeigt die Sprache, daß sie auch ihre zäheren und trockeneren Bestandtheile noch immer nicht als ganz vertrocknete oder verknöcherte gelten zu lassen gesonnen war. Auch das Consonantensystem hat sich, verglichen mit dem mittelhochdeutschen Durchschnitt bis dahin im Einzelnen nicht unerheblich verändert, wenn gleich die Grundzüge seines Typus viel fester stehen oder leichter zu erkennen sind, als die des Vocalismus. Auch hier ist nicht bloß das Alte zerstört, sondern Neues geschaffen oder im Werden.

Daß es zum großen Theil noch im Werden ist, könnte schon die Schrift zeigen. Sie ringt mit derselben Anstrengung, wie bei der Wiedergabe der Vocale, darnach, die Weisungen der Tradition mit den Anforderungen der Wirklichkeit auszugleichen. Sie will das Individuelle der Mundart und zugleich das Allgemeingültige ausdrücken und geräth dabei hier in

dasselbe Schwanken, dieselbe verwirrende Subjectivität wie im Vocalismus. Für das Auge ist daher die Vielgestaltigkeit dort eben so groß wie hier.

Bei den Vocalen ist es möglich geworden, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf ein großes Gesetz oder eine treibende Kraft zurückzuführen, die von Anfang an in unserer Sprache thätig, je nach Zeit und Ort, nach den innern und äußeren das Sprachleben bedingenden Momenten, die verschiedensten Wirkungen hervorbringen konnte und auch der Sprache des spätern Mittelalters eine von der des Mittelhochdeutschen oder Althochdeutschen so abweichende Physiognomie gegeben hat. Für die Consonanten sehen wir uns vergeblich nach einer ähnlichen alles beherrschenden Macht um, wie es der deutsche Wortton war. Weil der consonantische einzelne Laut als solcher verhältnißmäßig stärker individualisirt oder mehr von allen andern, auch den näher und nächst verwandten isolirt sein muß, lassen sich höchstens nur bei einzelnen Gruppen allgemeinere Triebkräfte erkennen, die zugleich etwas specifisch Deutsches und in der Anwendung auf die verschiedenen Perioden des deutschen Sprachlebens etwas specifisch Althochdeutsches, Mittelhochdeutsches u. s. w. haben. Häufig gehen die Veränderungen unter dem Drucke der allgemeingültigen Naturgesetze der Sprachbildung vor sich und dann haben sie nicht in ihrem Wesen, sondern nur in ihrer eigenthümlichen Ausdehnung oder Beschränkung etwas specifisch Deutsches oder noch enger, etwas für eine bestimmte Sprachperiode Characteristisches: so die Abschwächung des auslautenden m in das leichter zu articulirende n. die Vereinfachung schwer auszusprechender Anlaute, hl, hn, hw, wr, wl in bloßes l, r, n, w, u. s. w. Aber noch häufiger erklären sich diese consonantischen Lautvorgänge nicht so einfach: das Meiste, alles was in die sog. Lautverschiebung

gehört, die wir bald berühren werden, läßt sich nicht auf diesem Wege verstehen. Daß auch hier natürlich erklärbare Vorgänge stattgefunden haben, versteht sich von selbst, auch da, wo sie für uns noch ganz oder halbdunkel sind. Aber der Anstoß dazu und insofern das, was die wirkliche letzte Erklärung giebt, ist nicht aus den gewöhnlichen Grundsätzen der Physiologie der Laute zu entnehmen. Es bleibt hier nur ein Ausweg über, der soviel ist wie ein Bekenntniß unserer Unwissenheit. Wir müssen uns auf unbekannte culturgeschichtliche Momente berufen, die das deutsche Organ zu seiner so eigenthümlichen Umbildung vieler und gerade der sonst standhaftesten Consonanten veranlaßt haben. Ob man sich dies Unbekannte etwas mehr leiblich oder geistig denken wolle, ob man Klima und Boden und seine Einwirkungen auf die leibliche Constitution eines Volkes und somit auch auf seine Sprachwerkzeuge voranstelle, oder die Berührung mit andern Völkern und Sprachen, oder ob Anderes der Art, was in das Gebiet der internationalen Culturgeschichte gehört, herangezogen wird jeder solcher Erklärungsversuch, oder auch ein Compromiß zwischen mehreren von ihnen, schiebt die Beantwortung der Frage nur weiter zurück, giebt sie aber nicht. Wir beschränken uns also auf eine Beschreibung und verzichten auf eine Erklärung, soweit sich nicht eine solche gleichsam von selbst macht.

So lange wir die Geschichte der älteren deutschen Sprache kennen, ist diese specifisch sogenannte Lautverschiebung da, und wenn sie auch überall nach demselben Ziele hinstrebt und in Folge dessen gewisse Erscheinungen überall begegnen, wo eine deutsche Sprache gesprochen wurde, so giebt es doch überall so viel Individuelles, nach Zeit und Ort Verschiedenes, daß man ihre verschiedenen Phasen oder Stufen in der neueren Sprachwissenschaft zur Basis der systematischen Gruppirung

aller deutschen Sprachen verwendet hat. Mit Recht, insofern hieran, wie an den stärksten Knochen eines Skelettes, die handgreiflichste Erscheinungsform des Individuums ersehen werden kann, aber freilich gehört zu dem ganzen Individuum noch etwas mehr wie die Knochen. Auch für die Gruppe deutscher Sprachgestaltungen, die wir als die hochdeutsche bezeichnen, kann man die ihr eigenthümlichen Vorgänge der Lautverschiebung zu einer solchen abtrennenden Characteristik benutzen. Man kann sagen, daß diese, also die hochdeutsche Lautverschiebung, nicht ihren wesentlichsten, noch weniger ihren einzigen, aber doch den am leichtesten faßlichen Unterschied von allen andern deutschen Sprachen, älteren und neueren, begründe. Alle haben dem Hochdeutschen gegenüber hierin etwas Gemeinsames, entweder so, daß sie das, was das Ahd. für sich that, unterließen, oder umgekehrt. Wenn auch wieder jede einzelne von der andern für sich ihren eigenen Weg geht und ihre besondere Lautverschiebung hat, das Gothische anders als das Nordische, das Niederdeutsche wieder anders als beide und so fort, so ist doch die Summe des Gemeinsamen dem Hochdeutschen gegenübergestellt größer als die des Trennenden.

Analog ist es im hochdeutschen Sprachbereiche selbst. Auch hier hat jede der einzelnen auch sonst in ihrer Eigenart sich von einander abhebenden Phasen ihr Besonderes in dem Gemeinsamen der hochdeutschen Lautverschiebung, das dann wieder bei noch genauerer Betrachtung sich innerhalb jeder nach Zeit und Ort aufs mannigfaltigste ausgestaltet. Aber das Gemeinsame überwiegt doch vom ältesten Althochdeutsch bis zu dem Hochdeutsch am Schlusse des Mittelalters und wieder herab bis heute so sehr, daß die Einheit des ganzen Vorgangs dadurch nicht gestört, sondern nur durch das bunte Vielerlei der Individualitäten desselben Typus belebt wird.

Es ist also bei der hochdeutschen Lautverschiebung ebenso das gemeinsam Germanische, wie das specifisch Hochdeutsche im Auge zu behalten, daher man denn auch zu der Erhellung ihres eigenen Bildes am füglichsten das gothische Gegenbild gebraucht, weil es das älteste der Zeit nach und einfachste der Art nach und insofern das ursprünglichste von allen ist.

Wie alle andern germanischen Sprachen der hochdeutschen Lautverschiebung gegenüber einen gemeinsamen Typus zeigen, in dem das Besondere zurücktritt, so über das Germanische als Gesammtheit gefaßt hinaus alle andern Sprachen derselben, der sogenannten indogermanischen Gruppe. Auch hier kann man trotz der lebendigsten Individualisirung in den consonantischen Lautsystemen jeder einzelnen doch eine wenigstens ideelle Einheit dem einheitlichen Germanischen gegenüberstellen. Der Durchschnitt ihres Verhaltens, der ebendeshalb nirgends ganz von der Wirklichkeit gedeckt wird, giebt den normalen Stand der von der Lautverschiebung betroffenen Consonanten und daran hat man wie das Verhältniß jeder einzelnen, was uns hier nichts angeht, so das Verhältniß des Germanischen zu dem ursprünglichen Lautbilde zu messen.

Davon also muß sich das specifisch Germanische abheben, wie es urkundlich zuerst im Gothischen zum Vorschein kommt, aber auch durch die andern an sich so dürftigen Zeugnisse über den ältesten deutschen Sprachstand als in der Hauptsache allgemein gültig für das Gesammtgermanische bestätigt wird. Der Grundzug dieses Neuen ist, daß an der Stelle der ursprünglichen Labialen oder Lippenlaute p, b, bh, der Gutturalen oder Gurgellaute k, g, gh, der Dentalen oder Zahnlaute t, d, dh das Germanische nur p, b, k, g, t, d erhalten, dagegen statt des bh ein f, statt des gh ein h, statt des dh einen dem s sehr nahe stehenden Laut gestellt hat, der durch die übliche

Umschreibung mit lateinischen Buchstaben in der Gestalt th seinem wahren Wesen nach mehr verdeckt als dargestellt wird. Schon diese Abweichung wäre sehr tiefgreifend. Dazu kommt noch eine andere. Nirgends entspricht das deutsche p, b: k, g; t, d, dem des indogermanischen Durchschnitts. Wo in diesem p steht, ist im Germanischen f, wo b Germ. p, wo k h, wo g k, wo t th, wo d t zu finden, aber auch für das indogermanische bh germ. b, für gh g, für dh d. Diese dem Blick am meisten auffallende Umstellung der Laute bei der scheinbaren Erhaltung ihrer Qualität hat denn auch die Ursache zu der Erfindung des Namens „Lautverschiebung" gegeben. Das Bild ist, wie man sieht, nicht übel gewählt, denn wenn man indogermanisch p, b, bh neben germanisch f (das einstweilen als Stellvertreter von bh gelten mag) p, b und so fort stellt, so erklärt es sich durch sich selbst. Aber man darf nie vergessen, daß es nur ein Bild ist und daß es als solches den Schlüssel seines Verständnisses nicht in sich selbst trägt.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß eine solche durchgreifende Lautveränderung nicht auf einmal, nicht durch einen einzigen Anstoß und nicht überall unter denselben Modalitäten sich vollzogen hat. Es ist reiner Zufall, daß sie in unsern ältesten Sprachurkunden schon einigermaßen abgeschlossen vor uns liegt, noch ältere würden uns in die Mitte der Bewegung zu diesem Abschlusse hin sehen lassen, gerade so, wie wir ohne die späteren auch nicht wüßten, daß und wie sie auch noch weiter über das Gothische hinaus verlaufen ist.

Dies vorausgesetzt, läßt sich das Ziel, welches die deutsche Sprache dabei im Auge hatte, als ein einheitliches fassen und erkennen: es handelte sich um den Zusatz oder um die Erhöhung und Vermehrung eines schon vorhandenen Elementes der Spiration, des Lautvorganges der den festen Consonanten

jedes Organs in den mit demselben Organe hervorgebrachten gehauchten Laut verwandelt. Wenn p in f, k in h überging, so ist dies vollständig, ja beim h, falls wir seine älteste germanische Aussprache so denken, wie wir das gleiche Zeichen heute aussprechen, mehr als vollständig erreicht, denn h, obgleich am meisten noch mit dem Hauchlaute verwandt, den wir ch schreiben, ist doch so wenig consistent, daß man es nicht in die Reihe, sondern neben die Reihe aller anderen specifisch consistenten Laute, der eigentlichen Consonanten, wozu auch ch gehört, stellen muß.

Während hier die Sprache einmal über das Ziel hinausschoß, hat sie es an andern Stellen nicht oder nur annähernd erreicht, so schon in dem th, das, wenn auch vielleicht dem s ähnlich, doch nicht ein wirkliches s geworden ist, noch weniger in den p, b, k, g, t, d, die sie an neuer Stelle construirte. Hält man sich bloß an die äußere Thatsache, daß die römischen und griechischen Zeitgenossen, wenn sie die von ihnen gehörten gothischen Laute mit ihren Buchstaben schreiben, wie z. B. in den zahllosen deutschen Eigennamen der ersten Jahrhunderte vor und nach Christus, dabei immer für germanische p, b ꝛc. ihr p, b ꝛc. setzten, so scheint es, als wenn wir hier genau dieselben Laute, wie dort vor uns hätten und von einer Spiration könnte dann so wenig hier wie dort die Rede sein. Dazu kommt noch, daß das älteste deutsche Alphabet, das des Ulfila, deutlich die griechischen Buchstaben für p, b, k, g und t entlehnt hat, warum hätte es das gethan, wenn nicht der Laut ein gleicher war? Und doch weisen uns nicht zu übersehende Winke auf den Weg zu einer andern Auffassung: auch diese Laute scheinen im gothischen und wahrscheinlicher noch in andern individuellen Gestaltungen des ältesten germanischen Sprachtypus, z. B. in dem ältesten scandinavischen ebenso gut

wie in dem ältesten niederdeutschen und westdeutschen, sächsischen und fränkischen einen gewissen Zusatz von Spiration gehabt oder gewonnen zu haben. Nicht ein reines p, b, k, g ꝛc. wurde gesprochen, sondern ein Laut, den man für das Auge besser mit ph oder pf, bh oder bv ꝛc. darstellen müßte.

Was das Gothische nur erstrebte, dem ist das Althochdeutsche doch viel näher gekommen, aber auch ohne das Ziel ganz zu erreichen. Auch hier wieder darf man die sogenannte althochdeutsche Lautverschiebung, die abstracte Durchschnittssumme der Veränderungen in den betreffenden Consonanten, weder für das einmal erzielte Ergebniß seines Lautwandels, noch für das überall in dem ganzen Bereich des Althochdeutschen in seinen verschiedenen zeitlichen und örtlichen Modificationen gleiche Züge tragende Bild desselben halten. Vielmehr ist die größte Mannigfaltigkeit nach allen den angegebenen Richtungen hin das thatsächlich Wahrnehmbare und nur die Abstraction ist im Stande, aber auch berechtigt, den allgemeingültigen mittleren Durchschnitt daraus zu ziehen. Nach diesem würde das Characteristische der althochdeutschen Lautverschiebung im Gegensatz zu der gothischen zu suchen sein: 1) In der weiteren Annäherung, theilweise sogar wirklich geschehenen Identificirung der gothischen Consonanten p, k, t mit f, h, und s. Näher heran gerückt an diese wirklichen Spiranten — insoweit man h nach dem oben Gesagten noch für einen solchen gelten lassen will, sind die Lautzerlegungen, an denen das Althochdeutsche so reich ist, pf, ch oder kh, z d. h. ts dem Laute nach, geschrieben mit dem nur wenig dafür passenden lat. Zeichen, — das eben dadurch in der deutschen Aussprache des Lateinischen einen andern Lautwerth gewonnen hat — die nach fester Regel an gewissen Stellen für jene gothischen p k t eintraten. Vollständig durchgedrungen aber ist die Spiration an den Stellen, wo gleichfalls nach fester Regel für

gothische p, k, t althochdeutsch f, h, oder richtiger hh eintritt d. h. der Laut, den wir jetzt mit ch ausdrücken, und wieder z, dessen Aussprache aber, wie deutlich zu erkennen ist, von der des gleichen Schriftzeichens z = ts abwich und dem s nahe kam.

2) An Stelle der gothischen b, g, d tritt jetzt je nach der Mundart p, k, t oder es bleibt b, g, d; in jedem Fall ist hier keine eigentliche Verschiebung, d. h. keine solche, die das von uns vorausgesetzte Ziel im Auge behalten hätte, anzunehmen. Denn die Wahl zwischen den harten und weichen Consonanten beruht hier hauptsächlich auf dem Unterschied des mundartlichen Organs: das eine setzte p, wo das andere b ꝛc. und dem fügte sich auch die Schrift zwar nicht consequent oder durchgängig, aber doch nach ihrem oben dargelegten Character, in großem Umfange. Umgekehrt konnte auch die Tradition der Schrift, wie wir sahen, und das Lautbild solche b, k, t, zuerst für das Auge, dann auch für das Ohr in Mundarten oder Sprachdenkmäler hineinbringen, denen eigentlich nur b, g, d gerecht gewesen wäre.

3) Die gothischen Spiranten würden, sollte man denken, erhalten. Hat ja doch die Sprache damit das durchgesetzt, was sie wollte. Und so ist es auch dem f und h geschehen, nicht aber dem th, dessen gothische Eigenart wir schon berührten. Dieses th ist in Folge eines deutlich vor unsern Augen sich vollziehenden, sehr vielgestaltigen Lautwandels schließlich doch allgemein in d umgesetzt. Der letzte Grund für diese Anomalie scheint in einem gewissen für uns recht wohl begreiflichen, und darum gerade als Maßstab für die Vergangenheit nur mit Reserve anwendbaren ästhetischen Gefühl gesucht werden zu können, welches der übergroßen Häufung von s-Lauten Schranken setzte. Außer den sehr zahlreichen althergebrachten

die nur mäßig durch einige specifisch hochdeutsche Lautvorgänge — Ausstoßung gewisser am Wortende stehender, fisk für das gothische fisks u. s. w., und durch Vertauschung anderer mit r — gothisch basi, althochdeutsch bari oder mit Umlaut des a beri — beschränkt wurden, gab es noch eine unübersehbare Menge der neuen s in z=ts und in dem an das wirkliche s so nahe geführten andern aus dem alten t entstandenen Laute, den wir künftig als sz wie den ersten als z oder tz bezeichnen wollen. Hat nun auch das deutsche Organ, wie sich aus dem eben Gesagten ergiebt, eine gewaltige Vorliebe für Zischlaut besessen, wodurch der allgemein sinnliche Wohlklang der Sprache offenbar nicht gefördert wurde, so läßt es sich doch denken, daß ein solcher Hang eine gewisse Grenze finden oder erhalten konnte. Daß gerade der weiche Laut dafür gewählt wurde, ist an sich nicht nothwendig: ebenso gut hätte auch das harte t dafür eintreten können.

Genauer besehen hat es sich dabei auch nicht sowohl um die Schöpfung eines neuen weichen d gehandelt als Ersatz für die vielen d, welche in den meisten Mundarten, wie schon gezeigt, durch das harte t verdrängt waren, sondern um etwas ganz Anderes.

Es ist unverkennbar, daß auch im Althochdeutschen wenigstens in allen seinen oberdeutsch gefärbten Mundarten die neu eingeführten p, k, t mit einem zugesetzten Hauche gesprochen wurden, nicht an allen Stellen, wo sie im deutschen Worte erschienen, aber gewiß im Anlaut, häufig auch in der Mitte und am Schlusse des Wortes. Von diesen „aspirirten" harten Consonanten konnten die weichen in doppelter Weise sich unterscheiden, eben als weichere und dann als nicht „aspirirte". Wie es in beiden Beziehungen mit den beiden andern weichen, dem b und g stand, wollen wir bei Seite lassen: das d aber,

wo und sobald es sich für das alte th durchsetzte, ist nicht überall ein weicher, aber überall ein nicht aspirirter Laut. Wo es nicht ein weicher Laut ist, ist es deswegen noch nicht ein harter, sondern ein Mittelding zwischen beiden. —

Diese in ihren Hauptlinien umrissene althochdeutsche Lautverschiebung ist in der so consequent durchgebildeten Aussprache des höfischen Mittelhochdeutsch und in bedingter Weise auch in seinem Schriftsystem zu ihrer abgeklärten Festsetzung gelangt und sie bedingt von da ab in den wesentlichsten Zügen die spätere hochdeutsche Sprache. Wenn man den Eigensinn der separatistischen Confusion abstreift, so ist auch die Schrift davon beherrscht, ja diese, soweit sie bis zum Ende des Mittelalters einen gewissen einheitlichen Typus anstrebt, vielleicht mehr noch wie die lebendige Sprache, soweit sie in den eigentlichen Mundarten aufging, die darin wie in anderen Dingen ihre Eigenart so wenig wie möglich von der Gemeinsprache beschränken ließen. Die Schrift steht insofern mehr unter dem Einfluß des althochdeutschen und mittelhochdeutschen Systems, weil sie auch da, wo man noch die Laute p und t als die alten und in diesem Sinne voralthochdeutschen b und d sprach, wo sie also nicht „verschoben" waren, doch gewöhnlich p und t schrieb. Dies that sie besonders im Bereiche des innern mitteldeutschen Gebietes. Hier gab es im Volksmund kein p und t, sondern ein b und d, oder vielmehr an den meisten Stellen den Schwebelaut zwischen hart und weich, auf den schon oben aufmerksam gemacht worden ist.

Auffallend ist, daß das schon in der mittelhochdeutschen Schrift etwas zurückgedrängte Zeichen ch oder kh sich doch auch in der späteren Zeit beinahe in dem Umfang, den es im Mittelhochdeutschen noch hatte, zu behaupten vermochte. Man hätte erwarten sollen, daß sein Zusammenfallen mit

einem ganz anderen Laut es der Schrift immer unbequemer gemacht haben würde. Denn, wie wir schon gesehen haben, es ersetzte auch das ältere hh d. h. den einfachen — oder nach kurzen Vocalen und in geschärfter Silbe verdoppelt gesprochenen gutturalen Reibelaut. Aber früher hatte man da, wo man ch für hh brauchte, k oder c für jenes oberdeutsche ch gesetzt, man hatte komen und nicht chomen geschrieben, weil man suochen oder rache schrieb. Ob überall da, wo man k verwandte, auch wirklich das bloße reine k gesprochen oder ob nicht doch auch hier wenigstens im Anlaut der Wörter, also in dem k von komen, eigentlich ein kh oder k' gehört wurde, ist fraglich. Nach der späteren Aussprache der meisten mitteldeutschen Mundarten, die doch in der Schrift k und ch nach der oben ausgeführten Weise trennten, wäre es auch für die frühere Zeit zu vermuthen. —

Im ch d. h. in der Spirans ch hatte die Sprache schon länger ihr Ziel erreicht, im sz gelang es ihr vielleicht erst in dieser Zeit. Im Mittelhochdeutschen kann kein dasz auf gras reimen, wenigstens da, wo ein feines Ohr den Reim bestimmt, ein unabweisbares Zeugniß, daß die Aussprache, wenn auch nahe verwandt, doch nicht dieselbe war. Wenn jetzt die überall so sehr vergröberte Reimkunst unbedenklich solche Reime braucht so könnte darin wohl auch nur eine Licenz stecken, müßte man nicht aus dem wilden Hin- und Herschwanken der Schrift, die zwar das Zeichen, aus welchem das des heutigen sz hervorgegangen ist, anwendet, aber ebenso oft richtig wie unrichtig, d. h. für ein vorhochdeutsches t und für ein altes s oder ss, sowie umgekehrt das s oder ss wo sz zu erwarten wäre, schließen, daß der Sprache beide Laute in dem einen s oder ss, je nachdem Kürzen oder Längen vorhergehen, zusammengefallen wären. Die dritte wirkliche Spirans f hat, wie gezeigt, gleichfalls schon im Althoch-

deutschen das Gebiet erobert, welches sie am Ende des Mittelalters behauptet. Inzwischen gab es eine Zeit, wo sie durch eine weichere Spielart, für die man das lateinische Zeichen V verwendet, beschränkt wurde. Dies V, wahrscheinlich unserm W im Laute ziemlich nahe, keinesfalls aber gleich mit ihm gesprochen, stammt aus dem schon bemerkten Triebe die Ueberzahl der harten Sprachlaute wenigstens etwas zu beschränken. Eben deshalb ist es die eigentliche Signatur des gebildetsten Mittelhochdeutsch, besonders im westlichen und mittleren Deutschland. Indessen konnte es sich als Laut nicht über diese Periode hinaus halten und nur in der Schrift ist es, aber selbstverständlich in regellosester Willkür, wie es scheint zumeist aus kalligraphischen Motiven, fortgeführt worden, so daß z. B. das wirkliche f in vater, das sich im 15. Jahrhundert in nichts von dem in faren unterscheidet, doch noch meist mit dem alten v geschrieben wird, oder das v in haver, dessen Aussprache dieselbe wie die des f in trafen geworden ist, auch noch archaistisch sich erhält, freilich auch oft schon durch das lautlich allein berechtigte f ersetzt wird.

Der Untergang dieses weichen labialen Hauchlautes scheint noch einige andere Veränderungen nach sich gezogen zu haben. Es ist deutlich, daß der weiche stumme, also nicht gehauchte Consonant desselben Organs, b, in dieser Zeit eine entschiedene Neigung zu einer noch größeren Erweichung und zugleich — was dasselbe bedeutet — zu einem Verschwimmen in den entsprechenden Hauchlaut hat. Mundarten geben dieser Neigung den weitesten Spielraum, die Gemeinsprache, nicht bloß der ideelle Sprachdurchschnitt, gestattet es nur im Innern der Wörter, zwischen Vocalen oder nach selbst weichen Consonanten. Die Schrift hält sich meist an das Herkommen und schreibt dann ihr b, wo der Mund w spricht, doch ist auch w in ihr sehr verbreitet. So gestalteten sich schon jetzt die Labialen in

leben. garbe zu wirklichem w. Das Schwanken der Schrift, so wie auch ein anderer Umstand, der sofort berührt werden soll, macht es nun umgekehrt begreiflich, daß viele b an Stelle älterer w jetzt geschrieben werden können, ohne daß die Aussprache sich geändert hat, so in farbe, wo die alte und in jeder Art berechtigte Schreibung mit w immer seltener wird; gerben, das doch mit garbe, Getreidebüschel, nichts zu thun hat.

Ueberhaupt aber vollzog sich mit der Aussprache des historisch berechtigten w jetzt eine schon lange vorbereitete Veränderung. Möglich, daß es einst weit verbreitet durch sehr viele, vielleicht alle deutschen Mundarten mit leisem vocalischen Vorschlag — uw ist eine plumpe Schreibung und eine andere ist schwer zu finden — geklungen hat: dieser verlor sich jetzt ganz und es blieb nur der Abklatsch davon in der Schrift; denn das mittelalterliche w mit allen seinen graphischen Metamorphosen ist nichts weiter als ein Versuch, jenen eigenthümlichen, dem Lateinischen fremden Laut durch eine Verdoppelung des lateinischen Zeichens, das dort für den Vocal u und den Consonant v zugleich galt, leidlich darzustellen. Wann diese Veränderung der Aussprache eingetreten, ist schwer zu bestimmen, gewiß aber, daß sie schon im 14. Jahrhundert überall durchgesetzt war, nicht bloß in der gemeinhochdeutschen Aussprache, sondern auch in fast allen Mundarten.

Offenbar waltet hierbei ein uns auch heute noch sehr verständliches Streben sich die Aussprache des schwierigen uw durch Abwurf des Vorschlags zu erleichtern. Ein eigentlich ästhetisches Motiv, wie wir solche anderwärts thätig fanden, ist hier nicht zu entdecken, so wenig wie in den jetzt in immer breiterer Masse hervorbrechenden sch an Stelle der alten einfachen s oder des wirklichen Doppellautes sch d. h. s und ch nebeneinander gesprochen. Das neue sch, das sich an die traditionelle

Bezeichnung dieses alten sch hielt, weil in diesem zuerst der neue Laut durchbrach, kann vielleicht ein Versuch sein, wie wir deren schon sahen, das Uebermaß der s etwas zu vermindern, wobei man aber im Bereiche des Zischlautes blieb, nur ihn an einer andern Stelle, nicht mehr vorn an den Zähnen, sondern in der Höhe des Gaumes articulirte. Da in dem alten sch der zweite Bestandtheil selbst ein Gaumenlaut war, so ist es begreiflich, daß hier, gleichsam durch einen Mischungsproceß, der neue Laut zuerst durchbrach. Natürlich ist er ein einfacher, trotz der zufälligen Schreibung mit drei Zeichen, deren zwei letzte ch ja auch nur einen einfachen Laut bedeuten. Von da aus hat er zuerst im Anlaut, wie alle Lautveränderungen, weit um sich gegriffen und die alten sl, sm, sn, sw schon für das Auge als neue Laute dargestellt, wogegen die, wie deutliche Spuren bezeugen, gleichfalls schon begonnene graphische Verwandlung der sp, scht, st in schp, aus nicht ganz durchsichtigen Gründen bald unterblieb. So weit hoch- und mitteldeutsche Laute vernommen werden, ist um 1500 schon der heutige Zustand, d. h. überall sch, wenn es auch nicht geschrieben wird, erreicht. Auch im Innern am Schlusse des Wortes sind die entsprechenden Verbindung mit s, so wie da wo r dem s vorhergeht, schon gründlich von dem neuen Laute afficirt, obgleich hier die Schrift nur selten nachgiebt, wenn sie auch schon herschen und hirsch öfters hat, d. h. sh für älteres s oder sz: althochdeutsch hērisōn und hiruz, mittelhochdeutsch hērsen und hirz.

Zweite Abtheilung.

Die wortbildenden Bestandtheile der hochdeutschen Sprache.

Alle diese geschilderten Veränderungen in dem Lautstand der Sprache bezeugen, daß der Kreislauf ihrer Säfte auch am Ende des Mittelalters noch nicht stockte. Mag auch von einem nicht bloß subjectiven Standpunkt aus Vieles, was das damalige Sprachbild von dem früheren unterscheidet, ein Zeichen des Verfalls genannt werden dürfen, so ist doch Manches auch eine glückliche oder mindestens lebenskräftige Neuschöpfung. Immer noch vermochte die Sprache an der Stelle der absterbenden Glieder neue zu schaffen, die in ihrer Art ihren Zweck ebenso tüchtig wie die alten erreichten.

Was ihr aber in ihren Lauten gelang, brauchte ihr deshalb noch nicht anderwärts zu gelingen. Wenn der fortschreitende Entwickelungsgang der Abstumpfung und Ausstoßung unbetonter Wortausgänge eine Menge von sonst vorhandenen Vocalen beeinträchtigte, so wurden diese Wortheile ganz von selbst immer weniger geeignet die Functionen gehörig zu erfüllen, zu denen sie bestimmt waren. Denn diese hingen natürlich auf's engste mit den Lauten selbst zusammen, wenn auch die ursprünglichen Motive, aus denen einst die Sprache dabei ihre schöpferische Thätigkeit eingesetzt hatte, nicht mehr selbst aus den relativ vollkommensten Formen dieser Art mit Sicherheit erkannt werden können.

Das Deutsche, wie alle stammverwandten Sprachen, drückt die den Stammbegriff verändernde Ableitung neuer Wörter von schon vorhandenen und die Flexionen d. h. die Formen, wodurch die Beziehungen gewisser einfacher oder abgeleiteter Wörter zu anderen im Satze oder in der zusammenhängenden Rede dargestellt werden, vorzugsweise durch consonantische und vocalische Zusätze am Ende der Wörter aus, seltener durch Veränderungen des Stammes selbst mittelst vortretender Laute oder durch Umwandlung des Vocals der Stammsilbe und zwar dies nur in Begleitung von Zusätzen am Ende des Stammes. Eben deshalb dürfen jene als das eigentlich bedeutsamste Hilfsmittel der Ableitung und Flexion gelten; sie können auch ohne alle weitere Unterstützung durch etwas Anderes allein die ihnen übergebene Function vollständig ausfüllen, die andern aber niemals ohne sie.

Vocale und Consonanten sind daran ungefähr in gleichem Gewichtsverhältniß betheiligt, beide sind also, nur nicht in jedem einzelnen Fall, gleich wesentliche Factoren. Nur so erklärt es sich, daß insbesondere die deutsche Flexion durch Zerstörungen, welche meist nur die Vocale und kaum einmal einen Consonanten trafen, so schwer geschädigt wurde, wie es der Verlauf der Darstellung zeigen soll: daß sie es nicht noch mehr wurde, oder nicht ganz unterging, erklärt sich umgekehrt wieder nur daraus, daß sie doch nicht ausschließlich auf die Vocale, sondern ebenso sehr auch auf die Consonanten gegründet war und diese bewiesen sich ja überall als die zäheren und dauerhafteren Elemente.

Die Geschichte der deutschen Sprache zeigt im Gothischen noch ein lebensvolles Walten des sprachlichen Formgefühls in Ableitung und Flexion, vielleicht kräftiger noch in dieser als in jener. Aber schon der nächste Durchschnitt, das Althoch-

deutsche, ist anders beschaffen. Man erkennt leicht, daß hier das Gleichgewicht zwischen den vocalischen und consonantischen Bestandtheilen dieser Formen bedeutend gestört ist. Dem Anschein nach zu Gunsten der ersteren: eine überwältigende Fülle von lebhaft vocalisch gefärbten Flexionsformen — die Ableitung wird weniger davon berührt — tritt an die Stelle der relativ einfacheren gothischen, aber überall ist es der Vocal, der ihnen ihre eigenthümliche Gestaltung giebt, der Consonant ist entweder derselbe wie in den gothischen Formen, oder hat oft nicht unbeträchtliche Verstümmelungen über sich ergehen lassen müssen. Doch bald sollte es sich zeigen, daß die Sprache diese Formenfülle gar nicht zu beherrschen oder auch nur zu erhalten verstand. Die rein lautlichen Mächte, deren Naturtriebe wir in dem vorigen Abschnitt dargestellt haben, griffen schonungslos ein und zerstörten alles, was naturgesetzlich ihrem Wirkungskreis angehörte, ohne alle Rücksicht auf den damit verbundenen Bedeutungs- oder Beziehungsinhalt. So schlug jener scheinbare Reichthum sehr bald in das Gegentheil um, und das Uebergewicht, welches die Vocale auf Kosten der Consonanten erlangt hatten, mußte die Sprache im ganzen schwer büßen. War die althochdeutsche Flexion in ihrer ältesten Phase gewissermaßen der gothischen überlegen, so ist sie ihr schon nach wenigen Jahrhunderten gar nicht mehr zu vergleichen: sie nimmt sich trümmerhaft und armselig dagegen aus. — Daß und warum die Ableitung nicht durchweg ebenso beschädigt wurde, ist schon oben ausgeführt, aber es wird sich zeigen, daß es ihr in sehr vielen Fällen auch nicht besser als der Flexion erging. —

In der hochdeutschen Sprachgeschichte — jede deutsche Sprachindividualität hat auch hier bei im Wesen gleichem Schicksal doch ihre ganz individuellen Erlebnisse — fällt die dafür

entscheidende Epoche in den Uebergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen. Im abgeklärten Mittelhochdeutsch ist auch dieser Proceß zu Ende geführt und nur Weniges, meist nur früher vergessene Consequenzen hat die spätere Zeit nachzutragen gehabt. Wir sahen, daß der Zerstörungsproceß der außerhalb der Tonsilbe stehenden Vocale ebenfalls im Mittelhochdeutschen seinen Abschluß erreicht und damit ist jene andere Erscheinung erklärt.

Erstes Capitel.

Die Nominalflexionen.

Wir betrachten zuerst die Flexionen, dann die Ableitungen, weil es so herkömmlich ist und weil es der Anschaulichkeit mehr entspricht, die äußersten Enden oder Spitzen, welche die wichtigsten Bestandtheile der Sprache getrieben haben, die Flexionen, zuerst ins Auge zu fassen und dann in die mehr nach innen liegenden Bestandtheile, die ableitenden, im engern Sinne wortbildenden einzudringen.

Die Flexion haftet im Deutschen, wie in allen flectirenden Sprachen, nur am Nomen und Verbum. Die Beziehungen, die beide Worttheile mit einander oder mit anderen untergeordneten Theilen der Rede verbinden, erhalten durch sie ihren symbolischen Ausdruck.

Was wir Nomen heißen, ist der Bestandtheil der Sprache, welcher von ihr in einer vorgeschichtlichen Periode zu persönlich individualisirten Bildern der Außenwelt gestaltet wurde. Die noch jetzt lebendige Empfindung für diese persönliche Auffassung auch solcher Eindrücke der Außenwelt und Innenwelt, die der

prosaischen Auffassung als leblos oder abstract gelten, vergegenwärtigt uns die wahre Poesie in jedem Augenblick.

Demgemäß gehört die Bezeichnung des natürlichen Geschlechtes zwar nicht für den Verstand, wohl aber für die wirklich genetische Erfassung der eigentlichen Intentionen der Sprache, zu den nothwendigsten Kennzeichen dieser Nomina. Nur dadurch werden sie wahrhaft persönliche oder lebendige Wesen, und wenn die spätere Sprache diesen eigentlich gestaltenden Sinn nicht ganz verloren aber sehr abgeschwächt hat, so steht sie noch unter dem Bann des Herkommens und der Analogie, und dies in Verbindung mit den Nachklängen ihres ursprünglichen poetischen Gefühls nöthigt sie nicht bloß die Geschlechtsbezeichnung an dem ihr von früher her überkommenen Vorrath von Wörtern beizubehalten, sondern auch ihre Neubildungen, wenn sie dieselben Functionen im Satze übernehmen, Nomina werden sollen, damit auszustatten.

Die vollendetste Durchführung der poetischen Erfassung und Darstellung der Nomina verlangt, daß sie alle je nach ihrer individuellen Substanz unter eines der beiden natürlichen Geschlechter untergebracht würden. Ein Neutrum ist für diesen Standpunkt weder in der Sinnes- und Geisteswelt noch in dem Spiegel der Sprache vorhanden. So haben es die semitischen Sprachen gehalten und schon darum sind sie in ihrem innersten Wesen poetischer als die indogermanischen. Diese aber haben von Uranfang her den verständig-prosaischen Forderungen so weit nachgegeben, daß sie eine Anzahl von Wörtern zu Neutren machten, d. h. daß sie entweder ihre geschlechtliche Zugehörigkeit unbestimmt ließen, ohne sie begrifflich aufzuheben oder sie, wegen der Gegenstände, die sie bezeichneten, überhaupt jeder geschlechtlichen Zugehörigkeit entzogen. Insofern ist das Neutrum das Gegentheil oder die

Negation dessen, was die Sprache sonst in dem andern weitaus an Zahl und Wichtigkeit voranstehenden Theil ihrer Nomina für nothwendig befand. Aber weil auch solchen Wörtern der Stempel der Nominalfunction im Satze gegenüber allen andern Redetheilen aufgedrückt wurde, kann man das Neutrum, eben das sinnlich wahrnehmbare Mittel, durch welches es geschah, auch als eine Geschlechtsbezeichnung gelten lassen.

Unsere deutsche Sprache hat von ihrer ältesten urkundlichen Periode her dem Neutrum einen verhältnißmäßig großen Spielraum eröffnet und dadurch gezeigt, daß sie von jener abstracten oder prosaisch-verständigen Auffassung der Außen- und Innenwelt, deren Spiegel das Neutrum ist, immer stark erfüllt war. Begreiflich wächst diese Neigung im Fortschritt der Zeit und so zeigt das Althochdeutsche gegenüber dem Gothischen, das Mittelhochdeutsche gegenüber dem Althochdeutschen eine Menge neuer geschlechtsloser Wörter, überwiegend wirkliche Neubildungen, aber doch auch viele, die früher einem natürlichen Geschlechte angehörten, jetzt aber, weil alles Gefühl dafür erloschen ist, Neutra geworden sind. Die spätere Sprache bewegt sich auf derselben Bahn weiter, aber doch nicht mit so wachsender Vorliebe für das Neutrum, wie es jede der früheren Perioden im Vergleiche mit der früheren gethan. Wie sie überhaupt ihren Sprachvorrath sehr bereichert oder verändert hat, so besitzt sie natürlich auch eine Menge neugebildeter Neutren, aber keineswegs unverhältnißmäßig viele im Vergleich mit ihren gesammten Neuerwerbungen. Dafür zeigt sie in anderer Weise doch auch eine gewisse Abstumpfung des Feingefühls für die natürliche Geschlechtsbezeichnung: sie läßt die vorhandene in sehr vielen Fällen, wo sie der älteren Sprache als ein für allemal fest vorschwebte, ins Schwanken gerathen, macht Masculina zu Femininen und umgekehrt. Und wenn

auch hier örtliche Einflüsse und die Besonderheit der Mundart häufig die Entscheidung gegeben haben, so ist die Thatsache selbst doch eine allgemein gültige.

Gehört nun auch die Bezeichnung des Geschlechts der Nomina zu einer andern Region der Geistesthätigkeit, als die der übrigen durch die Flexion bezeichneten Functionen, so steht sie doch mit einer davon in engster Wechselwirkung, mit der Bezeichnung der Einzahl oder Mehrzahl der erschauten Gegenstände.

Auch hier hat der abstracte Verstand früh und stark den poetischen Bildungstrieb der Sprache zurückgedrängt, der freilich grade hier bis ins Unendliche schweifen und alle möglichen Zahlengruppen von Individuen mit besonderen sinnlich wahrnehmbaren Darstellungsformen bedenken hätte können. Alle flectirenden Sprachen sind bei der Bezeichnung zweier stehen geblieben — die Einzahl natürlich in keiner besondern Charakteristik — bei der abstracten Vielzahl, wodurch der plastische Eindruck der Gruppe aufgehoben wird, und der Zweizahl, Plural und Dual. Aber auch dieser letztere ist dem einmal vordringenden, nüchternen oder prosaischen Schematismus hier früher dort später fast überall schon geopfert.

Das Deutsche zeigt auch hier, wie bei dem Geschlechte, eine früh entwickelte Neigung zur Prosa oder Abstraction. Schon das Gothische hat den Dual nur bei einer einzigen Art des Nomen, dem persönlichen Pronomen, selbst schon einer recht abstracten Sprachschöpfung, und von da aus auch im Verbum. Alle andern deutschen Sprachen entäußern sich selbst dieser Reste bis auf unkenntliche Trümmer, die heute noch in sehr vielen Mundarten stehen aber nicht leben. Die hochdeutsche Schriftsprache hat sich seit der mittelhochdeutschen Periode davon gänzlich befreit.

Einem ganz andern Bedürfniß dient die Casusform, die als dritter Bestandtheil der Nominalflexion ursprünglich nur gleichberechtigt neben den beiden andern stand. Sieht man es auf Wortklauberei ab, so kann man sagen, die Casusbezeichnung allein sei die wahre Flexion und alles Andere, Geschlecht und Zahl, gehöre nicht unter diesen Begriff. Aber schon die älteste erreichbare Sprachgestaltung zeigt, daß alle drei Functionen für das unmittelbare Sprachgefühl zu einer nur durch wissenschaftliche Analyse trennbaren Einheit zusammenschmolzen. In jeder wirklichen Nominalform wird Genus, Numerus und Casus auf einmal, wenn gleich jedes in seiner besondern Individualisirung, dargestellt und vernommen. Die spätere Sprache ändert an diesem Urtypus nur insofern etwas, als sie unter dem Druck der lautgesetzlichen Naturmacht die Flexionformen überhaupt verstümmelt und dadurch gelegentlich dazu gelangen kann, die zur Charakteristik des Genus, oder des Numerus oder auch des Casus dienenden Laute oder Lautgruppen bis zur Unkenntlichkeit zu verwischen.

Unsere deutsche Sprache hat das seit ihrer vorhistorischen Zeit im größten Umfange gethan, wie schon oben bemerkt und begründet wurde. Das Ergebniß, daß von allen Flexionsbestandtheilen des Nomen die Geschlechtsbezeichnung am wenigsten Stand gehalten hat, begreift sich aus den innern und äußern Gründen, die im Vorigen entwickelt sind. Schon ein althochdeutsches Nomen, wenn es einen eigentlich nominalen Vollbegriff darstellte, ein Substantiv war, ist hier in sehr vielen Fällen nicht mehr nach seiner Geschlechtszugehörigkeit characterisirt. Das althochdeutsche hals z. B. könnte eben so wohl Neutrum oder Femininum sein, wie es wirklich, d. h. im tradionellen Sprachgefühl, Masculinum ist. Auch das Gothische war schon zu solcher Abstumpfung geneigt; auch das gothische F handus z. B.

könnte der Form nach zum Masculinum und zum Femininum gehören, aber das Gothische hat doch fast überall die natürlichen Geschlechter noch plastisch genug von der geschlechtlosen Wortmasse unterschieden. Wie das Althochdeutsche, so erst recht das Mittelhochdeutsche. Hier ist die Zerstörung der Form des Substantivs so weit gediehen, daß eigentlich gar keine Geschlechtsbezeichnung aus ihr entnommen werden kann, wenn ihr nicht andere Hilfsmittel eine Stütze gewähren, die insofern zufällig oder unorganisch genannt werden können. Daß z. B. rinder, eine Pluralform, nur einem Neutrum angehören kann, fühlt die Sprache, aber nicht mehr, daß das, was ihr diesen Eindruck hervorbringt, die Endung er, mit dem Geschlechte nichts zu thun hat, sondern bloß den Numerus bezeichnen sollte. Also fällt auch hier in die Wende des Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen eine große Epoche der Sprachgeschichte, über welche die spätere Zeit im Grunde nicht hinausgekommen ist. Die Flexionsformen des Mittelhochdeutschen mögen noch manche Einbuße erlitten haben: in dieser Beziehung, was die Declination der Substantive überhaupt und ihre Geschlechtsbezeichnung insbesondere betrifft, konnte man so gut wie nichts mehr verlieren. Wenn dennoch, wie schon bemerkt, der Hang der Sprache zur Ausdehnung des Neutrums keineswegs in demselben Verhältniß gewachsen ist, so gab das Formengefühl dazu keine Veranlassung. Es erklärt sich aus dem volksmäßigen, naturwüchsigen, allenfalls auch plebejischen Zug, der durch die ganze Sprache des spätern Mittelalters geht. Ein Nachhall der alten poetischen oder beseelten Sprachauffassung setzte dem andern, gleichfalls durchgehenden Zug nach verständiger Nüchternheit einen kräftigeren Widerstand entgegen als es in einer bloßen Büchersprache der Gebildeten geschehen wäre, doch reichte er nicht so weit, um in jedem

einzelnen Fall die natürliche Geschlechtsbezeichnung sicher zu stellen.

Für welche der beiden andern Functionen dieser Flexion, für Numerus- oder für Casusbezeichnung, sich das Sprachgefühl lebendiger erhalten habe, läßt sich nicht überall entscheiden. Daß in der althochdeutschen Periode die Casusformen mit stärkerer Emphase als später hervortreten, beweist noch nicht, daß man sie kräftiger als die Numeralform gefühlt, oder vielmehr daß man in dem einheitlichen Lautbilde, das zur Darstellung beider diente, die Beziehung des Numerus schwächer als die des Casus empfunden habe.

Später im Mittelhochdeutsch mag sich das Gewicht beider schon gleich stehen. Noch später aber sinkt die Schale sichtbar zu Gunsten des Numerus. In den Declinationsformen des 14., 15. Jahrhunderts ist meistens der Numerus deutlich zu erkennen, der Casus nur in einzelnen Fällen. Daß bäume der Plural von baum ist, wird gefühlt, nicht aber ob es der Nominativ, der Genetiv oder Accusativ ist, denn es kann jeder dieser Casus sein und welcher es gerade sein soll, wird nur aus anderen Worten erkannt, mit denen es in der Rede verbunden ist.

Ohnehin hatte die deutsche Sprache, so weit man auch ihre Geschichte zurückverfolgt, die Bildung der Casus mit verhältnißmäßig großer Sparsamkeit oder geringem plastischen Triebe vollzogen. Wenn der Casus dienen soll, um die verschiedenen Beziehungen oder Aeußerungen der selbständigen Thätigkeit des Nomens oder der Einwirkung, die von andern Theilen der Rede auf ein solches Nomen geübt wird, symbolisch darzustellen, so ist dieser Begriff und seine Darstellungsmöglichkeit sehr ausdehnbar. Thatsächlich ist keine der indogermanischen Sprachen in ihrem urkundlich ältesten Bestand über 8 Casus hinaus-

gegangen, aber diese scheinen auch eine Zeitlang ihre ganze Breite erfüllt und in allen Ansätzen später selbständig gewordener Zweigsprachen vorhanden gewesen zu sein. Auch das vorgeschichtliche Deutsch hatte also irgend einmal 8 Casus durch diese Formen dargestellt. Doch schon im Gothischen sind diese 8 auf 6, Nominativ, Genetiv, Dativ, Accusativ, Vocativ und Instrumental zusammengeschmolzen und selbst davon nur die vier ersten ganz lebendig und in ihren Formen sowohl im Singular wie im Plural meist mit gehöriger sinnlicher Nachdrücklichkeit herausgetrieben. Der Vocativ ist durch den Nominativ, der allerdings leicht seine Functionen übernehmen konnte, schon sehr beschränkt, noch mehr aber der Instrumental durch andere Casus. Er existirt hier nur in dürftigen Trümmern innerhalb des Pronomens; der Kern der Nomina, die Substantive und selbst die dem Nomen dienenden, und eben deshalb an gegenständlicher Wirkungskraft ihm zunächst stehenden Beiwörter, „Adjective" entbehren ihn. Er hat seine Function, die sinnliche oder geistige Veranlassung, Grund sowohl als Ursache, die auf ein Nomen wirkt, übertragen theils auf den Genetiv, der dazu von einer Seite her wohl befähigt war, indem er den sinnlichen oder geistigen Ausgangsort irgend einer Wirkung auf die Außenwelt bezeichnet, theils auf den Dativ, der ursprünglich die Berührung eines Nomens durch ein anderes oder durch einen anderen Theil des Satzes darstellte. Wo diese Ersatz-Casus nicht ausreichen, treten sogenannte Präpositionen zur Hilfe ein, nebengeordnete Wörter, die für sich allein keine genügende Individualität haben, und daher auch ihre einst allein herrschenden Beziehungen auf die Verhältnisse des Ortes und Raumes zu allen möglichen anderen abstracteren erweitern. Ihre Wirkung ist nur durch Anlehnung an eine an sich schon wirksame Casusform möglich, sie

werden daher ursprünglich vom Casus regiert, und nicht sie regieren den Casus. Doch, je mehr die Casusform ihre Kraft verliert, oder je zahlreicher die Functionen werden, die ihr übertragen werden — beide scheinbar entgegengesetzte Ströme laufen neben einander und durch einander und zwar aus derselben Quelle — desto fühlbarer macht sich die Präposition als die Ursache der Beziehung, die das flectirte Nomen darzustellen hat, und so regieren die Präpositionen den Casus und werden nicht mehr von ihm regiert. Schon im Gothischen ist die völlige Unterordnung der Präposition unter die Casusform verschwunden, sie ist schon beinahe gleichberechtigt. In der späteren Sprache ist, wie überall in dem Bereiche des Nomens, der durchgreifend neue Zustand im Mittelhochdeutschen entschieden: das Althochdeutsche schwankt auch hier zwischen der Vergangenheit und Zukunft. Es hat sogar eine Casusform, die das Gothische kaum noch benutzte, den Instrumental, reichlicher entwickelt, d. h. aus seiner eigenen von dem Gothischen unabhängigen Vorzeit unverletzter überkommen. Selbst das Substantivum, soweit es Masculinum oder Neutrum ist, sammt dem Adjectivum operirt wenigstens in den Singularformen damit ganz geläufig, wenn auch immer in deutlicher Concurrenz mit Präpositionen, und diese nehmen schon in dieser Periode dem Casus mehr und mehr seine selbständige Lebenskraft ab, so daß er allmählich verkommt. Nur einige halbverklungene Erinnerungen, wieder fast ausschließlich auf einige Pronomina beschränkt, bewahrt noch das Mittelhochdeutsche, ja selbst die spätere Sprache, wenn auch hier nur in bis zur Unkenntlichkeit verstümmelter Form. Denn in mhd. mitalle oder auch in deste erkennen wir wohl mit Hilfe der grammatischen Analyse den Instrumental alliu von dem Neutrum allez, und diu. Instrum. von das; das Sprachgefühl der Zeit dagegen

ließ die Wirkung nicht vom Casus, sondern von der Präposition mit oder von dem vorgesetzten, das Verhältniß bezeichnenden des ausgehen. Vollends in heute, mittelhochdeutsch hiute ist jede Erinnerung an den Ursprung aus hiu tagu, zwei Instrumentalen, einem pronominalen und einem substantivischen, erstorben.

Dies eben erwähnte „heute" ist zugleich ein recht handgreifliches Beispiel von der Art, wie die Sprache eine Casusform durch die andere zu ersetzen bestrebt war, wenn eine ihr abstand, wie aber gerade dadurch die mit solchem Zuwachs gesegnete selbst in's Kränkeln gerieth. Eigentlich wäre nur der Locativ berechtigt gewesen, die Vorstellung „innerhalb dieses Tages, an diesem Tage" auszudrücken, der Locativ war aber schon in einer vorgeschichtlichen Zeit untergegangen, so griff das Gothische zu dem Dativ, dem es auch sonst die Functionen des Locativs zum Theil mit Hilfe von Präpositionen übertragen hatte, und bildete „himma daga", zwei Dative. Das Althochdeutsche besaß noch den Instrumental, der dem Locativ jedenfalls noch näher stand als der Dativ, darum bildete es einst hiu tagu, wovon uns nur eine schon verstümmelte Form hiutu in den Denkmälern überliefert wird, wie von hiu jaru, in diesem Jahre, nur hiuru, mittelhochdeutsch und später hiure, heure, hüre, unser heuer übrig blieb.

Nichts beweist aber schlagender das so früh verlöschende Gefühl für die gesammte Flexion der Nomina, vorzugsweise der am meisten dadurch individualisirten Substantiva, als die Wirkung, welche ein der Flexion selbst ursprünglich ganz fremdes Element auf ihre Formen gehabt hat. Die älteste deutsche Declination zeigt, daß alle ursprünglich consonantischen Ausgänge der Grundform des Nomens, an welche die Flexion sich

anfügte, durch vocalische Zusätze erweitert wurden, wozu man die drei Grundvocale a, i, u verwandte. Gleichviel ob bloß lautliche Motive dabei thätig waren, oder ob der Zusatz zugleich eine uns undurchsichtige Veränderung des Nominalbegriffes bedeutete — die Thatsache selbst gehört zu den characteristischen Zügen der germanischen Sprachphysiognomie und sie ist mit Hilfe der grammatischen Analyse selbst dann noch wahrzunehmen, als andere und zwar entschieden lautliche Motive das Verschwinden oder Abschleifen dieser Declinationsvocale veranlaßten. Nur eine einzige auf einen Consonanten ausgehende Nominalform wurde von dieser Revolution nicht berührt, die, wo an die eigentliche Wurzelsilbe das Ableitungselement an hinantrat, also aus brunn —brunn-an wurde. Dieses n bedurfte, um die Flexionsformen sich anzufügen, wahrscheinlich wieder nur aus lautlichen Motiven, keines „Declinationsvocals", aber aus derselben Veranlassung gestalteten sich auch die Flexionsformen hier schon in ihrer ältesten Bezeugung durch das Gothische viel dürftiger als die der vocalischen Declination. Wenn man die Form hanans neben die dagōs, beide Nominative des Plurals, hält, giebt die Analyse dort ein bloßes s zur Bezeichnung des Casus und Numerus, hier das plastische ōs. Dem entsprechend schlossen jene Formen, dem Drucke der Lautbewegung nachgebend, bald so ab, daß selbst das Althochdeutsche nur noch wenige Casus deutlich von einander sondern konnte. Trotz allem sichtbaren Bemühen den Untergang der Form aufzuhalten, was z. B. zu dem seltsamen Ausweg führte, die voller klingende Femininalform des Genetiv Plurals auf die Masculina und Neutra zu übertragen, hanōnō für das gothische hananē, war sie im Mittelhochdeutschen im Vergleich mit der vocalen Declination zu einem bloßen Schatten geschwächt, an dem sich eigentlich nur noch eine

Ahnung von der Bezeichnung des Numerus unterscheiden ließ. Wenn hier neben dem brunne als Nominativ Singular das eintönige brunnen alle Casus des Singular und Plural füllt, wenn dieses brunne, das wir als Masculinum kennen, aber nur im Gothischen und Althochdeutschen deutlich als solches durch seine Formen characterisirt sehen, ebenso gut auch ein Femininum wie zunge, ein Neutrum wie herze sein könnte, dann ist überhaupt der Begriff Flexion zum Spotte geworden. Dem entsprechend hat Jac. Grimm für diese Scheindeclination die Bezeichnung „schwache" eingeführt, die nichts über ihre Bedeutung oder ihre Genesis, aber das Richtige über ihren sinnlichen Eindruck auf die Vorstellung, also das eigentlich Entscheidende für die lebendige Sprache und die lebendige Auffassung der Sprache aussagt. Ihr gegenüber steht dann naturgemäß „die starke", deren so übel zugerichtete Formen selbst noch am Ende des Mittelalters von jenen andern relativ eben so kräftig sich abheben, wie in der gothischen oder voralthochdeutschen Zeit. Denn ein tag, tages, tage, tagen, die thatsächlich vorhandenen Gebilde der damals noch am besten erhaltenen von unseren starken Declinationen, stehen in demselben Stärkeverhältniß für das Sprachgefühl ihrer Zeit zu jenen brunne, brunnen, wie dags, dagis, daga, dag, dagōs, dagē, dagam, dagans zu brunna, brunnins, brunnin, brunnan, brunnans, brunnanē, brunnam, den wirklich vorhandenen Formen beider gothischen Declinationsweisen.

Doch auch hier ist aus der Zerstörung eine Art von neuem Leben erwachsen. Diese dürftigen Flexionen ganz oder fast ganz fallen zu lassen, wie es die Töchtersprachen des Lateinischen gethan haben, dem widerstrebte weniger das plastische Gefühl unserer Sprache, als eine gewisse Schwerfälligkeit oder treue Anhänglichkeit an das Althergebrachte. Neue zu bilden,

war man aber noch weniger gesonnen, oder gerüstet. So operirte man mit den alten Resten auf eine mehr oder minder geschickte Weise. Schon im Althochdeutschen könnte man die erwähnte Uebertragung der weiblichen Form des Genetiv Plurals auf die männliche und neutrale in diese Rubrik ziehen, deutlicher weist Manches im Mittelhochdeutschen darauf hin und noch entschiedener haben die letzten Jahrhunderte des Mittelalters es gethan. Um 1500 war auch hier in gewissem Sinne etwas Neues geschaffen, das aber, wie fast alles in der damaligen Sprache, weder seine volle Consequenz zu ziehen, noch das Alte, auch nur in den engen Grenzen, mit denen sich der neue Bildungstrieb von vornherein begnügen wollte, ganz zu überwältigen vermochte.

Dahin ist zu rechnen die Ausdehnung des Umlauts auf sehr viele Pluralformen, wo er früher nicht statt hatte, weil dieselben nach ihrer Lautunterlage ihn nicht haben konnten. Jetzt setzte sich die Sprache über solche Rücksichten weg und bediente sich des durch den Umlaut gewonnenen kräftigen Lautunterschiedes zur Characteristik der Form, insbesondere zur Trennung der Ein- und Mehrzahl. Ein Wort wie wolf, in dessen sämmtlichen Casus in keiner Periode der Sprachgeschichte ein i, das Werkzeug des Umlauts, erscheinen konnte, bildete jetzt den Plural wölfe. Oder statt wagene d. h. die aus waganā abgeschwächte Nominativform des Plurals oder nagele, auf dieselbe Art zu erklären, findet man jetzt schon häufig wägene oder mit Abwurf des jetzt bei Verlängerung der Stammsilbe verstummenden letzten e, wägen; nägele und nägel, sogar täge von tag. Offenbar hat hier das Vorbild von sehr viel verbreiteten andern Substantiven, die a als Stammwort hatten, gewirkt, ast Plur. äste, weil althochdeutsch astī, balg, Plural bälge aus demselben Grund; aber es würde nicht geschehen sein, wenn

nicht die Erinnerung an die ursprüngliche Vocalisirung der Form ganz verschwunden gewesen war.

Der Umlaut spielte immer in der Declination der Feminina eine Hauptrolle, weil eine sehr große Menge von ihnen seit der althochdeutschen Zeit ihre Flexionen ganz unter die Herrschaft des Declinationsvocals i gestellt hatte. Mittelhochdeutsch war daraus eine fast formlose Bildung, bloß durch die Consequenz der Lautgesetze geworden: Nominativ und Accusativ Sing. hand: hende durch alle übrigen Casus und Numerus mit Ausnahme des Dativ Plurals henden, daneben allerdings für den Singular eine nur im Klang, nicht aber in der Bedeutung abweichende Form, in der durch Verstümmelung der Endungen alle Casus des Singular, nicht bloß der Accusativ, wie der Nominativ lauteten: hand u. s. f. Diesen Zustand griff die spätere Sprache auf und strebte ihn als Regel durchzusetzen, während er vorher Willkür und Zufall gewesen war, so daß von jetzt an wenigstens der Singular hand sich von dem Plural völlig lostrennte und man, wenn man hende oder apocopirt hend hörte, nicht mehr zweifeln konnte, ob einen oder zwei Hände gemeint seien.

Dasselbe Ziel hatte die Sprache im Auge, wenn sie die kräftige Pluralform er, früher ir, vieler Neutra immer weiter ausdehnte. Sie bot den doppelten Vortheil der Anschaulichkeit durch ihren Endconsonanten und durch die umlautende Wirkung, die ihr er, früheres ir, nach dem Sprachgefühl auf die umlautbaren Vocale der Wurzel übte. Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch war buoch als Nominativ, Accusativ, Singular und Plural zu verstehn. Allerdings existirte daneben die Form buochir, büecher, aber neben houbit, houbet, houbt hatte sich kein houbiter gestellt. Jetzt entwickelte sich ein höubter, häubter, das nicht mit dem Singular houbt verwechselt werden konnte.

Wo kein Umlaut denkbar war, wie in bein, brett, kind und dergleichen, gab wenigstens das zugesetzte er den Plural noch energischer, als die immer von der Sprache in der Tiefe erhaltene, selten auf die Oberfläche tretende Endung e, beine, brette, kinde ꝛc. Diese konnte jetzt um so weniger jener andern den Rang ablaufen, als die Sprache überhaupt, wie wir sahen, in ihrem Streben nach Lautconcentration die auslautenden Vocale erbarmungslos beseitigte. Daß eine so handliche Form, wie das neutrale er, noch über ihren Geschlechtsbereich hinausgriff und Wörter, wie dorn, geist, gott, mann, ort, rand, wald ꝛc. schon damals sehr häufig in Pluralform als dörner, geister ꝛc. erscheinen machte, — freilich wie alles in der damaligen Sprache, im chaotischen Gemisch mit den historisch gegebenen Masculinenformen auf bloßes e — darf nicht Wunder nehmen, eher daß es nur so zögernd und vereinzelt geschah.

Am deutlichsten aber zeigt sich der eigenthümliche Trieb, die verfallenden Formen durch die einmal vorhandenen Hilfsmittel der Flexion wieder zu kräftigen, in der schwachen Declination. Wie weit das Mittelhochdeutsche hier schon in der Abtödtung gegangen war, ist oben gezeigt. Jetzt versuchte man entweder eine Zurückführung vieler dahin gehörigen Wörter in die starke, z. B. mittelhochdeutsch schwach herzoge, herzogen u. s. w. Nominativ Singular jetzt stark herzog, Genetiv herzogs, Dativ herzoge; Nom., Acc., Gen. Plur. herzoge, Dativ herzogen, wodurch eine ganze Reihe von Casus wieder lebendig vortrat, oder man verknüpfte schwache und starke Flexionen mit einander und fügte, wo es ging, noch den Umlaut zur Charakteristik des Plural bei, so schade, Genetiv schadens, Dativ, Accusativ schaden, Plural Nominativ schäden u. s. w. wobei dann auch, des Ziel überschießend, schon im Nominativ Singular der Endconsonant eintrat, also schaden, schadens ꝛc.

flectirt wurde, nirgends aber eine alles beherrschende Consequenz, kaum in irgend einer nach Zeit und Ort zusammenhängenden Gruppe, häufig sogar nicht einmal bei einem und demselben Schriftsteller durchdringen konnte, weil hier der neue Trieb der Formen durch die Last der Tradition und der Analogie allzusehr gehemmt wurde.

Es könnte verwunderlich erscheinen, daß neben solchen Verstümmelungen der Substantivdeclination die der Adjective ein verhältnißmäßig energischeres Formgefühl zeigt. Neben dem eintönigen Masculinum hase, hasen ein arger, arges, argem, argen, in Pluralform arge, arger, argen, ebenso neben dem Femininum zunge, zungen ein arge, arger; in Pluralform arge arger, argen. Freilich dürfte man nach ihrem genetischen Schematismus diese Formen nicht nebeneinanderstellen, denn hase gehört der schwachen Declination an, arger der starken. Wir werden nämlich sehen, daß jener tiefgreifende Unterschied starker und schwacher Declination auch für das Adjectiv gilt, nur hier in ganz eigenartiger Verwendung im Gefüge der Rede. Die schwachen Formen des Adjectives sind durchgängig die des Substantivs, weil sie mit demselben Ableitungselement an, das an den Stamm antritt, gebildet sind. Neben arger etc. steht also ein schwaches arge mit seinem eintönigen argen und dieses müßte zu hase gestellt werden. Aber wenn man bloß Form neben Form stellt, ist der Eindruck, den wir oben schilderten, doch berechtigt. Er erhöht sich noch durch die Wahrnehmung, daß in allen andern verwandten Sprachen das Adjectiv seine dienende Stellung entweder durch eine vollständige Anschmiegung an die Formen des regierenden Substantivs oder durch eine gewisse zahme Beschränkung auf eine Minderzahl solcher Formen bethätigt, die das Substantiv reicher entfaltet. So wenn die lateinischen Substantive deus,

oratio, numen, mit dem Adjectiv clemens verbunden, dies nur in der für alle Geschlechter gleichen Form clemens zeigen, während das Masculinum ideus, das Femininum oratio, das Neutrum numen sich so energisch in ihrer Geschlechtsbezeichnung unterscheiden. —

Die vergleichende Grammatik erschließt die äußerlich pragmatische Begründung dieser für das Gesammtdeutsche gültigen Eigenthümlichkeit. Sie zeigt, daß die deutschen starken Adjectivformen aus einer in allen andern Sprachen nur in sehr beschränktem Umfange, beinahe nirgends mit nur einiger Consequenz durchgeführten Spielart der Declination zu erklären sind, die ursprünglich von gewissen Pronominen ausging und auf sie beschränkt blieb. Das Deutsche hat, und dies ist einer seiner Hauptcharacterzüge, das ergriffen, aber zu einem bewußten oder völlig empfundenen Hilfsmittel gemacht, um durch die Uebertragung der pronominalen Declinationsweise auf das Adjectiv es als eine selbständige Classe des Nomens gegenüber dem Substantiv darzustellen. Es geschah, kann man sagen, ebensowohl im Interesse des Substantivs wie des Adjectivs, jedenfalls aber im Interesse der strengeren Begriffssonderung. In den andern Sprachen verschwimmt Substantiv und Adjectiv noch in einander, denn wenn clemens auch eine geschlechtlose Form des Adjectivs ist, so könnte sie ihrer sinnlichen Gestalt nach doch ebenso gut ein Substantiv sein wie rudens und torrens. Das Deutsche hat ebendeshalb seinem Adjectiv diese Form nur da gegeben, wo es begrifflich als wirkliches Adjectiv erfaßt wurde, wo es dazu diente, das dominirende Bild des Substantivs zu ergänzen, wo es also ein Adjectiv im strengsten Sinne des Wortes war. Wo aber das Adjectiv das Bild des Substantivs nicht bloß selbständig ergänzte, sondern wo das Substantiv mit dem Adjectiv zusammen durch einen

besondern Redetheil, den bestimmten und unbestimmten Artikel eine neue Begriffsbezeichnung erhielt, da wählte die Sprache die sogenannte schwache Form, diejenige, die sofort die unlösbare Zugehörigkeit des Adjectivs zum Substantiv darstellte, weil sie selbst substantivisch war und die zugleich in ihrer Bedeutung, so lange sie gefühlt wurde, und das geschah doch wenigstens, als die Sprache sie schuf, die Hauptfunction, der sie dienen sollte, die Isolirung des Substantivs, mit seinem Adjectiv als untrennbare Einheit gedacht, darstellt. Denn das ableitende an, wodurch die schwache Form gebildet ist, bedeutet gerade in diesem Falle das mit Prägnanz was der Begriff der Stammsilbe sagt: setzen wir die Stammsilbe des gothischen Adjectivs blind, so bezeichnet die starke Form in Verbindung mit einem Substantiv, ohne welches der Begriff in der Luft schweben würde, etwa mit dem Substantiv manna, unserem Mann, blinds manna also, einen Mann, welcher die besondere, ihm zukommende Eigenschaft hat blind zu sein. Aber sa blinda manna, die schwache, „dieser und kein anderer Mann mit der genannten Eigenschaft." Zum Zwecke der Hervorhebung des in dieser Situation entscheidenden Umstandes, daß es gerade dieser und kein anderer Mann ist, schließen sich Adjectiv und Substantiv durch die Symbolik der gleichen Flexion einheitlich zusammen. Von diesem ältesten Brauche ist die deutsche Sprache niemals im Principe abgewichen, sie hat ihn nur in ihren verschiedenen Phasen erweitert und vergeistigt, organisch ausgestaltet, freilich aber auch oft, und dies gilt namentlich schon für den Sprachdurchschnitt am Ende des Mittelalters, mechanisch oder handwerksmäßig und schablonenhaft seiner Beseelung entkleidet.

Das am kräftigsten wirkende Moment war die innere Umgestaltung der zur Isolirung des nominalen Begriffes dienen-

den „pronominalen" Hilfsmittel, des sogenannten zeigenden Fürworts, oder Demonstrativ-Pronomens zum bestimmten Artikel, dem sich dann der sogenannte unbestimmte — ein, neben der — als nothwendiger Abschluß dieser ganze Gedankenbewegung anschloß. —

Was das gothische sa blinda manna wollte, wissen wir: von einem Artikel ist hier nicht die Rede, es ist nicht der blinde Mann, sondern der oder dieser blinde Mann. Aber die Sprache hat doch aus diesem sa ihr „der", ihren Artikel gestaltet, lautlich wie geistig. Lautlich insofern das der des gesammten hochdeutschen Zweiges von seiner ältesten Vorzeit an nichts Anderes ist als das gothische sa. Das gothische sa nämlich ist eine Lautform, in welcher das anlautende t der Wurzel, die zum Begriff des Hinweisens oder Isolirens pronominal verwendet wurde, in s übergegangen war. Es geschieht dort wie in andern alten germanischen und andern Sprachen nur im Nominativ des Masculinum und Femininum. Warum gerade hier? wissen wir nicht. Das Hochdeutsche hat überall die einfachen t-Formen, auch im Nominativ, die Althochdeutsch nach den Gesetzen der Lautverschiebung als d aus einem th auftreten. Daß das Althochdeutsch im Gegensatz zu der völlig unbezeichneten Nominativform des gothischen Masculinum sa ein der nach Art aller nicht substantivischen Nomina bildete, ist gleichfalls seine freie That. Das althochdeutsche der blinde man heißt aber nicht mehr bloß dér oder dieser blinde mann, es ist ebenso gut auch schon unser tonloses der blinde mann; auch damals schon eben durch die Tonlosigkeit des ersten Wortes, als etwas ganz Anderes, wie das betonte der, symbolisirt: der blinde man bedeutet der Sprache einen Mann, welcher blind ist, den die characteristische Bezeichnung blind ebenso von allen andern Wesen derselben Gattung unterscheidet wie die Gattung

man von allen andern durch natürliche Gedankenassociation zunächst verbundenen Begriffen, Weib, Kind oder was man sonst will, unterschieden ist. Eben deshalb bedurfte die Sprache aber auch eines neuen bloß auf das eigentliche Zeigen und Herausheben eingerichteten Ausdruck, den sie in ihrem deser, später diser, dieser fand. Das Gothische hatte ihn nicht, weil sein sa dasselbe bebesagte: das Althochdeutsche (und wie es alle übrigen deutschen oder germanischen Sprachen, weil sie alle den bestimmten Artikel erzeugten) bildete sein neues Demonstrativ aus einer Verdoppelung des alten: deser ist de, Stamm von der, mit der s Form desselben Stammes, der wir im Gothischen begegneten, componirt und so freilich „später" als das einfache der oder gothische sa. Uebrigens hatte das Althochdeutsche diese s-Form des Demonstrativ-Stammes anderwärts noch lebendig genug: in dem sogenannten Pronomen der dritten Person, worin das Object, der Gegenstand schlechtweg bezeichnet wird. Hier war dem Gothischen nur die Femininalform des Nominativs Singular si geläufig, das Althochdeutsche und ihm folgend das ganze spätere Hoch- und Niederdeutsch haben auch den Accusativ des gleichen Geschlechts und Numerus, ja sogar die Nominative und wie immer auch die Accusative des Plurals aller Geschlechter damit erfüllt. —

Ganz dasselbe gilt für die noch einfachere Anwendung des Artikels vor dem bloßen Substantiv: der man heißt nicht dér man, sondern in gewisser Beziehung gerade das Gegentheil, einer dem das Prädicat „Mann" und nicht etwa Weib, oder Gott ꝛc. zukommt, ohne daß etwas über die individuelle Bestimmtheit dieses Mannes unter andern desselben Begriffes gesagt oder angedeutet wäre. Hier ist es, wo der sogenannte unbestimmte Artikel ergänzend eintritt. Angelehnt an den Zahlenbegriff der Einheit, hat er diesen ähnlich wie den Demonstrativbegriff

erweitert und vergeistigt und wird im Deutschen jetzt und gewiß von jeher durch die verschiedene Tonstärke im Satze oder im Verhältniß zu seinem nächsten Zubehör characterisirt. Ein man ist der reine Zahlenbegriff im Gegensatz zu zwei ꝛc., ein mán dagegen setzt den Begriff man als in einem Individuum nach dem allgemeinen Schema desselben, heißt also „ein Mann, der das ist, was man sich bei dem Aussprechen des Wortes man denkt". Der Gegensatz dazu ist auf der einen Seite dér man, der einen in seiner Art einzigen oder nur unter diesen Umständen von der Sprache vorgestellten man bezeichnet, nach der andern der mán, wo der Gedanke über die bloße Grenze des Begriffes man hinausgeht.

Eben aus dieser Doppelseitigkeit des unbestimmten Artikels, die, wie leicht zu ersehen, mit seiner viel schwächeren Färbung als sie der bestimmte besitzt, zusammenhängt, erklärt es sich, daß er in der deutschen Sprache später und zögernder als jener sich entfaltet. Jener ist im Wesentlichen schon in unsern ältesten althochdeutschen Sprachdenkmälern fertig, dieser im Isidor, der Matthäus-Uebersetzung, vor allem bei Otfrid noch nicht, oder wer behauptet, daß der ihn kenne, weil er ein allerdings häufig nicht für das Zahlwort 1, sondern im Sinne des spätern Lateinisch Griechisch. unus und εἷς, gleichfalls Wörter der 1 Zahl, dann aber für das sogenannte unbestimmte Pronomen quidam, τις, verwendet, weiß nicht was der unbestimmte Artikel im Deutschen und in den vom deutschen Sprachgeist hier in, wie bei der Schöpfung des dem Lateinischen so ganz fremden bestimmten Artikels berührten romanischen Sprachen bedeutet. — Wie neben der ein deser, so mußte sich neben dem Zahlwortstamm ein auch noch eine besondre Bezeichnung für die Isolirtheit dieses Begriffes — das prägnante oder betonte ein — entwickeln. Das Gothische brauchte das so wenig wie

neben sa ein zweites gleichbedeutendes Demonstrativ. So wurde aus ein — einag gebildet „nur einmal vorhanden", und einig, „irgend einmal vorhanden", beides bald in Mittelhochdeutsch einec, später einig, wie wir sahen, verschmelzend, und daher eine neue Bildung für den Begriff „nur einmal vorhanden" nöthig machend, das schon mittelhochdeutsch nicht ganz seltene, später aber allgemeine „einzig."

Aber wenn das Skelett der Verwendung des Adjectivs und Substantivs durch die ganze mittelhochdeutsche Periode bis zum Schlusse des Mittelalters fest geblieben ist, so haben doch auch hier alle zarteren Theile sehr tiefgreifende Veränderungen, meist nicht zum Vortheil der innern Schönheit der Sprache, wenn auch oft zur Erhöhung der Einfachheit des Ausdrucks, erleiden müssen, besonders dann, wenn der Substantivbegriff durch mehrere Adjective näher bestimmt war, da wo einer allein nicht für den Zweck seiner farbigen Characteristik ausreichte, dann aber auch wenn der adjectivische Begriff nicht unmittelbar an das Substantiv gefügt wurde, sondern ihm, gleichsam wie selbständig gedachte Farbe gegenüber den Contouren, entgegengesetzt wurde, um auf diese Weise der in anderm Falle wesentlich von der Phantasie und der Empfindung beherrschten Aussage die Form eines auf verstandesmäßige Abstraction gegründeten Urtheils zu geben, also: „der Mann ist blind" im Gegensatz zu „der blinde Mann."

Noch das Mittelhochdeutsche hatte in beiden Fällen eine ungemeine Geschmeidigkeit und Feinfühligkeit bewiesen, die ihm allein schon, wenn es sich um einen ästhetischen Richterspruch handelte, seinen Vorzug vor der späteren Sprache verbürgen müßten. Die einfachste Formel der blinde man konnte in der man blinder, der man blind, oder auch, wie wohl allemal schon etwas archaistisch schmeckend, in man der blinde, verändert

werden, wovon jede das feststehende Bild in immer neuer Beleuchtung zeigte. Denn der man blinder hieß der mán, nicht dér man, welchem die Eigenschaft blind zukommt, als eine sein ganzes Wesen nicht sowohl bestimmende, als in dem besondern Fall, z. B. in seinem Gang, Gebärden, es erklärende oder daraus abgeleitete; der man blind dagegen, der Mann, weil er blind ist, Schlüssel, und Mittelpunkt seines ganzen Wesens, und man der blinde ein Mann welcher blind ist. Noch viel zierlicher und geistvoller konnte sich die Sprache äußern, wenn mehrere Adjectiva dazu traten, entweder mit oder ohne verbindendes Nebenwort, wofür damals wie jetzt und gebraucht wurde, sobald es sich um die einfache Nebeneinanderordnung ohne irgend welche beabsichtigte Hervorhebung des einen oder andern handelte, also etwa, um bei relativ einfacheren Fällen stehn zu bleiben, wenn zu blind noch die Signaturen arm und alt dazu treten und zwar in der eben angenommenen Reihenfolge. Der blinde arme alte man ist die schlichteste, nüchternste Formel, bei der die Phantasie und die Empfindung am wenigsten zu thun hat, aber schon wenn eines oder zwei dieser Attribute nachgesetzt werden: der blinde man arm und alt oder der blinde man armer und alter, entstehen Farbentöne, für die unser Auge erst sich schärfen und reinigen muß, um sie aufzunehmen. Oder wenn das eine vorgesetzt: der blinde ärm man alt und dergl. in einer weitgespannten Möglichkeit und Wirklichkeit anderer Variationen uns begegnen, so hat schon das 11. Jahrhundert die meisten dieser feineren Wortfügungen vergessen, höchstens äußerlich und ohne Leben aus der Tradition des mittelhochdeutschen Kunststils der Poesie mit fortgeführt, um sie im 15. auch da fast nicht mehr zu gebrauchen.

Ebenso in dem andern erwähnten Verhältniß des prädicativ, wie man es nennt, gesetzten Adjectivs. Um hier

nur die gewöhnlichsten Fälle zu bezeichnen, so stand es der Sprache frei zu sagen: der man ist blinder und der man ist blind, aber jedes mit merkbar anderer Färbung des Ausdrucks. Das dem Verstand allein genügende war der man ist blind, wobei die zarte Schattirung des durch seine Flexion belebten Adjectivs als unwesentlich aufgegeben und zugleich die hier wegen der Bedeutung des Wortes blind kaum denkbare, anderwärts aber häufig mögliche Confusion mit der Steigerungsform vermieden wurde. Denn diese hatte sich durch die bekannte Einwirkung der Lautgesetze von einem kräftigen ōr oder ir zu einem stumpfen er abgeschwächt, so daß armer oder alter, das die ältere Sprache gewöhnlich mit der in der Bedeutung jener andern ganz gleichen Ableitung ōr gebildet und es armer und alter, nicht ärmer und älter sprach, wie es mit ir durch den Umlaut sich dargestellt hätte, auch der Comparativ von arm und alt sein konnte. In allen Fällen, wo kein Umlaut eintreten konnte, wie in lieber, reiner, war gleichfalls Verwechselung möglich. Sie wurde beseitigt, wenn man die flexionslose Form blind für das prädicative Adjectiv allein verwandte.

Haben hier offenbar Lautverhältnisse gewirkt, die Sprache ungelenker zu machen, um ihre Deutlichkeit zu befördern, so ist in einem andern Falle bloß durch die Lautverhältnisse auch der Bedeutung und der Function adjectivischer Formen Eintrag geschehen. Wo ein Adjectiv zur nähern Bestimmung der Art und Weise, in welcher eine Eigenschaft in einem Substantiv auftritt, oder zu bestimmterer Ausführung eines Verbalbegriffes verwandt wird, wo es also seiner natürlichsten Function als Begleiter des Substantivs entzogen ist, hat die Sprache eine besondere Form dafür gestaltet, die, wenn sie auch ursprünglich Casusform gewesen ist, doch durch ihre Function außer den Bereich der Flexion tritt. Diese Function nennt man von

ihrer häufigsten Verwendung die adverbiale. Das deutsche Adverb hat im Hochdeutschen wenigstens eine sehr deutliche Bezeichnung dafür gehabt — hart der adjectivische Stamm, davon harto das Adverb. Aber auch hier mußte der klangvolle Vocal zum klanglosen e werden, häufig sogar verstummen und so war es natürlich, daß die spätere Sprache ihn bis zum Ende des Mittelalters, ihrer Neigung folgend sich aller ihr überflüssig dünkender Elemente zu entledigen, fast ganz vertilgte. Die Form hart fiel nun mit der ganz anders zu beurtheilenden Form des flexionslosen Adjectivs zusammen, ja auch mit allen den adjectivischen starken und schwachen Formen, in welchen das historisch berechtigte e aus demselben Grunde sehr häufig, wenn auch nicht so ganz allgemein wie im Adverb, abgestoßen wurde.

Gegen solche wirkliche Verluste sind andere, die vielleicht noch mehr ins Ohr fallen, von geringerem Gewichte, obgleich auch sie den doch schon im Mittelhochdeutschen sehr beschränkten Formenvorrath des Adjectivs noch mehr verminderten und dadurch auch sein Verständniß erschwerten. So wenn der Diphthong iu, welcher im Mittelhochdeutschen den Nominativ Singular des starken Femininums, aber auch den Nominativ und Accusativ Plural des starken Neutrums darzustellen hatte, durch das allgemein gültige e ersetzt wurde. Das Mittelhochdeutsche hatte sein iu, man kann wohl sagen, den Lautgesetzen zum Trotz behauptet, jetzt ging es unter und damit die Formentrennung zwischen Nominativ und Accusativ des Singulars des Femininums, so daß nunmehr das latein. bona und bonam in güte zusammenfiel und dies wieder mit dem Nom. und Accus. Plur. des Neutrums, die früher wenigstens von dem Acc. des Fem. sich abhoben.

Zweites Capitel.

Das Verbum.

Seitdem sich der Erforschung der deutschen Sprache eine wissenschaftliche Thätigkeit zugewandt hat, ist immer erkannt worden, daß die Verbalflexion die höchste Leistung sei, zu der ihr plastisches Vermögen sich aufschwang. Wollte man es so verstehen, daß das deutsche Verbum reicher und vielseitiger entwickelt sei als anderswo auf dem Gebiete der verwandten Sprachen, auf die man sich doch füglich zur Vergleichung beschränken müßte, so würde ein einziger Blick auf das lateinische, griechische, indische Verbum die gänzliche Unberechtigung einer solchen Annahme lehren. Aber wenn man es so versteht, daß die deutsche Sprache ihre Verbalflexion verhältnißmäßig kräftiger ausgestaltet und lebensfähiger bewahrt hat, als ihre Nominalflexion, und daß sie dabei ihre beschränkten Mittel so eigenthümlich sinnig und geistreich, wie nirgend anders gebraucht, dann hat jene Behauptung ihr volles Recht.

Der Schlüssel zu dieser Thatsache ist schwer zu finden. So viel wir die Vorgeschichte unserer Sprache kennen, muß sie auch im Verbum einen viel reicheren Schatz von Formen besessen haben, als ihre älteste Urkunde, das Gothische zeigt. Sie hat sich dessen entäußert, warum? ist unbekannt, aber sie hat das ihr gebliebene Gut dann doch wieder mit einer innern Theilnahme gepflegt, die im Widerspruch mit ihrem früheren Verfahren zu stehen scheint.

Etwas Licht wird vielleicht durch folgende Beobachtung gewonnen: gerade das, was die deutschen Verbalformen für unsere Empfindung und gewiß für die jeder früheren Zeit so eindrucksvoll macht, wird durch vocalische Veränderungen in

der Stammsilbe bewirkt. Formen wie gab neben geben, bot neben biete u. s. w. sind es, die das Gefühl kräftiger Plastik in uns erwecken und denen das Nomen, das seine Formen höchstens durch Vocaltrübungen unterscheidet, nichts an die Seite setzen kann. Schon jetzt aber wird jeder, der uns aufmerksam gefolgt ist, bemerken, daß Formen wie gab, bat u. s. w. eigentlich dem Begriff der Flexion widersprechen, wie ja auch der Umlaut der Declination an sich nichts damit zu schaffen hat. Wie die Sprache aber doch dazu gekommen ist sie zu bilden, wird gezeigt werden: waren sie einmal gewonnen, so mußten sie durch Laut und Accent doppelt geschützt, freilich dem Sprachgefühl etwas Anderes sein als die klang- und tonlosen e der Declinationsendungen.

Die deutsche Sprache hat diese kräftigen Bildungen zur Bezeichnung einer der drei Begriffskategorien verwandt, die durch die Flexionen ihres Verbums, ganz so wie in allen flectirenden Sprachen, dargestellt werden sollten. Das Verbum ist Gegensatz zu dem Nomen, und darum ohne das Nomen undenkbar — womit nicht gesagt sein soll, daß in jedem „Satze" Verbum und Nomen vorkommen müsse — also auf keinen Fall ein älteres Erzeugniß des Sprachgeistes, sondern gleichaltrig, in gewissem Sinne sogar jünger als das Nomen, wenigstens so wie es jetzt als Verbum in allen den Sprachen steht, welche Verbum und Nomen unterscheiden, selbst in den semitischen Sprachen. Der Keim des Verbums wie des Nomens ist ein durchaus in der Phantasie und im Gemüthe wurzelnder Eindruck des noch nicht in festen Gestalten dem menschlichen Geiste faßbaren Außen- und Innenlebens. Die erste feste Gestalt, die dasselbe gewann, mußte daher zur Constituirung des Nomens, mit seiner persönlichen Individualisirung des Weltganzen oder des Seelenlebens führen, aber sofort auch den durch einen

solchen Act sich ergebenden Ueberschuß oder Rest an Sprachbildern als Verbum constituiren. Daß dann auf einer folgenden Stufe der Sprachentwickelung die als Nomina geprägten Sprachtheile wieder ihrer nominalen Eigenschaft entkleidet und zu Verben gemacht werden konnten, daß wenn z. B. der Nominalbegriff Tag gegeben war, daraus ein Zustand oder Vorgang abgeleitet wurde, worin dieses persönliche Wesen Tag handelnd und leidend auftrat, versteht sich von selbst, wie das umgekehrte, daß ein echtes und ursprüngliches Verbum wie geben, ein Nomen wie Gabe erzeugte, worin der verbale Begriff nicht durch seine eigene innere Wucht, sondern nach der Art anderer ähnlicher Wörter, die uranfänglich Nomina waren, auch zu einem Nomen wurde. Soweit wir unsere deutsche Sprache urkundlich überschauen — freilich nur eine vergleichsweise kurze Spanne Zeit — sind beide Vorgänge im Durchschnitt mit gleicher Energie vollzogen worden, obgleich es scheinen könnte, wie sich weiter bei den Ableitungen ergeben wird, daß bald der eine bald der andere eine gewisse Begünstigung von Seite unserer Sprache erfahren hat.

Die Begriffskategorien, welche das dem Nomen gegenüber gestellte Verbum in seiner Flexion symbolisirt, sind 1. das Verhältniß der Zeitfolge, 2. das Verhältniß der innern oder äußern Unabhängigkeit oder Abhängigkeit eines Vorgangs oder Handlung von andern Dingen, namentlich von der Vorstellung und dem Willen des Menschen, 3. die Beziehung, in welcher das Verbum innerhalb des Satzgefüges zu dem Nomen als dem andern Haupttheile desselben steht. Dazu kommt noch ein viertes, was nicht überall gleichförmig, hie und da kaum andeutungsweise vorhanden ist, die Bezeichnung ob die in einem Verbum dargestellte Handlung von dem nominalen Hauptbegriffe des Satzes aus oder auf ihn zurückgeht, oder,

wenn das Verbum einen Zustand ausdrückt, ob dieser sich in ihm reflectirt oder unbegrenzt nach außen hin wahrnehmbar gedacht wird. Tempus, Modus, Person, Genus, eine Bezeichnung, die von dem Nomen her mit leicht verständlichem Tropus auf das Verbum übertragen wird, — diese drei, respective vier Begriffssphären haben die Formen, in denen sie sich darstellen, schon in der allein uns zugänglichen ältesten Sprachgestalt so ineinander verschlungen, daß sie, wie die Nominalflexionen, nur mit Hilfe der kritischen Analyse in ihre einzelnen Bestandtheile zerlegt werden. Die deutschen Verbalflexionen haben in ihrer ältesten urkundlichen Bezeugung alle diese verschiedenen Kategorien durch lautliche Hilfsmittel bezeichnet, jedoch mit sehr ungleich vertheiltem Gewichte. Die Zeitunterschiede werden am energischsten deutlich gemacht, darnach folgen im Gewicht die Beziehungen zu dem herrschenden nominalen Bestandtheile des Satzes, dem Subjecte, die Personalflexionen, dann die Bezeichnung der Abhängigkeit der Aussage, endlich die des Genus, das man nach dem oben Gesagten auch hier füglich ein dreifaches wie beim Nomen: Activ, Passiv und Neutrum, nennen kann. Aber fast ohne Ausnahme ist noch eine jede gothische Verbalform sofort nach allen diesen Beziehungen hin kenntlich und die Sprache erfüllt so trotz allen Abweichungen oder allem Zurückweichen hinter einen noch älteren und reineren Typus die ihr vorschwebende Aufgabe.

Wie wir bisher schon öfters wahrgenommen haben, tritt eine durchgreifende Veränderung erst im Mittelhochdeutschen ein und wieder aus der bekannten Ursache. Manche Formen haben unter der Herrschaft der Lautgesetze einen wesentlichen Theil ihrer Characterzüge verloren: die, welche ausschließlich oder vorzugsweise von vocalischen Elementen bestimmt waren. So weit sie nicht von dem Haupttone geschützt wurden, sind sie

auch hier wie in der Declination dem allgemeinen Schicksal in e zu verfallen oder ausgestoßen zu werden erlegen. Dazu kommt noch, daß auch gerade die Consonanten, die in diesen Formen am häufigsten verwandt werden, am meisten gewissen Abschwächungen oder Ausstoßungen ausgesetzt sind, so m und s nach Längen. Das althochdeutsche gebamēs mußte so von selbst zu einem mittelhochdeutschen geben, wir geben, werden, das sich von einem älteren gebēmēs oder gebēn, wir, sie mögen oder sollen geben, nicht mehr unterschied. Die spätere Sprache brauchte auch hier nichts weiter zu thun, als sich dem Thatbestand zu fügen und ihn in ihrer Art noch faßlicher zurechtzulegen, wodurch dann doch noch eine ganze Menge neuer Verluste herbeigeführt wurde, so daß am Schlusse des Mittelalters ungefähr das Gegentheil von dem gilt, was hätte gelten sollen: sehr wenige deutsche Verbalformen sind noch durch sich selbst, ohne anderweitigen Schlüssel zu ihrem Verständniß, in allen den Functionen zu erkennen, die sie erfüllen sollen.

Dieser Zerstörung der Verbalform und dem Unkenntlichwerden ihrer Functionen wurde wenigstens von einer Seite her ein Damm entgegengesetzt. Je nachdem die Verba einfache oder durch Ableitungen in ihrer ursprünglichen Stammform verändert sind, haben alle Sprachen auch die begrifflich davon ganz unabhängigen Formen der Flexion bald schwächer bald stärker verändert. Im Lateinischen z. B. beruht darauf die in den Grammatiken hergebrachte Aufstellung von vier Conjugationen, Verba wie amāre, delēre, finīre, in der 1., 2. 4. Conjug. sind von facere, tegere ꝛc., die der 3. angehören, deshalb getrennt, weil jene durch die vocalischen Ableitungszusätze am Verbalstamme a, e, i, auch eine Veränderung in vielen Flexionsformen erleiden, amas z. B. du liebst, anders geformt ist, wie facis du thust. Es ist leicht zu sehen, daß von einer innern

Beziehung zwischen diesen Ableitungselementen und der Flexion gar nicht die Rede sein kann: bloß durch ihre Laute und deren natürlichen Einfluß auf die Formen, welche die Vorstellungen der Zeit, der Abhängigkeit ꝛc. symbolisirten, haben sie sich einen bald enger begrenzten, bald weiter gehenden Einfluß angemaßt.

Nirgend ist es in weiterem Umfange als im Deutschen geschehen und es läßt sich begreifen weshalb. Diese Ableitungselemente waren hier wie anderwärts vocalisch, sie haben aber nach der deutschen Spracheigenthümlichkeit nicht bloß die Formen die nach ihnen folgten, also die eigentliche Flexion verändert und zwar, weil sie in ihrer ältesten urkundlichen Gestalt sehr klangvoll, ein i, ai, ō waren, mit fühlbarerem Nachdruck als anderswo: sie haben auch auf die Vocale der Stammsilben in vielen Fällen rückwirkende Kraft gehabt, so z. B. wenn schon althochdeutsch aus einem gothischen mit i abgeleiteten Verbalstamm lag -i- ein legi wurde oder noch später aus einem althochdeutschen lōsi ein loese. So greift für die Sprachempfindung nichts so mächtig ein, als dieser Unterschied der Verbalflexionen, der von einem sie ursprünglich gar nichts angehenden Momente bedingt wurde. Ganz so wie bei der deutschen Declination alle andern Momente vor dem einen ursprünglich der Nominalflexion ganz unwesentlichen Unterschied zurücktreten, ob mit vocalischen Zusätzen versehene Themate oder solche, die diesen Zusatz nicht hatten, zu flectiren waren und darnach sich alle deutsche Declination am anschaulichsten in eine starke und schwache gliedert, so auch beim Verbum, und von diesem Gesichtspunkt aus hat man auch die Bezeichnung starke und schwache Conjugation zum obersten Eintheilungsprincip aller deutschen Verba und ihrer Flexionen gemacht.

Nirgend anders tritt aber das Eingreifen dieses Momentes so nachdrücklich hervor als in den Formen in welchen sich uns

jetzt wie von jeher der Unterschied der Zeit ausdrückt, worin der Verbalbegriff sich vollzieht. Daß ein heutiges fährt und spart, obgleich beide von den scheinbar gleichgebildeten fahren und sparen stammen, von einander abweichen, fühlen wir zwar auch, die Geschichte der Sprache erklärt uns auch die Ursache: fährt auf ein älteres farit zurückgehend, hat seinen Stammvocal a durch das i der Flexionsendung it in e oder, wie wir es schreiben ä, verändern müssen, spart dagegen, auf sparēt zurückgehend, dieses sein a erhalten. In beiden Fällen ist die eigentliche Flexion dieselbe, die Formen aber machen durch die Veränderungen des Stammvocals doch einen verschiedenen Eindruck. Oder wenn der Imperativ gib neben lebe steht — während geben und leben in vielen Formen gleich zu sein scheinen — gib weil es zu einem starken Verbum gehört, lebe aus althochdeutsch lebē dessen ē ein Ableitungsvocal, das Kennzeichen und die Ursache der schwachen Conjugation ist. Dieß alles tritt doch weit zurück gegen den Formenunterschied von fuhr und sparte. Eins wie das andere bezeichnet nach allen den Richtungen hin, in denen die Verbalflexion von der Sprache ausgestaltet wurde, dasselbe; das eine drückt genau dasselbe Zeit-, Personen- und Modusverhältniß aus wie das andere, und doch weichen sie in ihrer Configuration so viel stärker von einander ab als fährt und spart. Eben deshalb darf gesagt werden, daß es besonders der durch die Flexion ausgedrückte Zeitbegriff, oder noch genauer die Characteristik der einzigen durch Flexionsmittel im Deutschen von der unbestimmten Zeit, die wir Gegenwart nennen, sich abhebenden und insofern bestimmten Zeit der Vergangenheit ist, die dem Gegensatz zwischen starker und schwacher Conjugation seine eigentliche Drastik giebt. Die starken Präterita auf der einen Seite, die schwachen auf der andern, diese sind es, die,

wir wiederholen es noch einmal, nicht durch die innere Logik der Flexionsbildung selbst, sondern durch die von ganz andern Einflüssen abhängige Geschichte der Sprache sich in die Mitte der deutschen Verbalformen gestellt haben.

Und so war es schon im Gothischen. Das Gothische erschließt aber auch den Einblick in den äußern ursächlichen Zusammenhang des ganzen merkwürdigen Vorgangs. Es zeigt sich in ihm allein mit vollständiger Evidenz wie die starke und die schwache Präteritalbildung organisirt sind. Daß die erste durch innere Hilfsmittel geschehe — Vokalveränderung der Stammsilbe aus geb ein gab, aus fahr ein fuhr — die andere durch äußere Zusätze: te in spar-te, leb-te — würde uns selbst die heutige Sprache zeigen, aber nicht erklären, und wollten wir das älteste Hochdeutsch zu Karl des Großen Zeiten befragen, so würden wir dort zwar überall noch einer reicheren Vocalscala in den einzelnen Formen begegnen, aber daraus selbst gar nichts über die Bedeutung oder die Herkunft derselben erfahren. Das Gothische aber erklärt zuerst, weshalb wir innerhalb der starken Präterita selbst nicht etwa nur einem einzigen Vocalwechsel, sondern einem reich ausgebildeten Vocalspiele begegnen, warum gab auch heute noch anders wie fuhr lautet, dann, wie der Endzusatz, der dem schwachen Verbum seinen Präteritalbegriff giebt, zu verstehen ist. Aber auch das Gothische erklärt nur den äußeren Pragmatismus, die innere Begründung läßt sich entweder nur mit Hilfe eines noch weiter zurückliegenden Sprachstandes, also, da uns dieser unbekannt ist, nur mit Hilfe der Analogie aus den verwandten Sprachen durch die vergleichende Grammatik, oder gar nicht gewinnen.

Wir sehen wenigstens so viel, daß die starken Formen, denen wir uns billig zuerst zuwenden, ihr Vocalspiel, welches der gesammten deutschen Sprache außer dem Gothischen selbst

als ihr einziges Erkennungszeichen gilt, keineswegs von Anfang an d. h. von dem nur vorausgesetzten, aber nicht urkundlich faßbaren Momente gehabt haben, wo sich die deutsche Sprachindividualität als solche von allen andern abhob und zur deutschen Sprache constituirte. Damals hat sie ihre Präterita überall da, wo es reine Verbalstämme zu flectiren gab, nur nach demselben Principe gestaltet, dem wir in den andern verwandten Sprachen bald deutlicher bald minder deutlich als dem eigentlich gestaltenden für den Präteritalbegriff begegnen oder, wo mehrere Präterita unterschieden werden, wie es die meisten Sprachen gethan haben, als Ausdruck der in der Vergangenheit völlig abgeschlossenen Thätigkeit des Verbalbegriffs — unserm jetzigen „ich habe gethan ꝛc." entsprechend, in der herkömmlichen grammatischen Terminologie als „Perfectum" bezeichnet.

Diese Form wurde erzeugt durch vereinte Anwendung aller der Hilfsmittel, die überhaupt für Flexionen verwandt werden konnten. Nicht bloß Zusätze am Ende, sondern eine Veränderung, gewöhnlich eine Verlängerung des Stammvocals, und dazu noch vorgesetzte Lautelemente characterisiren sie und bezeugen die Energie oder die Vorliebe, mit welcher sich die Sprachbildung gerade ihr zuwandte. Daraus läßt sich nicht erklären aber doch vermuthen, weshalb die deutsche Sprache gerade diese einzige Präteritalform erhalten hat, während sie sich an den zahlreichen andern Präteritalbildungen anderer verwandten Sprachen entweder nicht betheiligte oder sie wieder aufgab. Ihre beschränkte Bedeutung als eigentliches Perfect konnte sie natürlich nicht bewahren: sie ist ihr das Präteritum schlechthin in allen denkbaren Modificationen seines Begriffs. Nennen wir sie Perfect, so bezieht sich das also nur auf ihre Form, nicht auf ihren Inhalt.

Das gothische starke Perfect zeigt nun noch alle jene drei

gestaltenden Kräfte, wenn auch schon in sichtlicher Entstellung. Gothische Perfectformen wie lailotum sind aufzulösen, wenn wir in der oben angegebenen Reihenfolge bleiben, 1. in die eigentlich flexiven Zusätze am Ende — um, 2. in die mit verändertem — ō aus ē — Vocal versehene Stammsilbe lōt, 3. in die Vorsatzsilbe lai. Diese Vorsatzsilbe ist, wie überall in der Bildung dieser Temporalform, durch sog. Reduplication entstanden d. h. durch eine Vorwegnahme der wesentlichsten Bestandtheile der Stammsilbe selbst. Daß dafür im Allgemeinen der oder die Consonanten im Anfang derselben gehalten wurden, begreift sich sehr leicht, ebenso, daß nicht die ganze Stammsilbe zu dieser Reduplication verwandt werden konnte oder wenn es geschah, daß es sehr bald unterlassen wurde. So constituirt sich ein reduplicirendes gothisches Perfect, das im Deutschen nirgend anders als im Gothischen sich erhalten hat.

Aber auch hier nur trümmerhaft. In der Mehrzahl der uns bekannten gothischen starken Verba ist nichts davon übrig geblieben. Denn die innere Vocalveränderung, die sie zeigen: — fōr Präteritum zu far — könnte neben und mit der Reduplication schon da gewesen sein. Auch jener Trümmer sind dann völlig in Staub zerfallen, aber etwas davon hat sich, wie es scheint, auf die Stammvocale übertragen und deren Färbung verändert, also nicht von innen, sondern von außen, nur nicht in der gewöhnlichen Art vom Wortende, sondern von dem ursprünglichen Wortanhang her. Das Althochdeutsche zeigt da, wo das Gothische noch die Reduplication hat, eine solche nur scheinbar innerliche Veränderung, für lailot liaz (z für t nach dem früher entwickelten Gesetze der Schärfung, Sibilation des t), während doch nur das o in der gothischen Form laiōt wirklich eine solche war. Bei der Constituirung der hochdeutschen Form ist manches undurch-

sichtig, so auch woher die Besonderheit dieses Doppellautes ia. Möglich, daß die seltsame gothische Gewohnheit die reduplicirende Silbe eintönig mit dem Diphtong ai — lai-lōt — zu versehen nicht ohne Einfluß auf die immer mit e oder i beginnende diphthongische Gestalt des Stammvocals in den althochdeutschen Perfectformen gewesen ist. Wenn man aber geglaubt hat das gothische haihald, das reduplicirende Präteritum des Verbalstammes hald, in einer althochdeutschen Form heialt so wieder zu finden, daß bloß das h des Anlauts der Wurzel geschwunden und auf diese Art das dann noch übrige hei-ald nach allerdings unanfechtbarer sonstiger althochdeutscher Analogie durch heialt dargestellt und daraus endlich hialt geworden wäre, so ist der Sprung von diesem heialt zu hialt, der üblichen Form, doch so groß, daß selbst auf der Etappe heialt kein richtiger Anlauf dazu gemacht werden kann, und überdies ist diese ganze Form heialt selbst weiter nichts als eine nur uns verwirrende, dem Schreiber aber sehr nahe liegende Bezeichnung des zwischen e und i schwankenden ersten Theils des Diphthongen durch zwei Buchstaben, während doch nur einer gesprochen werden sollte. Ebenso wenig erklären aber die einzigen über den Boden noch aufragenden Trümmer der gothischen Reduplication, die das Angelsächsische bewahrt hat. Denn wenn wir hier das gothische rairōd durch reord ausgedrückt finden, sieht jeder ohne viel Scharfsichtigkeit eine verstümmelte reduplicirte Form. Wenn aber hier neben reord und allmählich allgemein rēd gebildet wird, kann Niemand diese ē erklären, so wenig wie das althochdeutsche ia, io, iu, das selbst wieder sofort einen Doppelgänger in ie neben sich hat, das allmählich dieses ganze Lautspiele beseitigte und im Mittelhochdeutschen allein auf dem Platze geblieben ist, freilich um in der späteren Sprache das allgemeinen Schicksal dieses Diphthongen ie zu theilen, das,

wie wir sahen, darin bestand in weitaus den meisten deutschen Mundarten zu einem bloßen ī zusammengedrückt zu werden und nur in denen, die überhaupt nach wie vor ie diphthongisch oder halb diphthongisch sprachen, fortzuleben. Daß die Schrift auch da, wo der Mund ī sprach, gewöhnlich solche ie fortführte, wodurch sie über das Mittelalter hinüber bis in die heutige Orthographie gelangt sind, erinnert wenigstens noch immer an die einstmaligen gothischen Reduplicationen.

So angesehen stünde nichts im Wege den Ausdruck „Ablaut", den unsere deutsche Sprachwissenschaft wiederum J. Grimm verdankt, auch auf diese ie der gothischen reduplicirenden Verba auszudehnen. Er selbst will ihn nur da gebraucht wissen, wo schon im Gothischen nach Abfall der früheren Reduplication der bloße Vocalwechsel im Stamm übrig geblieben war, vielleicht auch in Foge davon sich noch modificirt hatte, also in Formen wie gab zu gib, fōr zu far. Und gewiß ist hier ein viel regeres Leben durch die ganze deutsche Sprachgeschichte, als dort, wo das einförmige ie so bald alles nivellirte. Denn die Vocalwechsel des gothischen, also der eigentliche Ablaut, haben sich fast ohne Wanken, natürlich immer nach den allgemeinen Gesetzen der Vocalveränderungen, im deutschen Verbum bis zum Schlusse der mittelhochdeutschen Periode erhalten. Hier stehen Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch — wenn man vom Gothischen als dem bloß geistigen, aber nicht körperlichen Hintergrund des Hochdeutschen absehen will — einheitlich der späteren Sprache gegenüber. Beide nämlich begnügen sich meist nicht bloß mit einer einmaligen Veränderung des „ablautenden" verbalen Stammvocals im Präteritum: sie bilden nicht bloß gab aus gib, sondern auch gāb, nicht bloß half aus hilf, sondern auch hulf, nicht bloß reit aus rīt, sondern auch rīt, nicht bloß bōt aus biet, sondern auch but, durchlaufen

also eine dreifache Scala, die auch dem naiven Ohr, das weder von ihrer geschichtlichen noch von ihrer physiologischen Begründung eine Ahnung hat, einen ganz andern Eindruck als hielt aus halt, lief aus lauf machen muß. Es ist leicht zu sehen, wo die Veranlassung dieser Beweglichkeit zu suchen ist: Singular und Plural unterscheiden sich dadurch, der Singular z. B. hat gab, der Plural gāb zum Thema. Diese so wie andere Merkzeichen machen es mehr als wahrscheinlich, daß die eigentlichen Flexionsendungen, die natürlich im Plural, schon um diesen zu bezeichnen, andere sein müssen, als die des Singular, diesen Lautwechsel veranlaßt, also eine Form wie althd. Plural gābumēs im Gegensatz zu dem Singular gab gestaltet haben.

Die spätere Sprache aber glich diese Formen aus. Ihr mußte gab nach dem oben entwickelten Einflusse des Wortaccents wie gāb klingen, folglich war der Unterschied, den das feine Mittelhochdeutsch noch zwischen gab und gāben, dem dünnen Niederschlag jenes vollen gābumēs machte, verschwunden. Auch hatte die ältere Sprache in der gothischen Reihe far-fōr selbst vorgearbeitet. Freilich wäre es schwer zu sagen, was wenn einmal ō, althochdeutsch, mittelhochdeutsch uo, erreicht war, noch weiter hätte geschehen sollen, um den Plural „ablautend" vom Singular zu trennen, daher denn auch althd. fuor und fuorumēs, mittelhd. fuor und fuoren. In den übrigen Fällen war es gleichfalls nicht schwer einen mittleren Vocaldurchschnitt, der für Singular und Plural paßte und dem Verstande die Zusammengehörigkeit der Formen unter den Präteritalbegriff deutlich anzeigte, zu finden. Für reit rit wählte man rit, was jetzt ritt wurde, nach dem beliebten Grundsatz der Vocalschärfung durch Consonanten-Doppelung, oder wo diese unthunlich war, trat i, ie geschrieben, an die Stelle: mittelhochdeutsch

steig, Plur. stigen gab so Sing. Plur. stieg; bôt, buten vereinfachte sich in der Form bot. Nur für half, hulf war kein solcher mittlerer Durchschnitt zu finden und hier mußte, wenn doch ausgeglichen werden sollte, eine Form kurzweg die andere verdrängen, entweder half oder hulf siegen.

Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts ist dieser Proceß, wie alle andern, noch nicht entschieden, aber es ist schon zu sehen, wie er sich entscheiden wird. Nicht als ob die alten Formen reit, riten verdrängt wären: manche Mundarten und ganze Gruppen von Sprachdenkmälern, namentlich die oberdeutschen, werden noch fast ganz davon beherrscht, aber andere und zwar in beinahe regelmäßiger Progression öffnen sich immer mehr den neuen Formen. Nur der Ablaut half — hulfen ist fast noch unangetastet, begreiflich nach dem oben Gesagten, oder wo auch er wankt, da begegnet man häufiger einem hulf — hulfen als einem half — halfen: eines historisch so falsch wie das andere.

Gegen diese Vielgestaltigkeit und die Geheimnisse, die sie birgt, ist die „schwache" Präteritalbildung sehr einfach und sehr durchsichtig. Ein gothisches lagida, libaida, lathôda, erweist sich schon durch seine weiteren Flexionen, namentlich den Plural lagi-dêdum ꝛc., als durch Aneinanderschweißung zweier Verbalschemate, des Stammes- und eines Hilfsverbums, gebildet und die vergleichende Grammatik giebt dafür aus allen verwandten Sprachen die überraschendsten Seitenstücke. Daß dieses da—dêd selbst zu dem Verbalstamm unsers „thun" gehört, liegt für jeden Unbefangenen auf der Hand; lagida wäre also: ich that legen, libaida, that leben u. s. w. Die ganze spätere Sprache ist bei diesem bequemen Auskunftsmittel geblieben, das ursprünglich, wie es scheint, ergriffen wurde, um die Ableitungsbestandtheile, die doch so nothwendig zu einem ab

geleiteten Verbum gehören, wie der Fuß zum Bein, zu erhalten und sie nicht durch ihre sonst unvermeidliche Vermengung mit den am Ende zutretenden eigentlichen Flexionsformen zu verwischen.

Die hochdeutsche Sprache hat hier im Grunde nichts weiter gethan, als das gothische Schema nach ihren Lautgesetzen festgehalten. So mußte Althochdeutsch aus lagida legita, aus libaida lebēta, aus lathōda ladōta werden, Mittelhochdeutsch natürlich legete, lebete, ladete, wenn die verstummenden e der zweiten Silbe nicht nach dem früher entwickelten Gesetze ganz ausgestoßen wurden, wie die daneben cursirenden legte, lebte, latte (für ladte) zeigen.

Diese Ausstoßung war schon althochdeutsch im weiten Umfang aber von ganz anderem Sprachgefühl aus in den schwachen Präteritalformen durchgesetzt. Wo die Stammsilbe metrisch lang, also mit an sich langem Vocal oder consonantischem Doppellaut geschlossen war, entäußerte sich die Sprache schon in vorgeschichtlicher Zeit und je später je lieber des i der Ableitung, um dessen willen doch eigentlich die ganze Anlehnung des Hilfsverbums einstmals geschehen ist. Jetzt war das Gefühl für seine Bedeutung ganz erstorben. So konnte nun neben sandita oder später umgelautet sendita ein uraltes san-ta d. h. sand- oder richtiger articulirt sant-ta treten, neben hōrita ein hōrta u. s. w. wodurch die namentlich im Plural schwerfällige Formenfülle etwas gemindert wurde. Denn wenn auch das Althochdeutsche schon consequent jenem Gothischen dēdum kein tātumēs, wie in seinem selbständigen Verbum tuon, unserm thun, entgegengestellt, sondern sich mit tumēs begnügt und dadurch der Form einen mehr flexivischen Schein gegeben hatte, so war ein sentitumēs doch noch immer eine der Sprache widerstrebende Form, schon weil sie so sehr im Widerspruch mit dem Gesetz der absteigenden oder ausklingen-

den Tonvertheilung stand. Die spätere Sprache, die keine solche Scrupel zu hegen brauchte, hielt sich an die einmal gewonnenen verkürzten Formen, sante, oder weicher articulirt sande, hörte und dergl., neben denen ein gedehnteres sendete sehr selten ist, ein hœrte dem feineren Ohr unerträglich wäre. Aber die Formen waren da in den Mundarten, sie arbeiteten sich wieder auf die Oberfläche, zwar nicht so wie sie waren, sondern darin wesentlich unterschieden von jenen durch uralte Syncope oder Ausstoßung des i entstandenen, daß sie fast überall, wo es möglich war, den Umlaut behielten und ihn nur da aufgaben, wo er sich für das älteste wie neueste Sprachgefühl am deutlichsten kenntlich machte, wo er a in e oder ä verwandelte. So wurde jetzt ein hörte, häufiger hœrte geschrieben, immer allgemeiner, aber kein sente oder sende, sondern sante oder sande oder sandte, weil die Schreibung der Zeit für den schwankenden Laut oft dt wählte. Daß zur Constituirung solcher Formen auch das Bestreben beigetragen hat, sie durch Beibehaltung ihres Umlauts mit allen andern desselben Worts deutlich zu verknüpfen, ist gewiß, aber ohne Schranken hat es doch nicht gewaltet, sonst wären Formen wie sante unmöglich.

In dem alten reduplicirenden, dann „ablautendem" Präteritum hat sich die formenbildende Kraft der deutschen Sprache erschöpft. Dieses Präteritum mußte daher ihr genügen und für alle die anderwärts durch eine ganze Fülle selbständiger Gestaltungen bezeichneten Unterschiede der näheren oder ferneren Vergangenheit, des völlig abgeschlossenen oder noch schwebenden Zustandes ꝛc. dienen, wofür nicht bloß das Griechische sein Imperfectum, seine zwei Aoriste, seine zwei Perfecte, zwei Plusquamperfecte verwandte, sondern auch die romanischen Tochtersprachen des Lateinischen ein Imperfectum und Perfectum, sowie Reste des Plusquamperfects sich bewahrt

haben. Allerdings hat das Deutsche versucht diesem Mangel abzuhelfen. Neue Formen wirklicher Flexion zu bilden hat es nicht einmal den Ansatz gewagt, aber es hat die Hilfe eines sehr handlichen und dabei doch auch sehr eindrucksvollen Lautcomplexes benutzt, dem wir in der urkundlichen Geschichte unserer Sprache nur so, nur als dienendes Glied, nicht mehr selbständig begegnen. Es ist das einst ein selbständiges Wort gewesene, schon im Gothischen zu einer nur selten trennbaren „Vorsetzpartikel" herabgesunkene ga — das spätere gi, ge. — Seine schwer zu umschreibende Bedeutung, weil sie wegen der ausgebreiteten Verwendung des Wortes viel zu abstract geworden ist, als daß sie ursprünglich sein könnte, giebt der Verbalform den Begriff der völligen Abgeschlossenheit, also dem Präteritum den der Vollendung, eines eigentlichen Perfects. Goth. sah z. B. heißt „ich war in der Thätigkeit des Sehens begriffen", gasah dagegen, „diese Thätigkeit ist abgeschlossen", also ungefähr unser „sah" und „habe oder hatte gesehen". Die spätere Sprache hat dieses treffliche Hilfsmittel nicht von der Hand gewiesen und noch mittelhochdeutsch ist sach und gesach wie im Gothischen unterschieden, aber da sie unterdessen ein anderes, derberes, wenn auch viel ungelenkeres gefunden hat, so kann es nicht Wunder nehmen, daß sich die spätere Sprache jenes feineren allmählich entäußerte. Schon um 1400 wird sach und gesach nur noch durch archaistische Tradition einzeln festgehalten, um 1500 ist es fast, aber selbst bei Luther nicht ganz, verschollen. Dafür waltet die Umschreibung der sonst durch ge — herausgehobenen Formen mittelst des eben dadurch zu einem Hilfsverbum herabgesunkenen haben sammt dem nominal gefaßten eigentlichen Verbalbegriff, der als sogenanntes Participium der Vergangenheit genommen gerade durch den ihm immer fester anwachsenden Zusatz des

ge — den völligen Abschluß, das eigentlich Perfectische recht wohl bezeichnet und durch haben nur wieder aus seiner nominalen Function in die verbale versetzt zu werden brauchte. Wie einstmals der Stamm unseres „thun" das schwache Präteritum aushelfend bezeichnete, aber sich so mit dem Verbalstamme verschmolz, daß er jeder andern flexivischen Form gleicht und nur durch sprachgeschichtliche Analyse losgetrennt werden kann, so hätte auch dies „haben" eine ähnliche Verbindung eingehen können. Die Nachbarsprachen des Deutschen, die romanischen zeigen, wie man das noch im Mittelalter konnte, wenn man auch kein Perfectum, sondern ein Futurum daraus gewann. So gut wie das lateinische amare habeo dem Italiener, Provenzalen, Franzosen, Spanier u. s. w. ihr amer-ò amar-ai, aimer-ai, amar-é gab, so hätte auch bei gleich plastischem Sinne aus der althochdeutschen Formel habēm ginoman eine wirkliche Form werden können, während sie so, obgleich unerläßlich für die genauere Bezeichnung der Vergangenheit, sogar den wechselnden Einflüssen der Wortstellung in den verschiedenen Satzarten unterworfen blieb — bald habēm ginoman bald ginoman habēm — oder auch allmählich immer häufiger durch zwischengeschobene erklärende Zusätze weit auseinandergerissen werden konnte.

Auch die romanischen Sprachen haben ihren noch erhaltenen Vorrath von Präteritalformen durch dasselbe Hilfsmittel vermehrt, in sichtbarer Wechselwirkung mit der deutschen Sprache, keineswegs aber durch Entlehnung. Noch weniger jedoch das Deutsche durch Entlehnung aus ihnen, denn, von dem Hochdeutschen abgesehen, dessen äußere Berührung mit dem Romanischen eine solche Möglichkeit eröffnen würde, ist das Angelsächsische, das Altnordische, wo jede solche Möglichkeit ausgeschlossen ist, ganz davon erfüllt. Aber wenn das Romanische

diese umschreibenden Präteritalformen ebenso wie das Deutsche nicht in wirkliche Flexionsformen verwandelte, so war es dem Deutschen gegenüber doppelt berechtigt dazu, einmal, weil es eine Reihe solcher für das Präteritum schon besaß, dann weil es sein lateinisches habere auch für das Futurum verwandt hatte, mit dessen Formen diese dann leicht hätten collidiren können.

Das Hochdeutsche hat neben seinem „haben" auch das sog. Verbum substantivum, die ganz abstracte Bezeichnung der Existenz, auf gleiche Art verbraucht. Auch darin ist der einmal gewonnene Typus von der Sprache — abgesehen von kaum nennenswerthen Schwankungen — starr festgehalten worden. Die Verbalbegriffe nämlich, die nicht eine nach außen oder innen gerichtete Thätigkeit, sinnliche oder seelische, ausdrücken, sondern etwas auf sich selbst Gestelltes bezeichnen, ohne daß dabei der Begriff der Thätigkeit ausgeschlossen wäre, verbinden sich, wenn sie verschiedene Abschnitte der Vergangenheit markiren wollen, heute, wie schon im ältesten Hochdeutsch, mit dem Verbum „Sein" d. h. mit den selbst nach Zeit und Ort wechselnden Formen, die unsern Begriff „Sein" ausdrücken; ebenso das rein zuständliche „Stehen" wie das durch und durch thätige „Gehen", das eine wie das andere, weil die Beziehung ihres Wesens nach außen oder auf die Außenwelt wohl hinzu kommen konnte, aber neben der energischen Fülle ihres in sich geschlossenen Begriffes oder des Seelenbildes, das sie erzeugen, unwesentlich erschien.

Daß die deutsche Sprache je eine flexivische Bezeichnung für den zukünftigen Eintritt eines Zustandes oder einer Handlung, ein Futurum, besessen habe, läßt sich wenigstens nicht aus urkundlichen Zeugnissen beweisen. Eine feine Verwendung jener Vorsatzpartikel ga hätte auch hier Ersatz für den Verlust oder den Mangel geben können und wirklich hat die ältere

Sprache Versuche dazu gemacht, freilich aber, da dasselbe Hilfsmittel schon für den vollen Abschluß in der Vergangenheit verwandt wurde, sie nicht zu einer durchgreifenden That gestaltet. Dafür suchte man nach anderem Ersatze, der eine Nothwendigkeit war, sobald sich die Bezeichnung für die Vergangenheit aus ihrer einfachen Unbestimmtheit durch Hilfswörter zu festerer Gruppirung entwickelte. So hat unser „haben" und „sein" endlich unser „werden" für das Futurum erzeugt, allerdings erst nach hartem und langem Ringen. Denn während jene umschreibenden Präterita schon im Beginne der hochdeutschen Sprachurkunden fest stehen gerade so wie um 1500 oder heute, ist unser „werden" dem Mittelhochdeutschen als eigentliches Futurum noch fremd. Erst die in diesem Falle sehr schätzenswerthe nüchterne aber auch verständige Richtung des Geistes der folgenden Jahrhunderte hat der Sprache zu ihrem zwar nicht eleganten, aber durch und durch begriffsgemäßen Futurum mit „werden" verholfen.

Das Gothische allein unter allen deutschen Sprachen hat das Genus des Verbums, dessen innere Bedeutung oben dargelegt ist, durch besondere, wenn auch sehr lückenhafte Flexionsformen bezeichnet. Das Hochdeutsche zeigt keine Spur davon, aber da auch ihm die Nöthigung nahe trat, diesen, weniger für die unmittelbare Anschauung als für das vergleichende Urtheil so wichtigen Unterschied in dem Verhalten der mit dem Verbum verknüpften Nomina am Verbum selbst darzustellen, so wählte es Umschreibungen, wie es die andern unabhängigen germanischen Sprachen auch machten. Aber in diesen griff man fast durchweg zu unserem Hilfsverbum „Sein", was auch schon einzeln das Griechische und das Lateinische gethan hatte und alle romanischen Sprachen, wie so oft in Fühlung mit den germanischen, aber nicht in einseitiger Ent

lehnung; im Hochdeutschen jedoch nahm man nach kurzem Schwanken, wofür das Gothische schon ein Vorbild bot, jenes „werden", das in Verbindung mit dem allein sich darbietenden, zwar nur halb verbalen, aber doch entschieden passivisch verwendbaren Participium, das den völligen Abschluß einer Handlung darstellte: ginoman, was wirklich „genommen" ist, dafür in vieler Beziehung günstiger als jenes „Sein" geartet war, besonders wenn man „ein" auch noch zu der schärferen Markirung des völligen Abschlusses einer Handlung verwandte, wie es bei der Bildung vieler umschriebenen Präterita geschah. So konnte neben unser „ich werde genommen" nicht bloß ein „ich ward genommen", wie neben „ich gehe", ein „ich ging", sondern auch ein „ich bin genommen" neben „ich bin gegangen", ein „ich war genommen" neben „ich war gegangen" treten, ja sogar durch die Verbindung beider Formeln sein und werden die Nüancirung der Begriffe des in der Zeit abgeschlossenen oder noch nicht abgeschlossenen Vorgangs noch weiter fortgesetzt werden.

Die Personenbezeichnung konnte, nachdem sie einmal in unserer Sprache durchgesetzt war, in völliger Uebereinstimmung mit allen verwandten Sprachen durch Anlehnung und Verschmelzung der Fürwörter der 1. 2. 3. Person an den Verbalstamm und mit Berücksichtigung der Zahlunterschiede, also anfänglich auch neben Singular und Plural noch Dual ausdrückend — aber ohne Berücksichtigung der Geschlechtsverhältnisse, weil diese in dem eigentlich regierenden Nomen des Satzes selbst schon genügend sich darstellen — nicht weiter fortgebildet, höchstens abgeschwächt oder verwischt werden. Das geschah, aber doch nicht in dem Umfange, wie in den Declinationsflexionen, die nominale Beziehungen darstellen. Man sieht, daß es im Deutschen weniger ein Gefühl für die Bedeutung der Form, als der zufällige Umstand

that, daß diese Flexionsformen in den meisten Fällen consonantische Ausgänge besaßen. Dadurch rückt die Personalflexion des Verbums auch noch am Ende des 15. Jahrhunderts der um 1000 Jahre älteren ziemlich nahe. Denn in Formen wie gibst oder gar gibest, gibt oder gibet ist doch die Identität mit dem althochdeutschen gibist oder gibest, gibit, gibet unverkennbar. Wahrscheinlich würde sich alles noch besser erhalten haben, wenn die Sprache nicht allmählich sich daran gewöhnt hätte, ihrer in sehr vielen Fällen entrathen zu können. Es war überall da, wo die persönlichen Fürwörter ich, du, er u. s. w., obgleich schon in der Flexionsform, althochdeutsch gibu, gibist, gibit, lautlich oder begrifflich enthalten, noch einmal ausdrücklich gesetzt wurden, anfangs nur, wie es die antiken Sprachen z. B. auch thaten, um den Personalbegriff durch diese abstracte Isolirung schärfer herauszuheben, etwa unser „ich gebe", gegen „ich gebe", dann aber ganz allgemein, gleichsam, als hätte die Sprache nur dann der festen Verbindung von Nomen und Verbum im Satzgefüge getraut, wenn das Nomen, ein Substantiv oder zum Substantiv erhobenes Adjectiv, oder ein dieses ersetzendes Pronomen, auch unmittelbar sinnfällig darauf bezogen werden konnte und nicht etwa durch eine Gliederung des Satzes, Zwischensatz ꝛc. oder wenn derselbe Nominalbegriff mehrere Sätze füllt, von dem Verbum zu weit getrennt wurde. Es scheint, als wenn der Sprache dann die nominalen Beziehungen des Verbums, wenn sie auch durch seine Personalflexion im allgemeinen sicher genug gestellt waren, doch im einzelnen Falle unsicher dünken mochten. Die selbständige Setzung oder Wiederholung des Pronomens machte aber für den Verstand die Personalflexionen des Verbums überflüssig und so kann es nicht Wunder nehmen, daß diese in der späteren Sprache ebenso sehr wie in der älteren, nur in der

älteren mehr in den Mundarten als in dem Gebrauche der gebildeten Schreiber, dem Streben nach möglichster Ausgleichung und Vereinfachung d. h. eigentlich nach einer Zerstörung dessen, was die Flexion sollte und war, nachgaben. So sind die durch ihre Lautverhältnisse zugänglicheren Pluralformen selbst in eigentlich hochdeutschen Sprachdenkmälern oft völlig durcheinandergeworfen: alle 3 Personen gehen auf — en, oder auf ent aus, das erste von der 1. Person auf die andern übertragen, das andere von der 3. Person; oder 2. und 3. haben ent, oder 1. und 3. en, daneben 2. ent oder et. Diese letztere relativ historisch berechtigtste Form ist auch diejenige, die um 1500 sichtlich schon die Oberhand wenigstens in dem mitteldeutschen Sprachbereiche hat, wo sie seit Jahrhunderten ebenso volksthümlich war, wie das Zusammenwerfen von 1. und 3. in geben. Während noch das Mittelhochdeutsche in seinem geben, gebet, gebent ein schwaches Abbild des Althochdeutschen gebamēs, gebat, gebant bietet, ist durch die Vermischung der 1. und 3. Person die Sprache der spätern Zeit wirklich verändert und zugleich noch weiter mit den Formen des abhängigen Modus des Conjunctivs zusammengeworfen, die mittelhochdeutsch noch in der 3. Person geben, neben gebent des Indicativs, sich sonderten. — Dasselbe Streben nach Verähnlichung der Personalendungen oder wenigstens Durchführung eines gleichförmigen Schemas in denselben Personalflexionen verschiedener Tempora, hat noch weiter geführt. Die 1. und 3. Person Singular des starken Präteritums entbehrte im directen Modus, im Indicativ, solange man eine deutsche Sprache kennt, jeder Personalbezeichnung, wie es scheint, weil die Naturmacht gewisser Lautgesetze sie hier zerstört hatte. Aber schon in frühester Zeit bemerkt man Versuche, wenigstens theilweise diese Eigenart zu verwischen: Formen wie hielte,

lage, vermeide, weize ꝛc. begegnen nicht selten; die gebildete Sprache läßt sie nicht in sich eindringen. Doch seit dem 11. Jahrhundert kommen sie überall hervor und hätten sich noch stärker verbreitet, wahrscheinlich durchgesetzt, wenn das Sprachorgan der Zeit ihnen nicht grundsätzlich hätte abhold sein müssen. Wo es nur immer ging, suchte es sich von den klanglosen e der Endsilben zu befreien und dieser Neigung opferte es die andere, durch eine Form wie hielte ꝛc. eine Analogie zu spilte oder spielte, dem schwachen Präteritum von spilen oder spielen, herzustellen.

In der 2. Person derselben Temporal- und Modalform gelang es besser. Sie war im Hochdeutschen wie im Niederdeutschen seltsam genug mit dem Ablaut des Plurals und bloß vocalischem Ausgang gebildet, offenbar ein, freilich in seiner vollständigen Genesis undurchsichtiger Versuch, eine frühere Personalbezeichnung, die der Sprache aus lautlichen Gründen mißliebig geworden war, durch eine Neubildung zu ersetzen. Ein althochdeutsches gābi; mittelhochdeutsches gaebe steht schroff den andern 2 Personen des Singulars gegenüber. Noch dazu war in einigen Verben die dem Gothischen noch allgemein geläufige Endung — t für diese 2. Person des Perfects wirklich erhalten: weis-t von weiz, mah-t von mag u. s. w. So sind denn auch früh Versuche gemacht hier ein gleichförmiges Schema durchzusetzen. Allerlei Mittelstufen, nach Zeit und Ort verschieden vertheilt, wie ein gaeb-es oder -est neben und aus dem mittelhochdeutschen gaebe oder ein selteneres gaebt nach Art von weis-t. Von da war nur ein Schritt zu gabest, was sich ganz fügsam in die Reihe von gab, gaben ꝛc. stellte. Diese Form ist um 1500 schon die entschieden herrschende, keineswegs die ausschließliche, denn häufig sind noch die historisch richtigen mittelhochdeutschen, also gaebe, seltener die Uebergangs-

formen am seltensten die mit bloßem t und diese wieder häufiger unumgelautet — gabt als umgelautet — gaebt, anzutreffen.

Wie dem starken Präteritum, so erging es dem starken Imperativ. Auch hier hat die Sprache schon frühe gestrebt starke und schwache Form — lāz gegen lebe — auszugleichen, indem man jener die vocalische Endung zufügte, lāze für lāz, bevile schon althochdeutsch statt bevil (eigentlich bevilhe und bevilh). Indessen auch hier hat wenigstens hie und da die alte Form und zwar sicher durch dieselbe Ursache wie im Perfect Widerstand geleistet. So sind gib, nim, aber auch bent oder bût ꝛc. fest geblieben und andere wie helfe neben hilf, fliehe neben fleuch wenigstens nicht allgemein durchgedrungen.

Aehnlich erging es der 1. Person des Singulars im starken Präsens Indicativ. Sie war einst gleichfalls durch eine specifisch deutsche Eigenthümlichkeit auf u ausgegangen, hatte darum den Vocal der Stammsilbe wenn er ein i oder u war, als solchen bewahrt. Neben gebames mit seinem vor a entfalteten e steht 1. Sing. gibe; 2. wie im Gothischen gibis, später gibist, 3. gibit. Aber alle mitteldeutschen Mundarten entzogen sich von jeher dieser streng oberdeutschen, aber auch zugleich nicht zwar altniederdeutschen aber altsächsischen Form und bildeten, wie das Gothische es gethan und die Mehrzahl der andern germanischen Zweigsprachen, aus der Endung — a ihr gebe, 2. Person natürlich gibist oder gibis. Diese mitteldeutsche Form verwischte den Unterschied zwischen Indicativ und Conjunctiv, der im mittelhochdeutschen Indicativ gibe gegen Conjunctiv gebe, aus althochdeutschem gebēm, so deutlich hervortrat; aber da die Sprache überhaupt sich gewöhnt hatte, die Functionen des abhängigen Modus der Gegenwart, dessen

übrige Formen — wir erinnern an das oben über die Plurale Gesagte — mit denen des Indicativs so sehr sich vermischt hatten, nicht mehr durch die Flexion oder die Form selbst deutlich zu empfinden, und allerlei andere Hilfsmittel dafür eintreten zu lassen, um das Verhältniß der Abhängigkeit zu characterisiren, so war ihr ein weiteres Zusammenfallen von Formen gleichgültig.

Ueberschaut man alle bisher skizzirten Züge, so ist das Gesammtbild der deutschen Verbalflexion um 1500 zwar nicht sehr abweichend von dem mittelhochdeutschen, aber wo es abweicht, darf das Neue fast in keinem Falle als ein glücklicher Griff der Sprache gelten, wenn man nämlich von der sonst durch Thatsachen begründeten Voraussetzung ausgeht, daß es ihr noch immer darum zu thun war, die gefühlten Bedeutungsunterschiede auch durch fühlbare Formunterschiede zu bezeichnen und sich nicht überhaupt alles flexivischen Characters zu entkleiden.

Drittes Capitel.

Die deutsche Wort-Ableitung.

Die Flexion dient, dem gegebenen Wortbegriff seine Stellung zu andern Theilen einer zusammenhängenden Aussage anzuweisen, der Wortbegriff selbst wird davon nicht berührt: in Tag es ist der Begriff „Tag" derselbe wie in Tag-e, Tag en, in band ist der Begriff „binden" in demselben Umfang enthalten wie in „ich binde". Die im engern Sinn sogenannte Wortbildung durch Ableitung dagegen verändert den gegebenen Wortbegriff, ohne ihn zu zerstören, aufs mannigfaltigste: sie

führt ihn aus einer Wortklasse in die andere, das ist noch die leiseste Veränderung. Wenn aus dem Nomen Tag ein Verbum „tagen" gebildet wird, so besteht die ganze Begriffsveränderung nur in dem allgemeinen Unterschied zwischen Nomen und Verbum, der das einzelne Wort ergreift. Oder wenn aus dem Verbum „stellen" ein Nomen Stellung gebildet wird, so gilt hier umgekehrt dasselbe. Schon lebhafter gefärbt sind Fälle, in welchen dem Wortbegriff eine bestimmte Richtung auf andere gegeben, wenn aus liegen, was einen in sich geschlossenen Zustand ausdrückt, „legen" wird, etwas zum liegen bringen. Noch selbständiger treten Bildungen wie „Aermel" aus Arm, „Kleinod" aus klein auf, in denen zwar die Beziehung der Begriffe unverkennbar ist, aber ebenso unverkennbar auch die neue oder eigenartige Abgeschlossenheit der Bedeutung, die das abgeleitete Wort behauptet.

Diese Modification der Begriffe wird, wie schon erwähnt, von der Sprache durch dieselben Hilfsmittel wie die Flexion dargestellt. Zusätze am Ende des Wortstammes sind das Wesentlichste davon. An sich, soweit wir die Sprachentwickelung übersehen können, unselbständige Lautcombinationen, ebenso wohl bloße Vocale, wie bloße Consonanten, oder Verbindungen von beiden, thun die Hauptsache dabei, außerdem aber ist sehr häufig eine nicht von außen etwa durch Umlaut oder Brechung bewirkte Veränderung des Wurzelvocals damit verbunden, die unzweifelhaft auch zu der Veränderung der Bedeutung mitgewirkt hat, nur daß es selbst in den ältesten durchsichtigsten Sprachbildungen schwer ist, die Grenze zwischen dem Einfluß dieser beiden Elemente zu ziehen. Das oben angeführte „legen" neben liegen unterscheidet sich für uns z. B. nur durch den veränderten Vocal, e gegen ie, d. h. i. Die Sprachgeschichte aber zeigt, daß einst ein lagi-an neben lig-an stand;

das erste war ebenso durch das am Ende zugesetzte i, wie durch die Veränderung des i der Stammsilbe von ligan getrennt. Umgekehrt zeigt ein Wort wie Kleinod, wo Ableitung und Stamm in demselben vocalischen Laute übereinkommen, daß der bloße Zusatz am Ende — od — zu einer sehr fühlbaren Aenderung des Begriffes genügt, was auch für Aermel trotz dem Scheine des Gegentheils gilt, denn das A von Arm ist nur durch den Umlaut, durch das ursprünglich in der Ableitungssilbe — el — gestandene i, nicht aus sich selbst zu Ä geworden. Ein drittes Hilfsmittel der Flexion, wenn auch hier sparsam verwendet: Zusätze vor dem Beginn des Wortstammes — das Deutsche kennt sie, wie wir sahen, nur in den beschränkten Resten des gothischen reduplicirenden Perfects — hat die Wortbildung gleicherweise ergriffen und im ausgedehntesten Umfange verwandt, hauptsächlich um den Stammbegriff zu verstärken oder, was oft auf dasselbe hinauskommt, ein wiederholtes, nicht bloß einmaliges Wirken des Stammbegriffes zu bezeichnen. Auch hier ist neben der Reduplication, die bald vollständiger bald unvollständiger eintritt, sehr häufig, aber nicht immer, ein Vocalwechsel mit thätig, gewöhnlich auch dabei noch das in gewissem Sinne eigentlichste Hilfsmittel der Veränderung des Stammesbegriffes, jene Zusätze am Ende des Stammes, die unabhängig von diesem, nicht wie die Veränderung des Stammvocales in dem Stamme selbst oder in den vortretenden Zusätzen, aus dessen Lautbestandtheilen entwickelt sind.

Die ältere deutsche Sprache in ihrem urkundlich bezeugten Dasein hat sich fast ausschließlich nur der beiden ersten Hilfsmittel bedient, wenigstens wenn sie nach ihrem eigenen Sprachgefühl den Grundbegriff des Stammes, unbeschadet der beabsichtigten Modificationen seiner Bedeutung, auch in der

Ableitungsform noch erkenntlich erhielt. Allerdings aber hat sie in ihrer neuesten Periode eine unübersehbare Masse von reduplicirenden Bildungen gewöhnlich mit, aber auch ohne Veränderung des Stammvocals erzeugt und daß wir ihrer in der Vergangenheit nicht so leicht habhaft werden und je weiter zurück, desto seltener, ist noch kein Beweis für ihr dereinstiges seltneres Vorkommen. Die eigenthümliche Verwendung der meisten davon, die hernach geschildert werden soll, macht es begreiflich, daß sie in den schriftlichen Urkunden, auf die wir allein unsere Kenntniß der Vergangenheit der Sprache gründen, viel seltener angetroffen werden können als in dem ausgedehnten Sprachbereich, der nicht in der Schrift niedergelegt wurde. In der lebenden Sprache greifen wir sie aus dem Leben selbst heraus, und wohl hauptsächlich darum sind oder scheinen sie jetzt so viel häufiger als einstmals.

Wir setzen uns, weil wir uns hier auf dem Boden der Schriftsprache halten müssen, sofort mit diesen eigenthümlichen Gebilden rasch auseinander, um für das Andere mehr Raum zu haben.

Sie treten eigentlich aus dem Begriffe der Ableitung heraus, aber nicht weil sie auch ohne das gewöhnlichste Werkzeug derselben, Zusätze am Ende des Stammes, möglich und auch wirklich sind: ihre Betonung zeigt, daß sie die Sprache nicht als Ableitungen verstanden hat, denn ohne Ausnahme legen sie den Hauptton auf die erste Silbe, die doch an sich keine selbständige Existenz, sondern nur ein Erzeugniß aus der zweiten, der Stamm und Begriffssilbe ist. Sie fallen also für das Sprachgefühl entweder unter die Vorstellung zusammengesetzter Wörter, die eben deshalb keine abgeleiteten sind und auch in ihrer Function in der Sprache etwas ganz Anderes vorstellen sollen, wenn auch nicht immer wirklich vorstellten.

Oder, falls ihr ehemaliger Stamm hauptsächlich durch an ihm vorgenommene Lautverstümmelungen seine Bedeutung verliert, so gelten sie für mit Ableitungen gebildete Wörter: was einst Stamm war, ist zu einem oft gar nicht mehr gefühlten dienenden Gliede herabgesunken.

So haben Bildungen wie das althochdeutsche und mittelhochdeutsche fifalter, guegouch, wiwint für das deutsche Sprachgefühl ihren Nachdruck durch den Accent auf die erste Silbe verlegt, die doch nichts weiter als ein Vorhall der zweiten ist. Die Stammwörter selbst bestehen immer dabei noch isolirt fort: falter, für uns dasselbe wie fifalter, Schmetterling, wint, etwas schwächer als wiwint, das unserm „Sturmwind" gleicht, gouch noch bis an die Neuzeit heran, soviel wie das reduplicirte, schon mittelalterlich neben guegouch gebräuchliche und heute in der Schriftsprache allein herrschende „Kukuk". In den beiden ersten Fällen ist die ursprüngliche Wurzelgestalt noch deutlich und die Vorsatzsilbe der Sprache an sich nichts, denn fi und wi sind keine selbständigen Wörter. Nur gue in guegouch scheint eine Ausnahme zu machen, weil ein Verbum gucken „wie der Kukuk schreien" besteht, doch ist dieses selbst wieder nur von dem Stamme abgeleitet, wie er in gue- aus gouch umgebildet erscheint, also kein ursprüngliches Eigenthum der Sprache, sondern erst denkbar nachdem guegouch schon vorhanden war.

Daß sich die Naturgewalt des Lautes in solchen reduplicirten Bildungen besonders energisch geltend macht, ist leicht zu fühlen. Daher sind sie so häufig zu bloßen Schallnachahmungen, wie in unserm Mumu, Wauwau ꝛc., verwandt, also nicht eigentliche Sprachbilder, sondern nur Klänge, die gar nicht den Versuch machen, den ganzen Kern der Individualität des Gegenstandes symbolisch darzustellen, sondern sich einfach

damit begnügen, eine Aeußerung seiner Thätigkeit, den ihm eigenthümlichen Laut, Stimme, wenn es ein lebendes ist, Schall, wenn ein lebloses, abzuschreiben und dadurch sein Gesammtbild in der Phantasie zu erzeugen. Man kann sie aber ebenso gut als bloße Wiederholungen des Schallwortes ansehen. Diese Wiederholung leistet nur auf einfacherem Wege dasselbe, was die Reduplication, die gewöhnlich doch auch mit einer mehr oder minder eingreifenden Veränderung der Lautbestandtheile des Stammes verbunden ist. Wiederholung verstärkt begreiflich den Eindruck des Lautes, wirkt also auch auf die Thätigkeit der Phantasie. Daher denn auch so häufig eine mehrmalige Wiederholung, besonders in den sogenannten Interjectionen, den Ruflauten, in denen sich nicht die Klänge und Schälle der Außenwelt, sondern die unvermittelte, gar nicht zum Wort gediehene Erregung des Gefühls und der Phantasie offenbart: hahaha, hihihi ꝛc.

Das zweite jener drei erwähnten Hilfsmittel zur Darstellung abgeleiteter Wörter, die Veränderung der Vocale der Stamm- und Haupttonsilbe, ist von unserer Sprache mit großer Vorliebe verwandt worden. Es könnte sogar scheinen, als wenn es hier sich mit einer ausschließlichen Energie durchgesetzt hätte, die ihm anderwärts nicht zu Gebote stand. Im Deutschen nämlich tritt die Veränderung der Vocale zum Zwecke der Ableitung sehr häufig scheinbar ohne Begleitung von Zusätzen am Ende auf, so daß die ganze Kraft der Neubildung allein in dem einen Vocale der Stammsilbe ruht. Wenn wir Formen wie bind, band, bund oder fliesz, flosz, flusz nebeneinander stellen, so scheint hier nichts geschehen, als daß der Vocal sich nach einer gewissen Formel verändert hat. Die Formel ist deutlich die nämliche, wie in dem Präteritalbildungen der starken Conjugation, wo ich binde neben ich band und wir bunden, jetzt

banden, steht. Hier aber handelt es sich nicht um eine Veränderung des Wurzelbegriffes, wie in der Ableitung, sondern um die Angabe der grammatischen Beziehungen des ein für allemal feststehenden Wurzelbegriffes.

Weil aber das sinnliche Mittel zu diesen verschiedenen Zwecken das nämliche ist, so wird auch die Vocalveränderung in der Ableitung mit dem nämlichen Ausdruck „Ablaut" bezeichnet.

Im Hinblick auf die ungemein zahlreichen Fälle, in denen entweder so oder so der Ablaut auftritt, mag man wohl etwas emphatisch sagen, er durchziehe unsere ganze Sprache.

Nüchterner aufgefaßt, ist zuzugeben, daß die deutsche Sprache dieses allgemeine Hilfsmittel der Vocalveränderung wie in der Verbalflexion so in der Wortbildung oder Ableitung sehr originell gestaltet hat. Gerade weil ihr das Bewußtsein für die sonst noch wirkenden Kräfte abhanden gekommen ist, die im Verbum neben dem Ablaut den Präsentialbegriff in einen präteritalen verwandelten, die in der Ableitung bind, band und bund die Thätigkeit des Bindens, das Werkzeug zum Binden, das aus dem Binden Entstehende oder Entstandene von einander unterschieden, ruht für sie aller Nachdruck bloß auf diesem Vocalspiel. Sie hat es deshalb nirgends über die Grenzen ausgedehnt, die ihm durch die Naturgesetze der Laute selbst gesetzt waren: sie ist niemals von einem bind zu einem biend oder bänd oder von einem fliesz zu einem flisz oder flasz geschweift, während sie doch in beiden Fällen dem u wenn auch aus verschiedenen Ursachen eine Stelle gab, in bind, weil die Lautverbindung nd es durch innere Wahlverwandtschaft hervorrief, in vlusz, weil es die ursprüngliche Gestalt des Wurzelvocals selbst war. Wo dieser sich jeder Veränderung durch seine natürliche Beschaffenheit entzog, hat sie in der Ableitung

nicht versucht diese Schranken zu durchbrechen. In der Flexion that sie es, wie wir sahen; aber keineswegs „von innen heraus" sondern durch die Zerstörung der Reduplication ist für haihald, nicht aus haihald, hialt, hielt geworden. So etwas kommt in der Ableitung nicht vor: der Stammvocal von halt ist unter allen Umständen unantastbar und wenn die Sprache Ableitungen bilden will, wie sie das in verschiedenen Perioden durch halt, halta, halte; haltaere, halter, helter; haltanī; haltida; haltnissi, haltag und haltîg, mit Umlaut später heltig gethan hat, mußte sie sich anderer Hilfsmittel, der eigentlichen ableitenden Zusätze am Ende des Stammes bedienen. Daß in halt, unsrem noch jetzt gebräuchlichen männlichen Substantivum, dieser Zusatz schon in einer vorhistorischen Periode unterging, daß wir für die scheinbar auf den bloßen Stamm beschränkte Form halt ein halti ansetzen müssen, das mit i abgeleitet war, lehrt die Vorgeschichte und die wirkliche Geschichte unserer Sprache, denn nur so erklärt sich der umgelautete Pluralis helte neben dem Singular halt. Daß ganz ebenso jene anderen für das deutsche Sprachgefühl bloß durch den Ablaut von einander unterschiedenen Formen nicht auch noch durch wirkliche ableitende Zusätze geschieden waren, daß fliesz eine ehemalige Ableitung mit dem Vocal a, flusz eine solche mit dem Vocal i verloren hatte, durfte die Sprache, wie schon bemerkt, hier vergessen, wenn sie es auch anderwärts, z. B. in der Declination, nicht vergessen hat, wo vlusz seinen Plural vlüsze nur jenem i der Ableitung verdankt und auch die Form fliesz selbst nur deshalb fliesz und nicht fleusz lautet, weil einstmals ein a auf sie rückwirkende Kraft ausgeübt hat.

Wie weit die Sprache in solchem Vergessen ging, lehrt noch eine andere von der Theorie viel bestrittene und mißverstandene, aber doch im innersten deutschen Sprachgefühl wurzelnde

Manipulation, um wirkliche Begriffsveränderungen zu Stande zu bringen. Man könnte sie mit demselben Rechte, wie man die Vocalveränderung Ablaut nennt, auch unter diese Rubrik stellen und consonantischen Ablaut nennen. Sie äußert sich als eine Verhärtung des auslautenden Stammconsonanten, gewöhnlich, aber nicht immer, mit einer Verstärkung und ganz in der Regel des Ablautes sich vollziehenden Vocalveränderung, entweder ohne oder mit zutretenden noch deutlichen ableitenden Zusätzen. Wenn wir schon im ältesten Hochdeutsch neben dem Stamme slif ein slipf, neben sliuf ein slupf, neben snid ein snitz oder sniz, neben ziuh ein zuc, zucken haben, so sind in diesen Formen die harten Doppelconsonanten in pf für f, tz für d, ck für h unverkennbar. Alle diese Bildungen haben ein gemeinsames Gepräge der Bedeutung: sie wächst, verstärkt, verschärft sich, kann man sagen, genau in dem Maße wie der Laut selbst. Aus jedem Lexicon kann sich leicht davon überzeugen wen es das eigene Sprachgefühl nicht lehrt. Daß in den meisten Fällen die Verhärtung des Consonanten sich nach den sonst herrschenden Lautgesetzen erklärt, daß der Untergang eines ehemaligen ableitenden i eigentlich nicht pf statt f, hervorgerufen, sondern das alte p, das hier noch in allen nichthochdeutschen germanischen Sprachen steht, nicht bis zu einem f, sondern bloß bis zu dem Mittelding zwischen p und f pf gelangen ließ, liegt auf der Hand. Aber nicht für alle reicht diese Erklärung aus: von den wenigen hier gegebenen Beispielen paßt sie nicht auf snitz und zuc und die spätere Sprache, die solche Bildungen in immer wachsender, geradezu unübersehbarer Fülle sogar bis heute erzeugte, hat diesen Ursprung der consonantischen Verhärtung völlig vergessen. Was sie beim vocalischen Ablaut thut, thut sie auch hier: sie macht auf eigene Hand Consonantensteigerungen oder -schärfungen

wie in sniz oder zuck, aber immer innerhalb des natürlichen Lautkreises, verwandelt die d wohl in tz d. h. ts, nicht aber in ck oder pf, und fühlt mehr als in der eben nicht immer statthaften ablautenden Vocalveränderung an dem Consonanten das Werkzeug der Begriffsveränderung des Stammes.

Wie sehr die Eigenart der deutschen Sprache solche Bildungen, in denen das Gewicht der Bedeutung in die accentuirte Stammsilbe zusammengedrängt wurde, begünstigen mußte, ist aus allen bisherigen Ausführungen klar. Daß sich schon aus derselben Ursache die eigentlich ableitenden Bildungen durch Zusätze am Ende zu keinem rechten Leben entfalten oder ihr einstmaliges nicht recht behaupten konnten, ist die einfache Consequenz davon. Ob jene Urzeit der deutschen Sprache, die wir nicht aus schriftlichen Zeugnissen kennen sondern nur nach Analogien construiren, schon in dieser Hinsicht ihren besondern Weg eingeschlagen und diese Ableitungen nicht in der Fülle, wie andere verwandte Sprachen, hervorgebracht hat, läßt sich nicht ersehen. Doch liegt die Vermuthung nahe, daß das Urdeutsche, wenn auch darin allen seinen späteren geschichtlichen Phasen weit überlegen, doch im Vergleich etwa mit dem Sanskrit, mit dem Griechischen, mit den slavisch-lettischen Sprachen, selbst mit dem Lateinischen sich durch Armuth oder Einfachheit auszeichnete. Jede der Perioden des historischen Daseins unserer Sprache gewährt die urkundliche Bestätigung dieser Vermuthung; jede ist um so viel reicher an Ableitungen wie sie älter ist und jede spätere um so viel ärmer.

Ein Ersatz dafür konnte auf mancherlei Weise gefunden werden. Blieb man in dem Kreise der ableitenden Lautelemente stehen, so konnte man durch Zusammenfügung mehrerer von ungefähr gleicher Bedeutung die sich mindernde Kraft der früher allein stehenden auffrischen. Oder man ersetzte solche

Gebilde, die schon wegen der natürlichen Abschwächung ihrer Lautbestandtheile ihre Individualität zu verlieren im Begriffe standen, mit andern, die durch energischere Laute dieser Gefahr weniger ausgesetzt waren. Oder endlich, man unterbrach das sonst unumschränkte Walten der Lautgesetze zu Gunsten der Deutlichkeit und Nachdrücklichkeit der Ableitungsform. Auf diese Art erhielt sich die Sprache immer noch viel mehr solche Formen, als sie sonst hätte erhalten können, wenn sie dem Zuge ihrer natürlichen Anlage rückhaltlos wie anderswo, nachgegangen wäre. Die Veranlassung dazu muß man sich als eine entschieden geistige oder aus der Bedeutung stammende denken, wenn auch die Form an sich ursprünglich dabei von Einfluß gewesen sein wird. Wenn eine gewisse Ableitungsform der Sprache wegen ihres häufigen Gebrauchs oder ihrer bequemen Verwendbarkeit besonders lieb geworden war, so wurde die Collision zwischen den zerstörenden lautlichen Mächten, die ihr Gefüge verstümmeln hätten können, und zwischen dem Interesse der Phantasie an einer möglichst kräftigen lautlichen Darstellung der ihr übertragenen Functionen meist zu Gunsten des letzteren entschieden.

In jedem Durchschnitt der Sprachgeschichte kann man zwischen eigentlich lebendigen und mehr oder minder leblosen Ableitungen unterscheiden. Lebendig ist eine solche aber noch nicht deshalb, weil sie sehr häufig im Wörterbuch erscheint, denn das kann auch die bloße Tradition namentlich bei sehr einfachen Gebilden dieser Art bewirken, ohne daß noch irgend ein Gefühl oder Verständniß für ihre Function vorhanden wäre. Nur dann wird man sie recht lebendig nennen, wenn sie fortwährend zu Neubildungen verwandt wird, in denen das Gefühl wirkliche Ableitungen erkennt, Erweiterungen, Einschränkungen oder auf welche andere Art von Veränderung

des Stammbegriffs es abgesehen sein mag. Ob die ursprüngliche Function einer solchen Ableitung immer gewahrt oder mit einer andren vertauscht ist, die ihrer Geschichte weniger entspricht, kommt dabei nicht in Betracht.

So wuchert die vielleicht schon häufigste aller älteren Nominalableitungen, die durch den Zusatz eines älteren aere, noch älteren āri und ari, an das Thema des Begriffswortes, das ebensowohl ein Nomen wie Verbum sein kann, eine persönliche Thätigkeit, daneben auch die leicht daran zu lehnende Orts- oder Heimathsangehörigkeit bezeichnet, in der Sprache des späteren Mittelalters namentlich für diese letztere Bedeutungsnüance. Sie hat zwar gerade das beinahe vollständig verloren, worin ihre sinnliche Kraft einst wurzelte, die Tieftonigkeit und entschieden vocalische Färbung ihrer ersten Silbe, denn einem aere, umgelautet aus āri, begegnet man nicht mehr, selbst ein ære ist in hochdeutschen Schriften sehr selten, häufig allerdings noch in mitteldeutschen, obgleich auch hier die durch das allgemeine Streben noch Abstoßung der auslautenden, tonlosen Vocale begünstigte Form er, und dann gewiß nicht ær, sondern er mit dem klanglosen e, sie verdrängte. Aber sie ist der Sprache durch fortwährenden Gebrauch in lebendigster Erinnerung geblieben und so genügt auch ihr relativ einfacher Lautstand. Allerdings versuchte man ihn einigermaßen zu verstärken, indem man in dem Maße, wie ihre Länge und ihr Tiefton verschwanden, ihr durch consonantische Einschiebsel zu Hilfe kam. Schon im Althochdeutschen zeigen sich die ersten Spuren davon, um im Mittelhochdeutschen häufiger zu werden. Nach der Analogie von wagen-aere von wagen, wo aere zwar nicht zu dem Wortstamme, aber doch zu dem weiter fortzubildenden Wortthema gehörte, wird boge-naere von boge, der Bogenschütze, garte-naere von garte, wilde-naere von wilde, der seine

Thätigkeit auf das Wild gerichtet hat, gebildet und in dieser Art geht die Sprache immer weiter: das umfangreichere Bilde-ner verdrängt das kürzere Bilder, glisznər oder glissner, gleissner das kürzere glisser, wobei zugleich der Ursprung des Themas aus dem älteren geliches-aere von gelichesen, sich verstellen, vergessen und eine Anlehnung an eine damit gar nicht zusammenhängende Wurzel, die wir als Verbum gleiszen noch besitzen, vollzogen wurde, schaffener für schaffer oder umgelautet scheffer ꝛc. Nur wo — er gleichfalls nach schon althochdeutschem Vorgang zur Bezeichnung der Heimathsangehörigkeit verwandt wurde, da drang dies n oder en nicht ein. Gerade diese Function wurde aber dem er in der letzten Zeit des Mittelalters mit Vorliebe aufgetragen. Jeder deutsche Ortsname ohne Ausnahme und sehr viel fremde sind dadurch zu persönlichen Substantiven umgewandelt, deren späterer, aber nicht damaliger Gebrauch sie fast von adjectivischer Natur erscheinen läßt. Damals ist ein Erfurter, Frankfurter, Meinzer entschieden noch ebenso substantivisch, auf sich selbst im Satze stehend wie ein bildener, bogener und die anderen oben gegebenen Beispiele dieser Ableitung in ihrer anderen noch ursprünglicheren Function.

Neben das für das männliche Geschlecht bestimmte — er tritt das weibliche — in mit ungefähr gleicher Lebendigkeit. Aber auch seine frühere Formenbeweglichkeit wird allmählich vereinfacht. Statt — inne, in, in, setzt sich das einförmige in oder was nur eine andere Schreibung ist inn durch. Wie bei der entsprechenden männlichen Ableitung er ist die Sphäre dieses — in unbegrenzt und Neubildungen unmittelbar an persönliche Nomina männlichen Geschlechts mit oder ohne das ableitende — er sind gerade so häufig wie die männlichen mit er. Mennin von mann, junglingin von jungling, änin von ane und dergl.

so wie die schwerfälligen gebererin, kindbetterin, zoubererin und dergl., wenn auch nicht allgemein durchgedrungen, liefern doch den Beweis, wie unbeschränkt hier jeder in die Sprache greifen konnte. Ihren klingenden Vocal i mußte aber diese Endung halten, wenn sie noch lebendig bleiben sollte, denn ein er mit seinem so viel energischeren Consonant mochte allenfalls noch gehen, aber en würde eindruckslos gewesen sein.

Wie stark in manchem Falle die Bedeutung in das Schicksal der Form einer Ableitung eingriff, zeigt wiederum sehr deutlich dasselbe īn, wo es nicht für Substantive, sondern für Adjective gebraucht wurde, die eine stoffliche Beschaffenheit in Folge ihrer materiellen Abstammung ausdrücken sollten. Die Silbe īn, später auch ein in dürn-īn von dorn, girst-īn von gerste, lider-īn von leder, hülz-īn von holz hatte in den angegebenen Beispielen das alte u oder i der Stammwörter von seinem Uebergang in o und e abgehalten, den es in diesen selbst vollzog. Aber dadurch wurde offenbar die Verständlichkeit der Beziehung des abgeleiteten Adjectivs auf seine substantivische Grundlage beeinträchtigt: dürnīn, girst-īn u. s. w. lag zu weit ab von dorn, gerste. So entstand neben dürnīn ein dornīn, oder mit dem allmählich über seine Grenzen sich ausdehnenden und einfach sprachwidrigen Umlaut des o, dörnīn, hölzīn. Griff aber einmal der Umlaut lebendig gefühlt und nicht bloß von früher her überkommen, wie in dürnīn, hülzīn, in den Stamm selbst ein, so lag es nahe Formen wie dörnen und dergl. zu bilden, worin die Sprache ihrer sonstigen allgemeinen Naturanlage willfahrte, die sie in allen andern Fällen, mit Ausnahme der wenigen, wo sie der Bedeutung wegen dagegen gehandelt hatte, frei walten ließ. Diese Ableitungsform — en für īn wurde nun aber wieder zu schwach, um die damit verknüpfte, stark gefühlte Bedeutung zu tragen.

Wenn man nun nicht wieder zurückgehen und ein, īn oder auch nur in nicht festhalten wollte oder konnte, mußte man zu einem Auskunftsmittel greifen, das sich in der Einschiebung eines r bot; ern aus en, wozu leicht verständliche, wenn auch historisch falsche Analogien wie silberen, silbern, aus silber-īn, lideren, lidern aus lider-īn die Handhabe werden. Ja dieses energische r verdrängte wohl auch das eigentlich berechtigte n ganz: ein helffenbeiner, hülzer, lider für — ern that sich hervor, konnte aber doch, da die Masse der immer noch sich vermehrenden en oder ern daneben stand, nicht durchdringen.

Hätte das mittelhochdeutsche ec, dessen Schicksale früher schon beleuchtet wurden, sich nicht in ig lebendig umgestaltet, so würde der Sprache ein ihr doch absolut unentbehrliches Ableitungsmittel verloren gegangen sein. Aber diese Ton- und Lauterhöhung verwischte die feine Nüance in der Bedeutung, welche das mittelhochdeutsche ec noch immer, wenn auch nur im traditionellen Anschluß an das wahrhaft lebensvolle althochdeutsche ag und īg sich gerettet hatte. Von nun an entschied nicht die Bedeutung, sondern nur die Analogie ähnlich klingender gleich gebildeter älterer Wörter, ob der Umlaut durchdringen sollte, oder nicht. Und doch lag gerade hierin der Angelpunkt für den Unterschied der Bedeutung: die umgelautete Form hätte auf altes īg, die unumgelautete auf altes ag zurückweisen sollen, ig aber bedeutete jetzt in allen Fällen wo es verwandt wurde nur eins: die Beschaffenheit des Adjectivs, wie sie sich aus der Eigenart des Substantivs ergab, aus dem es abgeleitet wurde.

Zu den beliebtesten Ableitungen der älteren Sprache gehörten die, wo die Consonantenhäufung — ng durch die Vocale a, i, u mit dem Stamme vermittelt wurde. Die spätere Sprache hat nur zwei davon lebendig erhalten und verwerthet, und die

eine nur in ähnlich erweiterter Gestalt, durch Consonanten-Einfügung, wie wir es sie schon öfter thun sahen, wo ihr die bisherige Form zu schwächlich erschien. Diese eine, die Ableitungssilbe — ling oder eling würde jetzt ohne den Zusatz des l nicht mehr wirksam genug erschienen sein, wie sie es doch im Mittelhochdeutschen gewesen war. Denn ein mittelhochdeutsches bertinc von bart, müed-inc von müede, nīdinc von nīd gab dieselbe Vorstellung wie das spätere mietling, sonderling, weichling, nämlich die in verächtlichem oder mindestens in verdächtigem Sinne geschehene Uebertragung des Wurzelbegriffes auf ein Individuum. Die frühere Sprache hatte Bildungen mit wirklichem — ling, aber in ganz anderer Bedeutung, häufig genug entwickelt und aus ihr blieben eine Menge der späteren Zeit erhalten, ohne durch neue vermehrt werden zu können. Däumling von daum, Jungeling von jung, Silberling u. s. w. so verschieden in ihrer specifischen Bedeutung schillernd, sind doch alle ursprünglich als Bezeichnungen der Abhängigkeit und Zugehörigkeit gefaßt und werden auch als solche immer verstanden. Aber das wirklich lebendige — ling enthalten sie nicht: das ist nur da zu finden, wo einst jenes einfachere — ing allein schon dieselbe Vorstellungsreihe zu erwecken vermocht hatte, jetzt aber, weil es dazu zu schwach erfunden wurde, einer verstärkten Form, obgleich diese schon andere Verwendung gefunden hatte, Platz machte.

Neben dem substantivischen Gebrauch des — ling steht unvermittelt seine adverbiale Form wie blindlingen, gaehlingen, sunderlingen ꝛc. Diese Form, eben weil sie an sich handfest genug war, wurde von der späteren Sprache nicht bloß bewahrt, sondern mit entschiedenster Vorliebe, aber immer nur als Adverb des — ling in seiner alten, nicht in seiner neuen Bedeutung unzählige Male neuge bildet.

Offenbar wirkte darauf die verbreitetste aller Ableitungen des späteren Mittelalters und von da ab bis heute: althochdeutsch — unga, mittelhochdeutsch unge, später schon oft abgestumpft ung. Sie diente nur dazu aus schon fertigen Verbalbegriffen Substantive weiblichen Geschlechts zu bilden, in denen der Verbalbegriff bloß in eine andere grammatische Sphäre, aus dem Verbum in das Nomen gerückt wurde. Daß er dadurch in seiner eigentlichen oder dem Verstande faßbaren Bedeutung nicht verändert werde, begreift sich leicht, aber doch gab ihm diese neue Kategorie eine veränderte Individualität, die sich aus den schon entwickelten Gegensätzen von Nomen und Verbum erklärt: hoffenunge ist insofern doch etwas Anderes als hoffen oder auch als das hoffen.

Daß die lautliche Schwerfälligkeit solcher Ableitungselemente ihrer häufigen Verwendung nicht hinderlich, sondern eher förderlich war, zeigt sich an den so sehr beliebten Bildungen mit — nusse, nüsse, nuss, nus, nüss oder mit dem ebenso berechtigten i, nisse, niss, nis, deren abstracter Sinn: ein Zustand, aus welchem eine Thätigkeit hervorgehen kann, aber nicht hervorgehen muß, der späteren Sprache so zusagte, namentlich wo es sich um eine nur verstandesmäßige Auseinandersetzung innerer Vorgänge handelte — gedächtnüss, verstendnüss, trügnüss und dergl. — wie er der früheren antipathisch war. Darum und wegen des Formenballastes in dieser Ableitung bediente sich ihrer das Mittelhochdeutsche äußerst selten. So knüpfte das 14. Jahrhundert, wo sie zuerst wieder häufiger sich hervorthut, ohne es zu wissen an das Althochdeutsche, dem seine — nessi, nissi, nussi ebenso geläufig waren, wie etwa einem Populärphilosophen oder Moralisten der mittelhochdeutschen Zeit. — Aehnliches gilt für die Ableitung mit — sal — oder sel, die jetzt gewöhnlich unmittelbar an den

Stamm selbst und nicht mehr wie althochdeutsch und meist auch mittelhochdeutsch durch i oder e vermittelt antreten, nicht mehr trüebesal, sondern trübsal lautete und dadurch die Tieftonigkeit des a um so mehr schützte, je gründlicher sie in der aus einem — sali, seli, hervorgegangenen Nebenform sel zerstört war. Einstweilen gingen noch beide Formen neben einander, ohne eine Auseinandersetzung der Bedeutungen zu versuchen, die der Sprache doch an die Hand gegeben war. In bedenksal und zwanksel bedeutet hier sel dort sal das Nämliche, aber die Schriftsprache sucht das vollere sal offenbar gegen den Zug der lebendigen Sprache zu vermehren, daher denn auch verhältnißmäßig so wenig sel, obgleich sie auch ohne tieftonigen Vocal durch ihren consonantischen Laut fest genug gewesen wären. — Gerade so konnte ja auch die Ableitung — isch ohne das tieftonige i bestehen. In der mittelhochdeutschen Kunstsprache hat sie ihr i fast immer in e verwandelt, wahrscheinlich auch in der gleichzeitig lebenden Sprache. Aber auch hier hat das schon öfters bezeichnete Bestreben der späteren Sprache, vollere Formen wieder durchzusetzen, die Schriftsprache zur Wiedereinführung von — isch statt mittelhochdeutsch — esch getrieben. Daß ein Ableitungselement von einer eben so großen Handlichkeit wie Lautkräftigkeit sich der ausgebreitetsten Verwendung empfahl, begreift sich leicht. In seiner Bedeutungssphäre, ausgedehnt und doch wieder so bestimmt begrenzt, wie sie war, hatte es keinen lebensfähigen Concurrenten: was für die Substantive — aere als Bezeichnung der Ortsangehörigkeit und insofern der Abstammung leistet, das that — isch als Adjectivum, so daß es sich als die nothwendige Ergänzung in die Reihe der Ableitungen — ig und en oder ern stellte, ohne mit einer davon zusammen zu fallen.

Daß die deutsche Sprache sich nicht bloß im 14. und 15. Jahrhundert, sondern schon von unvordenklichen Zeiten her einer mög-

lichsten Sparsamkeit in der Gestaltung von ableitenden Formen befleißigt habe, läßt sich nirgends besser als da sehen, wo sie die Größenunterschiede eines und desselben Nominalbegriffes zu bezeichnen genöthigt war. Andere ältere und neuere Sprachen haben diese Aufgabe mit unerschöpflicher Gestaltungslust ergriffen: war sie doch an sich selbst die dankbarste für die Phantasie und den Witz, da sich ganz unwillkürlich an das bloße nach grammatischen Proportionen construirte Maßwerk auch alle möglichen Arabesken des Humors und der Laune ranken konnten. Das Deutsche aber hat kaum irgend einmal der Laune, selten einmal der Stimmung dabei einigen Einfluß verstattet und wenn es seine Begriffe als dem herkömmlich damit verbundenen Maß nicht genügend, also kleiner und geringer darstellen wollte, höchstens eine gewisse und zwar immer gutmüthige Censur des Bedauerns oder der freundlichen Theilnahme für das kleine oder schwache Geschöpf angebracht. Das, was das Mittelmaß nach der andern Seite überschreitet, hat es überhaupt gar nicht durch solche mit dem Worte in eins verwachsene Lautsymbolik darzustellen versucht: es giebt wohl deutsche, ableitende Verkleinerungs- aber keine Vergrößerungsformen.

So weit das Mittelhochdeutsche und seine eigentlich oberdeutsche Sprachfärbung die Sprache bis zum Ende des Mittelalters beherrschten, sind die dort allmächtig herrschend gewordenen Deminutive auf — elīn oder līn, und die daneben nur bescheidener sich hervorthuenden auf bloßes — el, auch in ihrer Stellung geblieben. Daß österreichische, bairische, fränkische auch wohl schwäbische Schriftdenkmäler allmählich für līn, lein einführen — dafür wieder andere der Volkssprache nachgebend — len und le — hat doch der alt überkommenen Form mit einfachem Vocal anderswo keinen Abbruch gethan, wo in der

Haupttonsilbe schon lange jedes mittelhochdeutsche ī mit ei vertauscht war: man liest auch nach 1500 weinlin, zweiglin etc. Mittelhochdeutsch läßt sich eine feine Nuance zwischen līn und el nicht verkennen; die leichtere Form el ist diejenige, die man wenn auch nicht gerade mit dem Namen „Koseform" bezeichnen darf, aber die doch einen weicheren und gemüthlicheren Anstrich hat als die andere. Die spätere Sprache weiß davon nichts: sie wirken beide gleich und nur landesübliche Gewohnheit oder sonstige traditionelle Autorität entscheidet für die eine oder andere, wobei denn deutlich — lin als die verbreitetere und vornehmere gilt.

Schon das Mittelhochdeutsche hatte, weil es andere vielversprechende Ansätze der früheren Sprache zu reicherer Formentwickelung der Deminutive vergaß, das eben deshalb als fremdartig empfundene ekīn aus dem westlichen Niederdeutschen herübergenommen. Aber es war meist nur an den seit und durch Veldeke hereingeführten Fremdwörtern der höfischen Conversations- und Literatursprache haften geblieben und die Fälle wo es, wie ein blüemekīn von bluome ein echt hochdeutsches Wort — das freilich nur in einer anderen Lautgebung auch niederdeutsch: blōme war — ergriffen hätte, sind zu zählen. Daß aber nicht bloß das westliche, fränkische Niederdeutsche, sondern auch das Mitteldeutsche in weitem Umfang in seinen lebenden Mundarten diese Bildung gekannt hat, ist sicher. Seit dem 14. Jahrhundert strömen sie von da aus in der richtigen Form — ichin, bald auch — ichen in die Literatur ein, klangen aber selbst auf ihrem eigenen Boden immer etwas plebejisch und kindelin oder kindlin vornehmer als kindichin oder kindichen. Anderes zum Theil Uraltes, ein bloßes deminutives ī oder i, eni aus ane, büebi aus buobe; oder lī, li statt līn küngeli, eselli — und dergl. konnte nur in der

auch sonst so zähen Abgeschlossenheit der südwestlichen Mundarten sich behaupten.

Ueberblickt man diese Formen, so wird es begreiflich, daß sie zu dürftig waren, als daß die Sprache nicht nach Aushilfe greifen hätte sollen wo sich eine solche bot. Aus ihren eigenen Mitteln wirklich neues zu erzeugen, dazu war sie nicht angethan, aber der Weltverkehr brachte ihr in den fremden Sprachen, die sie berührten, Einiges, was ihr paßte. Sie griff darnach ohne zu fragen, woher es stammte, wenn es nur ihrem Bedürfniß diente. Dies war, um es noch einmal zu sagen, ein doppeltes: die Ableitungsform mußte von möglichst kräftiger Lautwirkung sein und sie mußte nach ihrer Bedeutung sich dazu gebrauchen lassen eine mehr oder minder stark empfundene Lücke des eigenen Vorraths auszufüllen. So erklärt sich das massenhafte Einströmen der beiden Ableitungsformen ie, später i und ei je nach der Schreibmethode, für Substantiva, und ieren für Verba, beide aus dem Romanischen entlehnt, die erste sowie sie die damals in Deutschland geläufigste romanische Sprache, das Nordfranzösische sprach, herübergenommen, die andere gleichfalls unter deutlicher Anlehnung an französische mundartliche Aussprache — ier für er, aimier für aimer — gestaltet.

Schon mittelhochdeutsch ging dies romanische ie über die bloß entlehnten Wörter wie amîe, banekîe, prâerîe etc. hinaus auf deutsche, die dadurch, wie man deutlich fühlt, einen gewissen vornehmen Anstrich erhielten. Später aber, als dieser mit der ganzen übrigen Vornehmheit abhanden gekommen war, gab es doch kaum eine Grenze ihres Waltens. Ihre Bedeutung wurde zwar immer gefühlt, aber wollte man sie definiren, so könnte man nur sagen, daß ie überall da thätig ist, wo einheimische Ableitungen versagen. Als nun noch, gleichfalls nach romanischem Vorbild, eine erweiterte Form mit

eingeschobenem r sich neben der einfacheren einführte: büeberie oder ī oder ei, dieberei, spilerei etc., deren Bedeutung eben deshalb prägnanter sich abschloß, weil sie die Function einer der deutschen Sprache sonst fremden vergrößernden oder verallgemeinernden und zugleich verkleinernden, d. h. mit entschieden abschätzigem Sinn belegten Ableitung auf sich nahm, wie deren die romanische Sprachen so viele haben, da konnte dieser romanische Fremdling in Deutschland für ewig eingebürgert gelten.

Es kam ihm dabei auch zu gute, was jener andern Ableitung mit ieren, trotz ihrer auffälligen Schwere und Steifheit, doch einen so großen Erfolg gesichert hat. Bei beiden wurde die Verlegung des Tones festgehalten wie sie die fremde Sprache ergab. Dies war gegen die deutsche Grundregel, doch wie jede Regel eine Ausnahme gestattet oder verlangt, so auch diese. Es geschah auch nicht bloß durch eine demüthige oder indolente Fügsamkeit gegen fremde Autorität: unsere Sprache wurde dabei offenbar von einem nicht unbegründeten ästhetischen oder Formgefühl geleitet: schade nur, daß ihre Nerven andre Male, wo es noch besser angebracht war, so wenig Empfänglichkeit dafür zeigten. Die Zurückziehung des Tones auf die Stammsilbe, die Entkräftung oder Verstümmelung der Endsilbe brachte der deutschen Rede eine auffällige Monotonie der natürlichen Rhythmik: seitdem man sich immer mehr gewöhnte, die geschriebene Sprache bloß mit dem Auge und nicht mit dem Ohr in sich aufzunehmen, empfanden das freilich immer Wenigere, aber man empfand es doch. Kräftiger noch als durch die nur halb hieher zu rechnenden Ableitungen mit wirklichen Vocalen wurde diese Monotonie durch eine gelegentliche völlige Tonverschiebung unterbrochen, ohne daß doch der eigentliche Genius der Sprachrhythmik dadurch gelitten hätte. —

Daß dabei die auch sonst günstigere Ableitung mit īe im Vortheil war, fühlt man leicht: die nachschleppende deutsche Flexion in ier-en, die das Deutsche, um sich das fremde er des Infinitivs verständlich oder das ganze Wort als Verbum verständlich zu machen, zugesetzt hatte, schädigte seine Lautwirkung. Trotzdem ist es seit dem 12.—16. Jahrhundert in immer wachsender Verwendung, theils um Verba aus allen möglichen Sprachen in deutsche zu verwandeln — zuerst französische, später mehr lateinische und italienische — dann aber auch um den deutschen verbalen Ableitungen aus nominalem Stamme mehr Körperlichkeit zu geben. Seitdem sie ihre alten Vocale i, ē, ō in ein tonloses e herabgewürdigt oder gar ausgestoßen hatten, fehlte ihnen alles, um sie in ihrer Function zu erkennen. Zwar versuchte man es auch durch Mittel, die im Bereich der deutschen Sprache selbst lagen: man schob zwischen Stamm- und Verbalflexion ein — ig ein, das sich an die als Adjectiv so lebensvolle Ableitung — ig lehnte und der Sprache dasselbe zu sein schien, so wenn man statt sün-den nun sünd-ig-en, statt rei-nen, rein-ig-en, statt kün-den, künd-ig-en bildete. Doch ein kreutzigen, schädigen, vertheidigen haben nicht einmal scheinbare Adjective neben sich und sind doch gewagt worden. Aber diese deutsche Bildung hatte gerade an ihrer absteigenden Betonung einen Nachtheil gegen jene fremde, die mit — ieren, die den Hauptton ganz auf die Ableitung verlegte und den Tiefton auf die Stammsilbe, also einmal keck das ganze Herkommen umdrehte. Auch gab die Ableitung mit igen den Verben eine allzu directe Beziehung der in ihnen enthaltenen Thätigkeit nach außen, während ieren nur den allgemein verbalen Begriff ohne eine solche Beschränkung darstellte. So sind die aus deutschem Stoffe genommenen Bildungen hantieren, schallieren, stolzieren auf

sich selbst gestellt, schildern einen Zustand, wogegen ein halbieren, teilieren, wandelieren ganz so wie die mit -igen abgeleiteten eine Beziehung nach außen geben. Dasselbe gilt für die aus der Fremde entlehnten be- oder buhudieren, croijieren, dormieren, die durchaus einen neutralen Sinn haben, wogegen absolvieren, balsamieren, clarificieren sich auf einen bestimmten Gegenstand der Thätigkeit beziehen.

Viertes Capitel.

Wortbildung durch Zusammensetzung.

Während die Ableitung einem festbegrenzten Wortbegriffe durch die dargestellten lautlichen Veränderungen eine Bedeutung giebt, worin der Kern desselben nicht berührt, sondern nur besondere Erscheinungsformen, oft auch nur rein grammatische oder syntaktische Verhältnisse dargestellt werden, beabsichtigt die Zusammensetzung, die man gewöhnlich mit ihr unter die allgemeine Rubrik „Wortbildung" stellt, etwas ganz Anderes. Sie rückt zwei oder mehrere in der Sprache selbständig vorhandene oder einmal vorhanden gewesene Wörter formell und materiell so eng an einander, daß daraus eine neue Begriffsindividualität entsteht, die sich in der grammatikalischen Vereinigung ihrer Bestandtheile zu einem einzigen, flectirten oder unflectirten Worte abspiegelt. Alle verwandten Sprachen bedienen sich dieses bequemen Auswegs, um dem Forschritt der von der Sprache darzustellenden Gedankenbilder der Außen- und Innenwelt zu folgen, ohne immer neue eigentliche Wurzeln oder wie wir sie in ihrer uns allein zugänglichen organisirten Gestalt besser nennen, Wortstämme zu erzeugen. Denn man

begreift leicht, daß es dafür durch die natürliche Beschränkung der Sprachwerkzeuge gezogene, im allgemeinen nicht allzu weit gedehnte Grenzen geben mußte, und im besondern Fall, in der einzelnen Sprache rückten sie durch die Einflüsse der besondern Volksart noch viel enger zusammen. Ohne daß deshalb das plastische Vermögen einer Sprache geschwächt zu sein brauchte, durfte sie doch nach einem Mittel greifen, das ihr erlaubte mit ihrem gewonnenen Schatze auf die fruchtbarste Weise zu wuchern. Je mehr aber eine Sprache die Lust oder die Kraft zu wirklichen schöpferischen Thaten verlor, desto lieber bediente sie sich jenes Mittels, das anfangs nicht Ersatz, sondern nur von der Natur selbst gebotene Ergänzung gewesen war. Nun aber wurde es ein Ersatz für die ihr abhanden gekommene Beweglichkeit in der Erzeugung neuer Wurzelwörter. Ein Schritt weiter und man übertrug der Zusammensetzung die Aufgabe, die schon vorhandenen Wurzel- und Stammwörter in ihrem wesentlichsten Bedeutungsinhalt nur zu modificiren, nicht neue derartige zu zeugen. Die Zusammensetzung rückt dann der Function der Ableitung immer näher, ja verschmilzt wohl gar mit ihr, und nicht der lebendige Begriff eines Wortes, sondern nur die historische Analyse stellt es in die Reihe der zusammengesetzten oder abgeleiteten. So ist z. B. in unserm heutigen „adelig" selbst in der gewöhnlichen Schreibung jede Andeutung seines Ursprungs verwischt. Die Schrift stellt es heute, und mit Recht, wenn sie überall das wäre, was sie sein soll, die treue Wiedergabe der Laute, statt der Wörter und des davon abhängigen Begriffes, zu den tausend anderen adjectiven Ableitungen mit ig wie artig, gütig, richtig, denn man fühlt in seiner Endung keine andere Bedeutung als die dem ig in den erwähnten Beispielen dem Stamme gegenüber zukommt. Die historische Analyse zeigt aber, daß hier eine wirkliche, formell untadel-

hafte Compoſition waltet. Die ſelbſtändigen Wörter adel und lich, das zweite der ſpäteren Sprache nur in begrifflich oft weit aus einander ſtehenden Bildungen wie Leiche und g-leich bekannt, ſind hier genau in derſelben Weiſe wie in Adel-bert, Adel-heid mit einander verbunden. Wer auch die Bedeutung dieſer bert und heid, nicht kennt, fühlt doch, daß ſie einſt eine ſolche hatten und macht ſich, wenn er darüber nachdenkt, eine Erklärung ſo gut es geht, während er adelig und ſogar Adler als einfache Begriffswörter hinnimmt, denn auch in Adler iſt in Schrift und Laut die alte Herkunft aus adel und ar, Aar vergeſſen.

Unſere deutſche Sprache hat ſchon frühe und ſtark ſich dieſem Zuge zu weiterer Verwendung der Wortzuſammenſetzung hingegeben. Er ſteht in Wechſelwirkung mit der verhältnißmäßig ſo beſchränkten Entfaltung des anderwärts lebenskräftigſten und geſtaltungsreichſten Elementes der Ableitung durch dienende Lautzuſätze am Ende des Stammes. Je ſpäter deſto rückſichtsloſer greifen die Zuſammenſetzungen hier in das Gebiet ein das anderwärts oder früher auch im Deutſchen den Ableitungen gehörte, verfallen aber dann auch, wie ſchon die angeführten Beiſpiele zeigen, dem Schickſal gar nicht mehr in ihrer eigenthümlichen Natur gewürdigt, ſondern gleichſam zu einem niedern Range herabgeſetzt zu werden.

Nach der verſtandesmäßigen Auffaſſung ruht in dem durch Zuſammenſetzung neu gebildeten Worte die eigentliche Wucht des Begriffes auf dem zweiten oder letzten ſelbſtändigen Worte, und die vorherſtehenden geben ihm nur die beſondere Färbung oder die eigentlichen Modificationen. In dem lateiniſchen magn-animus von magnus groß und anima Lebenskraft, Seele, iſt demnach anima das eigentlich Weſentliche, magnus das im Vergleich damit Zufällige. Die deutſche Sprache aber vertheilt

das Gewicht der Bedeutung zwischen den einzelnen Theilen gerade entgegengesetzt. Wenn sie das lateinische magn-animus mit großherzig überträgt, rückt sie den Hauptton auf das erste Wort und so hält es sie mit einigen wieder in sich selbst sehr wohl begründeten Ausnahmen bei allen ihren Zusammensetzungen. Sie bekundet damit, daß nicht für den deutschen reflectirenden Verstand, wohl aber für die Gesammtheit der geistigen oder seelischen Mächte, welche das deutsche Sprachbild erzeugen, das erste Glied eines mehrfach gegliederten Wortes eine ähnlich hervorragende Stellung einnehme wie in dem einfachen Worte die Stammsilbe im Vergleich zur Ableitung und Flexion. Nicht ganz dieselbe, weil neben dem auf dem ersten Glied ruhenden Hauptton sich der volle Tiefton auf dem zweiten Glied als Ersatz des Haupttones des sonst selbständigen Wortes erhalten hat, unbekümmert um das alte Gesetz der absteigenden Tonvertheilung, das nicht einmal in der ältesten Zeit der Sprache in diesem Falle gegolten hat. Denn es ist kaum zu denken, daß das Gothische sein zusammengesetztes mati-balg, Speisesack anders als máti-bàlgs betont habe, oder sein thusundifaths, Anführer von 1000, anders als thúsùndifáths, so wenig wie das Althochdeutsche ábantmuos, Abendessen, anders als ábàntmúos, oder mezzisahs, Speisemesser, anders als mézzisàhs.

Doch mußte die Sprache auch hier häufige Ausnahmen gestatten, um den eigentlichen Sinn dieser Manipulation zu bewahren. Wenn sich Begriffe, welche der Seele etwas an sich Einfaches, die Phantasie nicht weiter Anregendes vorstellten, vor allem diejenigen, welche räumliche Verhältnisse, das oben und unten, das vor und hinter und dergl. bezeichneten, als erstes Glied zu einem andern Begriffe stellten, der durch seine eigene Natur das gerade Gegentheil davon, eine unerschöpfliche Fülle

von innern Beziehungen enthielt, wie alle ächten Verba, da wurden jene ersten Glieder von selbst zu einem untergeordneten Bestandtheil des durch die Zusammensetzung gewonnenen neuen Begriffes. Sie verlieren dann ihre eigentliche Bedeutung und springen umgekehrt zu einer mehr oder minder abstracten Allgemeinheit über, die sie nur gleichsam von der Seite her in der verschiedensten Weise bedingend auf den Hauptbegriff des Wortes wirken läßt. Daraus erklärt es sich, daß die deutsche Sprache allen solchen ersten Gliedern von verbalen Zusammensetzungen, den sogenannten untrennbaren Partikeln, die meist nur noch in dieser Verwendung in der Sprache leben, be — ent — er — ge — ver — zer, dann den sogenannten trennbaren, wie durch, für, hinder, über, um, nider, wider, den Ton entweder völlig entzogen und sie mit dem klanglosen e an Stelle früherer voller Vocale ausgestattet hat, die sich in den betonten bī oder bei, ant, ur erhielten, oder sie mit einem Nebenton versieht. Dadurch wird das deutsche Betonungsschema in solchen Zusammensetzungen der Form nach umgestoßen, dem Wesen nach aber erst recht lebendig herausgestellt.

Die deutsche Sprache des späteren Mittelalters hat der Zusammensetzung begreiflich einen größeren Umfang eingeräumt, als die vorhergehende Periode, namentlich das Mittelhochdeutsche, das von seiner angeborenen Neigung und Fähigkeit doch nur einen relativ gemäßigten, dann aber auch immer geistvollen Gebrauch macht. Dagegen hat die spätere Sprache die ungemeine Erweiterung ihres Vorraths an zusammengesetzten Worten doch nur theilweise dadurch erreicht, daß sie auf der von der Geschichte und inneren Construction der Sprache vorgezeichneten Bahn consequent weiter ging. Ihr Bedürfniß war zu groß, als daß es mit dem vorhandenen Bestand gedeckt werden konnte. Sie

hat daher die Grenzen, die ihr angestammt waren, nach mehreren Richtungen überschritten. Sie hat sich damit allerdings eine ganz unverhältnißmäßige Bereicherung verschafft, aber was auf der einen Seite die Mannigfaltigkeit ihrer Darstellungs-Mittel gewann, verlor auf der andern Seite häufig die Anschaulichkeit und klare Plastik derselben und in den meisten Fällen litt darunter die sinnliche Schönheit, die freilich dieser späteren Zeit so viel wie nichts galt.

In diesem eben im allgemeinen characterisirten Gebahren verdient die immer rückhaltloser wuchernde Neigung zu mehrgliedrigen Zusammensetzungen die erste Stelle. Auch die frühere Sprache hatte solche in großer Zahl gehabt, wenn man nur auf die äußere Form, und nicht auf die innere Lebensbedingung ihrer Worte sieht. Ein erbarm-herzig, ein gelichgevar, das eine aus drei, das andere aus vier Gliedern bestehend, sind doch der Geltung ihrer einzelnen Theile nach zweigliedrige Composita und die Sprache ist nur in den seltensten Fällen zu wirklich mehr als zweigliedrigen, drei oder gar viergliedrigen vorgeschritten. Es mußte sie schon die Rücksicht auf die dann entstehenden Betonungsschwierigkeiten abhalten, wenn es nicht andere aus ihrem ästhetischen Feingefühl stammende gethan hätten. Denn in Fällen wie hóubetmànschaft, hóubetmìssetàt, fiel die lautgesetzmäßige Betonungsweise mit der vom Sinne geforderten zusammen, aber sobald Fälle eintraten, wo es anders stand, war es immer störend für die Sprache. Denn ein Hóchzeitleût, oder ein Ámposzstòck erzeugten eine Betonung, die zwar durch das relative Gewicht der Bedeutung unerläßlich, aber doch viel mehr als etwa in Ábendmûos und dergl. der natürlichen Rhythmik des deutschen Wortes und Satzes zuwiderlief. Daß aber durch die immer weiter um sich greifende Belastung der Sprache mit drei und

mehrgliedrigen neuen Zusammensetzungen die schon vorhandenen älteren zweigliedrigen in eine etwas zurückgeschobene Stellung geriethen, ist begreiflich. Das Gefühl für das selbständige Leben der einzelnen Theile und in sofern auch die eigentliche Fülle ihres Gesammtinhalts blieb nur da lebhaft, wo eine ganz energische, möglichst sinnenfällige Gegenständlichkeit des Begriffes das zweite Wort schützte; denn dies war natürlich der Abschwächung mehr als das erste, oder jetzt im Gegensatz zu dem ersten, so weit es nicht seines Tones verlustig gegangen, ganz allein ausgesetzt, eben wegen der auch hier eingreifenden Neigung der Sprache, alle Nebentonsilben als indifferent in der Form und damit auch bis zu einer gewissen Grenze im Inhalt zu betrachten. Umgekehrt, wie das Bestreben den Tiefton gewisser Ableitungssilben festzuhalten, diesen zu einer, wenigstens relativ im Vergleich mit ihren anderen Genossen, erhöhten Lebensthätigkeit verholfen hatte, entwickelte sich jetzt leicht aus dem Tiefton, der in der Zusammensetzung den Hochton des selbständigen Wortes vertrat, eine beinahe völlige Tonentziehung solcher zweiten Glieder von Zusammensetzungen, wenn sie auch durch ihren Lautwerth sehr wohl zur Hegung des Tones geeignet waren. Denn die Substantiva heit, schaft, tum, die Adject. baere, oder jetzt schon allgemein bar, haft, lich, das sehr selten dem alten lich durch ein neues leich ganz gleichwerthig zu bleiben versuchte, gewöhnlich aber mit der verkürzten Form sich begnügte, und sam haben ihre gegen das erste Glied des Wortes so ganz verhallende Bedeutung zuletzt doch nur von dieser in der Geschichte unserer Sprache so tief begründeten Neigung. Sobald die mehr oder minder abstracte oder der kräftigen Individualisirung entbehrende Bedeutung eines Wortes sich damit verband, wie hier in heit, schaft, tum die des Zustandes im allgemeinen, oder in den genannten Adjectiven baere, der

Veranlassung, in haft des mit etwas Individuellem Behaftetseins, in lich die äußere oder innere, nähere oder fernere Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung u. s. w., war das Bild der wahren Zusammensetzung zerstört und auf anderem Wege, jedenfalls aber in sehr schwerfälliger Weise, nichts weiter als eine Ableitung gegeben. Wirklich lassen sich aus der früheren Sprache für alle diese Compositionen gleichwerthige eigentliche Ableitungen auffinden, die völlig dieselbe Function hatten, aber der Zusammensetzung Platz machen mußten, weil ihre äußere Lautform sie zu wenig ins Ohr fallen ließ.

Die Sprache aber schaffte sich für diesen unläugbaren Verlust an wirklichen Zusammensetzungen d. h. solchen, in denen sie selbst, wie sie es begehrte, aus dem neuen Begriffswort noch die ursprünglichen Stammworte heraushörte und fühlte, einen Ersatz. Sie that es durch möglichst weite Eingriffe in das Gebiet der Flexion. Eine Menge früher selbständiger Casusverhältnisse, die in mehreren Worten ausgedrückt waren, wurde jetzt zu einem Einzelworte im Satze. Noch das Mittelhochdeutsche hatte in Wendungen wie ein küneges sun, den Genetiv küneges vollständig von dem ihn regierenden Substantiv getrennt gehalten, nur je nach der Beziehung, die die Sprache dahinein legen wollte, den trennenden Raum für das Gefühl bald schmäler bald breiter erscheinen lassen, so daß die Worte entweder so viel wie unser ein Königssohn oder eines Königs Sohn bedeuten konnten. Jetzt gab die Sprache dieses zarte Verfahren auf und rechnete in jedem Fall wo ein abhängiger Casus durch Einfügung zwischen das regierende Wort und dessen Zubehör in Artikel oder bestimmenden Adjectiven zu stehen kam, ihn als erstes Glied einer wirklichen Composition, so daß sich die einst so mäßige Zahl solcher wie rinder-hirte,

wo noch früher ebenso gut rinder als Genetiv Plural frei zutreten konnte, windesbrūt, sumereszīt, vürstendienest ins unendliche vermehrt und nur da noch die Selbständigkeit des voranstehenden Wortes gewahrt ist, wo es durch den Zusatz eines Artikels oder attributiven Adjectivs gleichsam einen Gegendruck erhält. Doch ist ebendeshalb eine solche Fügung der Sprache im Ganzen, wo sie sich in voller Natürlichkeit bewegt, sehr viel weniger genehm als das Zusammenschweißen mit dem regierenden Nomen, also des sumers oder sommers zeit nicht so mundgerecht wie die sommerszeit u. s. w.

Dieser mächtige Zug, die Mehrzahl aller so sehr häufig erscheinenden vorgestellten Genetive in wirkliche Zusammensetzungen zu verwandeln, mußte überall da sich nicht recht befriedigt sehen, wo die genetivische Form selbst undeutlich geworden wäre. Seitdem der Genetiv von Worten auf unge oder ung, heit, schaft, überhaupt bei allen Femininen mit Ausnahme derer, die noch ihre schwachen Formen — frauwe Genetiv frauwen — richtig bewahrt hatten, mit dem Nominativ so ganz zusammengefallen war, konnte man keine genetivischen Composita davon bilden und doch strebte die verständige oder auf Deutlichkeit gerichtete Sprachauffassung der Zeit wo möglich alle Composita von Substantiven durch Anlehnung an das genetivische Verhältniß sich klar zu machen. Deshalb wurde in den meisten Fällen, wo Feminina mit andern Nominibus eine Zusammensetzung eingingen, auf die der Begriff des Genetivs übertragen werden konnte, auch das energischste Kennzeichen desselben, das s, obgleich es eigentlich nur dem Masculinum oder Neutrum gebührte, angefügt und so entstanden seit dem 14. Jahrhundert zuerst in Mitteldeutschland die Composita mit unges oder ungs — innungesmeister, ladungsbriefe,

warnungsspiegel u. s. w., denen sich dann die freiheitsbriefe, weisheitsweg u. s. w. anschlossen. —

Doch läßt sich nicht verkennen, daß die einigermaßen gebildete Sprache diese unorganischen und nicht einmal bequemen Formen noch mit einiger Zurückhaltung behandelte, obwohl auch sie sie nicht ganz von sich ferne halten konnte.

Dritte Abtheilung.

Erstes Capitel.

Der deutsche Wortvorrath.

Die Geschichte der Ableitung und Wortzusammensetzung ist, wie leicht zu ersehen, ein Hauptstück in der Geschichte des Sprachmaterials, wenn man es als Sammlung der im Gebrauch befindlichen einzelnen Wörter betrachtet. Es ist durch beide Arten der Wortbildung nicht bloß eine Veränderung der lautlichen Formen, die ein früherer Sprachstand zeigte, geschehen, sondern die auf solche Art auch nur aus dem altvorhandenen Sprachvorrath gezogenen Neubildungen führten der Sprache in den meisten Fällen auch neue Begriffe und Vorstellungen zu, die für neue Wörter gelten konnten. Manches davon, was der späteren Sprache im Verhältniß zu der früheren eigenthümliche Färbung giebt, ist schon berührt worden, hier sei nur zusammenfassend daran erinnert, daß die spätere Sprache mit ausgesprochener Vorliebe sich den abstracten Bildungen zuwandte, die früher wohl auch einzeln im Gebrauch waren, aber doch niemals sich in den Vordergrund drängen durften. Die zahllosen neugeschaffenen Wörter mit -unge, ung; nisze, niss; die völlige Verflüchtigung der einstmaligen Bedeutung in den Endbestandtheilen der Zusammensetzungen mit -heit, schaft,

tum und dergl. sind sehr auffällige Symptome davon. Es läßt sich allerdings nachweisen, daß nicht die ganze Sprache auf gleiche Weise damit durchsetzt ist, daß sie von einer bestimmten Richtung der Literatur gepflegt und in dieser, der gelehrten und moralisirenden, gewöhnlich in unmittelbarer Anlehnung an ihre lateinischen Vorbilder der heimischen Sprache zugeführt worden sind und daß doch nur ein kleiner Theil davon sofort in die eigentlich lebende Sprache auch des schriftlichen Gebrauchs einzudringen vermochte. Insofern darf man die aus solcher Quelle stammende Bereicherung des deutschen Wörterbuchs nicht zu hoch anschlagen, so wenig wie die unter ähnlichen Verhältnissen in der Zeit der althochdeutschen Uebersetzungs- und Aneignungsliteratur erfolgte. Aber man darf sie auch nicht zu abschätzig behandeln. Denn einmal zeigt sich doch in allen solchen Bildungen der allgemeine Sprachgeist der Zeit, auch wenn sie nur ein Einzelner wagt oder wenn sie nur für die gemacht oder recht verständlich sind, welche eine bestimmte Summe gelehrten Wissens, namentlich lateinischer Sprachkenntnisse besitzen. Dann konnte es aber auch nicht fehlen, daß nach und nach immer mehrere solcher Wörter ihre Exclusivität abstreiften und sich popularisirten. Wenn man z. B. die verwickelte Geschichte von Worten wie innec-heit, innekeit oder miteleidunge, die um 1500 einen so breiten Raum in der lebenden Sprache einnehmen, mit Aufmerksamkeit verfolgt, sieht man wie das eigentlich Prägnante dieser Begriffe, die wir heute noch ungefähr ebenso damit verbinden — Innigkeit aber auch Innerlichkeit, und Mitleiden — von einem ganz engen Kreise, von der Schulsprache unserer sogenannten Mystiker des 13. und 14. Jahrhunderts ausgegangen ist, welche den der Sprache sonst geläufigen Einzelworten in der Zusammenfügung einen ganz neuen Sinn unterlegten. Nur sie und ihres Gleichen fühlten

zuerst ihre eigentliche Bedeutung, aber weil damit ein Bedürfniß der Sprache oder des gesammten Volksgeistes getroffen war, verbreiteten sie sich bis in das gewöhnliche Leben, wo sie im wahren Sinn des Wortes eine Lücke ausfüllten. Denn hier galt es eine wirkliche Begriffsneuschöpfung, nicht den Ausdruck eines schon vorhandenen Begriffs durch ein neues Wort, wie in anderen Fällen, wo das alte Wort durch irgend welche mitunter offenkundige, mitunter verborgene Ursachen der Sprache unbequem oder verdunkelt worden war. So ist z. B. das mittelhochdeutsche ābunst, āgunst später durch abgunst ersetzt worden, das gerade so viel wie jene besagte. Aber seine Bildung aus abe, ab, und gunst war einer Zeit deutlicher, die in ābunst und āgunst den ersten Theil der Zusammensetzung, die Partikel ā, nicht mehr verstand und sich daher entweder aller damit gebildeter Wörter, wie āgez, ākōsen, ākust, āleibe ꝛc. ganz entledigte — nur das häufigste von allen āmaht, Mangel an Kraft, leistete Widerstand — oder den zweiten Theil der in den meisten Fällen noch immer cursirendes Sprachgut war, beibehielt und durch den Zusatz eines verständlicheren ersten Wortes sicherte. War das zweite Wort selbst wie in bunst veraltet, so mußte auch dies fallen und so trat nun das eine abgunst an die Stelle der zwei älteren, wie gunst selbst bunst und das einfachere anst verdrängt hatte.

Nicht in jedem Falle ist es so leicht, die Ursache des Untergangs und der Neubildung zu entdecken, obgleich man überall als leitenden Grundsatz dieselben Motive festhalten muß. Wo der Sprache durch den geschehenen oder drohenden Untergang eines Wortes ein wirklicher Mangel fühlbar wurde, da war sie sofort bei der Hand ihn zu ersetzen, gerade so wie sie Worte, die durch eine veränderte Richtung des Denkens oder der ganzen Lebenshaltung der Zeit unverständlich und inso-

fern überflüssig wurden, entweder ganz aufgab, oder ihnen eine neue Bedeutung einprägte. Das erste geschah dann, wenn das Wort von einer früheren Culturperiode gleichsam ganz aufgesogen, von ihrer Individualität so völlig durchdrungen war, daß es eben nur in und mit ihr und nur als das was es ein und für allemal vorstellte, zu existiren vermochte. So etwa das einst so populäre Adjectiv balt, dessen eigenthümlich heroisch-romantische Färbung des Begriffes „kühn, streitmuthig" ein für allemal mit der Vergangenheit verwachsen war. Auch im 14. und 15. Jahrhundert gab es tapfere und kühne Männer genug, aber die Bezeichnung balt paßte doch nicht mehr auf sie, sondern ganz nur auf die Helden unseres volksthümlich-romantischen Epos, auf Sigfrid, Dietrich, weniger auf die ritterlichen Ideale eines Parzival, oder selbst eines Kaiser Karl. Die spätere Zeit fühlte nur eine Bedeutung aus dem ihr undurchsichtigen Kerne des Wortes heraus, die der Schnelligkeit, der Vordringlichkeit und auch diese würde sie vergessen haben, wäre nicht das Adverbium balde, balt, schon länger von der Sprache gerade nach dieser Richtung freier und dadurch lebenskräftiger ausgebildet worden. Oder ein anderer nahe daran streifender und gleichsam wahlverwandter Begriff, ellen, der eigentliche Schlachten- oder Kampfesmuth, oder wīc, und davon wīgant, aus dem Participium zum Substantiv erhoben, worin das allgemeine Bild des Kampfes und Kämpfers eine so specifische Färbung erhalten hatte, daß eine andere Zeit mit ihrer veränderten Kampfesweise, und noch mehr mit ihrer veränderten Gemüthsstimmung beim Kampfe damit nichts anfangen konnte.

Dies Schicksal traf aber doch verhältnißmäßig nicht viel Wörter. Namentlich, wenn man alle deutschen Mundarten zusammenhält, wie sie ihren eigenthümlichen Sprachschatz in der Literatur niederlegten, oder, wenn es möglich wäre, das zu überschauen,

was noch in ihnen lebte, aber zufällig oder vorsätzlich nicht zur literarischen Verwendung gelangt ist, würde sich die Zahl derjenigen Worte, die man in einer gewissen Zeit wirklich untergegangen oder ausgestorben nennen darf, sehr beschränken. Es gilt auch hier einen gewissen mittleren und dadurch einigermaßen allgemein gültigen Durchschnitt der Sprache festzuhalten, der aber am Ende des Mittelalters wie unsere ganze bisherige Darstellung gezeigt hat, viel weniger Greifbarkeit als etwa in der mittelhochdeutschen Periode oder in der heutigen Sprache hat. Im 13. Jahrhundert sind Wörter wie barn, das Kind, berht, glänzend, blide, freundlich, broede, gebrechlich, brogen, sich in die Höhe richten, degen der Kriegsmann, diesen nachziehen, donen in schmerzlicher Bewegung sein, dürkel durchbohrt, durnehte, vollständig 2c., ebenso allgemein gebräuchlich wie im 15. Jahrhundert fast verklungen. Alle diese Wörter gehören nicht zu denen, die durch einen besonders starken cultur- oder sittengeschichtlichen Verbrauch gleichsam aufgezehrt worden sind: sie bezeichnen ohne Ausnahme Vorstellungen, die wegen ihrer relativen Allgemeingültigkeit für alle Zeiten, sollte man denken, in demselben Worte hätten gegeben werden können. Wenn nun auch in jedem einzelnen Falle es schwer ist den Grund für ihr unläugbares Zurücktreten heraus zu finden, so liegt er doch manchmal nicht so tief versteckt. Einige, wie barn, berht, broede, degen, durnehte, sind selbst im Mittelhochdeutschen nicht eigentlich mehr volksthümlich oder in dem Sinne, wie es für die spätere Sprache gilt, lebendig zu nennen. Sie stehen freilich nicht bloß in den Büchern und cursiren nicht bloß als Münze unter den Buchgelehrten oder Schreib und Lesekundigen. Sie sind wenn auch nicht gerade in der gebildeten Umgangssprache der Zeit zu finden, doch in der jedem Gebildeten wohlbekannten Sprache des höheren künstlerischen

Ausdrucks und Stils, die man sehr scharf von einer bloßen Bücherſprache ſcheiden muß. Mit dem Verklingen dieſer Kunſtſprache haben ſie ſelbſt ihren Boden verloren. Noch weiter zurück, in der althochdeutſchen oder urdeutſchen Periode, darf man ſie als Gemeingut der geſammten deutſchen Volksſprache anſehen. Von dieſer Höhe ſind ſie dann ſchon in der Folgezeit zu der Stellung etwas alterthümlich gefärbter, aber eben deshalb der Poeſie ſehr wohl anſtehender Ausdrücke herabgeſunken, wenn man den Standpunkt der eigentlich lebenden Sprache als den maßgebenden gelten läßt. Später, wo die literariſche Tradition ſtockte oder nur als eine bloße Formel weiter fortgeführt wurde, ſind ſie in einzelne Mundarten zurückgeworfen, wo ſie noch lange, aber meiſt unbemerkt ihr Daſein friſteten. Selbſt die Schriftſteller, die ſonſt das Gepräge ihrer Mundart am eigenſinnigſten zur Schau tragen, haben doch ſolche Wörter in der Schrift möglichſt vermieden, weil ſie auch bei ihnen nur in einem Winkel der Volksſprache, aber nicht auf ihrer breiten Oberfläche lebten.

In einigen Fällen ſind es rein lautliche Verhältniſſe, die die neuere Sprache bewegten ſich gewiſſer gleichklingender Wörter möglichſt zu entäußern. Das Mittelhochdeutſche hatte noch ein bern geſchriebenes Wort in den allerverſchiedenſten Bedeutungen unbedenklich verwandt, einmal weil der Stammvocal ſelbſt in ſeiner fein begrenzten doppelten Möglichkeit der Ausſprache, als ſogenanntes offenes oder als geſchloſſenes e, eine lautliche Sonderung ergab, die ſpäter, wo die Schärfe der Ausſprache offenbar ſich abſtumpfte, nicht mehr ſo gefühlt werden konnte oder ſelbſt, wenn ſie fortbeſtand, doch von dem gröberen Ohr nicht mehr als genügend empfunden wurde. Dann beſaß aber auch die ältere Sprache eine viel lebhaftere Beweglichkeit und Empfänglichkeit der Phantaſie und dadurch

wurde es ihr eher möglich, aus dem Zusammenhang heraus allen Mißverständnissen der isolirt aufgegriffenen oder von der Reflexion isolirten Form vorzubeugen. Man hörte also ohne Verwirrung aus bern mit dem geschlossenen e entweder das althochdeutsche beran, das starke Verbum „hervorbringen", oder das althochdeutsche berin, beron ꝛc., d. h. alle Casus des Substantivs bero „Bär", oder mit offenem e, den Dativ Plural von althd. beri „Beere", oder eine abgeleitete Verbalform — althd. berjan, „schlagen" heraus. Die neuere Sprache beseitigte wenigstens zwei dieser Wörter, je eins mit dem offenen und geschlossenen e, bern hervorbringen und bern, schlagen und trennte ber oder wie es bald häufiger nach der Aussprache geschrieben wurde, in der sich das ursprüngliche Verhältniß des offenen und geschlossenen e gerade umgekehrt zu haben scheint, bär, oder um die Verlängerung zu bezeichnen, bähr von ber, die Beere, noch dadurch, daß sie dieses aus dem sächlichen Genus in das weibliche versetzte, wie es ihr mundartlich die ältere Sprache schon vorgethan hatte. Damit war dies letztere Wort von einem andern jetzt gleichklingenden, früher aber durch scharfen metrischen Unterschied davon getrennten, von dem Worte bēr, Eber, fern gehalten, freilich aber auch dessen später erfolgter Zusammenfall mit dem andern Substantiv Bär vorbereitet, oder wenn der Verstand nun daran wieder Anstoß nahm, so war das eines dieser Wörter zum Untergang bestimmt. Er hat in der Schriftsprache das erste getroffen, weil dafür schon zur Noth in dem synonymen Wort Eber ein Ersatz gegeben war. Die beiden Verba aber konnte sie missen, weil sie neben bern „hervorbringen" schon lange ein zusammengesetztes, durch ge in seiner Bedeutung verstärktes gebern „gebähren" in Gebrauch hatte und für den Begriff des Schlagens ihr besonders aus den Mundarten eine Menge von Ausdrücken zu Gebote standen.

Daß neben bēr auch noch ein bēr, oder richtiger bēre existirte, umgebildet wohl aus dem lateinischen pera, Sack, ein Geräthe für die Fischerei, eine Reuse, konnte das Mittelhochdeutsche gleichfalls besser als die spätere Sprache ertragen, weshalb denn auch diese es entweder ganz aufgegeben, oder mit bēr und ber d. h. ihrem „Bär" zusammengeworfen hat.

Die spätere Sprache ist in ihrem Wortvorrath häufig durch eines ihrer durchgreifenden Lautgesetze in solche Verlegenheiten gesetzt worden. Schon in dem eben besprochenen Fall sehen wir, wie die Verlängerung des betonten Vocales ursprünglich ganz verschieden quantitirte Wörter zusammengebracht hat. Mochte das e im mittelhochdeutschen ber ausgesprochen werden wie es wollte, es konnte nicht mit ē in bēr oder bēre verwechselt werden. Aber wenn die Sprache in allen Fällen ein solches Zusammenfallen der Quantität als ein unübersteigliches Hinderniß der Verständlichkeit hätte betrachten wollen, so hätte sie sich vieler tausende ihrer gebräuchlichsten Wörter entäußern müssen und dazu hatte sie gewöhnlich keine Neigung, um so weniger, als der Vorgang der Lautverlängerung ja nicht auf einmal, sondern ganz unmerklich eingetreten war. Zieht man den Durchschnitt von 1500 und vergleicht ihn mit dem von 1200, dann ist der Gegensatz so stark, daß er zu den wesentlichsten Charakterzügen des einen und des andern Sprachstandes gehört. Aber am Ende des 13. Jahrhunderts und noch im 14. sind Wörter wie wăr zu wār entschieden noch nicht völlig in der Quantität zusammengefallen und eben dadurch auch der Anstoß der dadurch gegeben werden konnte, für uns, nicht für damals vorhanden. Daß die Schrift, als sie einmal darauf aufmerksam wurde, und die Deutlichkeit für das Auge durch genaue Trennung ihrer Formen zu bezeichnen bestrebt war, was gegen das Ende des 15. Jahrhundert ersichtlich ihr Be-

ſtreben iſt, alle in ihrem Bereiche liegende Auswege einſchlug, bezeugt nur, wie ſehr die Schreiber dieſer Zeit ſchon mehr und mehr unter die Herrſchaft der iſolirenden Reflexion und zugleich des Buchſtabens gerathen waren. Aber nicht einmal für den bloßen Leſer wurde damit etwas erreicht, weil alles Syſtem und alle Conſequenz fehlte; denn wenn der eine das verlängerte ē im mittelhochdeutſchen mer mit ee, der andere mit eh gab, während dieſelben oder wieder andere das Mittelhochdeutſche mēr, auch bald meer, bald mehr ſchrieben, ſo wuchs dadurch nur die Verwirrung für das Auge.

Die andere Weiſe, die Excluſivität der Bedeutung einer früheren Culturperiode zu ignoriren und ein Wort in ſeiner Lebendigkeit fortzuerhalten, indem man entweder auf die urſprüngliche Fülle ſeines Begriffes zurückging und es ſonach in allgemeinerem Sinne verwandte, oder indem man an Stelle des einen Charakterzugs einen anderen treten ließ, welcher der Zeit und ihren Bedürfniſſen mehr zuſagte, hat ſehr viele der hervorragendſten oder typiſchen Beſtandttheile des mittelhochdeutſchen Sprachſchatzes betroffen. Man kann im allgemeinen ſagen, daß ſich die innere Auflöſung des ritterlichen Idealismus nirgend anders ſo deutlich als an dieſer Umſchmelzung ſeiner Sprache ſpiegelt. Aeußere Formen des Ritterthums mochten zwar immer noch fortbeſtehen, und ſo ſind denn auch die Namen für dieſelben unverändert von der Vergangenheit übernommen worden, wie z. B. die Turnierkunſtworte des 13. und 15. Jahrhunderts meiſt dieſelben ſind. Kam eine neue Mode auf, ſo forderte ſie natürlich auch eine neue Bezeichnung; vor der Mitte des 15. Jahrhunderts konnte kein Rüſtungsſtück krebesz (oder krebs) oder kürisz heißen, weil es vorher keines von dieſer beſonderen Form gab, aber gegen die Maſſe des Feſtgehaltenen iſt das Verlorene oder Neue in

diesem Bezirke doch nur sehr unscheinbar. Anders aber in dem, was sich auf das innere Leben, die Gemüthsstimmung, Denkungsart, Weltanschauung bezieht. Auch im 15. Jahrhundert betrachtete man höveschеit und dörperheit, māze und unmâze, milte und unmilte, saelde und unsaelde, tugent und untugent, vuoge und unvuoge, wisheit und tumpheit, zuht und unzuht als die Grundpfeiler der sittlichen Werthschätzung, aber nicht mehr in der Begriffsfüllung oder Beschränkung, die sie einst, 300 Jahre früher, zu Grundpfeilern der damaligen sittlichen Bildung gemacht hatte. Auf das Einzelne eingehen, hieße mehrere der hauptsächlichsten und inhaltreichsten Grundzüge des Seelenlebens und der sittengeschichtlichen Entwickelung der deutschen Nation vom Mittelalter bis zur Neuzeit im einzelnen verfolgen, daher hier nur einige Andeutungen: māze, milte, saelde und unsaelde, tugent, wisheit etc. sind der späteren Zeit ebenso sehr ihres conventionellen Typus von 1200 entkleidet, wie sie eine lebendig gefühlte Wirkungskraft auf das Gemüth durch die Phantasie verloren haben. Sie sind verständiger aber auch kälter geworden. Wenn unsere mittelhochdeutschen Dichter alle diese Begriffe so häufig personificiren, von einer „Frau Maze, Frau Saelde u. s. w. reden, so finden wir uns in eine solche Allegorie, wofür wir sie halten, leicht genug, weil wir durch die Voraussetzungen der modernen und antiken classischen Stilisirung daran gewöhnt sind. Doch dem eigentlichen Mittelalter ist es keine bloße Allegorie, es redet nicht bloß in poetischer Licenz von einem Thor der Saelde, einem Gewande das die Maze zugeschnitten hat: spätere Dichter oder Reimschmiede mögen es so gehalten haben; ihnen ist die volle Individualität dieser ethischen, überhaupt der meisten übersinnlichen Begriffe in dem Verhältniß entschwunden und durch ein bloßes Rechenexempel des verständigen Urtheils ersetzt, als

sie selbst nicht durch ihr Verdienst, sondern durch den großen Gang der Geistesentwickelung von den zufälligen Schranken jener älteren Auffassung befreit worden sind. Zu einer warm empfundenen Individualität gehört aber nothwendig eine Enge des Spielraums für ihre Auffassung oder was dasselbe ist eine geschlossenes Gepräge der Physiognomie, und daß dieses nur aus dem Innenleben der Zeit selbst, aus dem Glauben, in dem der Mensch in Bezug auf sich selbst und sein Verhältniß zu den großen ihn bedingenden Mächten lebt, hergeholt sein konnte, bedarf keiner Auseinandersetzung. Daher erklärt es sich, daß alle solche Begriffe in der späteren Sprache und setzen wir hinzu in der gesammten neueren, zwar tiefer oder freier und insofern vergeistigter aussehen, daß die tugent bei einem Moralisten des 14. und 15. Jahrhunderts ungefähr dasselbe wie heute, die in der guten That sich äußernde innere sittliche Durchbildung bedeutet, während ein Hartmann und ein Wolfram darunter eine der Fertigkeiten verstanden, durch welche ein in ihrem Sinne gebildeter Mann im praktischen Leben seine Bildung bewährt, also ungefähr so viel wie „Tüchtigkeit", daß wisheit und ihr Gegentheil tumpheit im Mittelhochdeutschen die gereifte Lebenserfahrung und das Gegentheil davon, aber keineswegs das lateinische sapientia und stultitia bedeuten, wīsheit also das was später und bei uns Klugheit heißt, während das Mittelhochdeutsche kluocheit Feinheit, Zierlichkeit ist. Aber sie sind dadurch auch um so vieles verschwommener, wenn man es so nennen will, unpoetischer, weil minder individuell menschlich geworden. Das alte wīse konnte sich so ziemlich mit dem ganz concreten, ganz sinnfälligen Bilde von grīse, alt, decken, womit es häufig zu rhetorischer Wirkung verbunden oder vertauscht wird, tump ebenso mit dem Bilde junc; das spätere wīse oder weise, tump oder mitteldeutsch geschrieben und gesprochen dumb

war viel zu abstract gedacht, um mit solchen sinnlichen Beziehungen etwas zu schaffen zu haben. In jedem Fall sind alle diese Wörter und Begriffe in der späteren Sprache um so viel prosaischer geworden, als die ganze Zeit es im Vergleiche mit der Höhe des mittelalterlichen Lebens ist. —

Eine solche Begriffserweiterung oder Vertiefung hat nicht alle dem umschriebenen Bezirk zugehörigen Wörter betroffen und ihr neues Leben in der Sprache bedingt. Andere sind durch das entgegengesetzte Verfahren gerettet oder lebendig erhalten worden, durch Verengerung ihres ehemaligen Inhaltes. Damit war von selbst ein späteres Heraustreiben der jetzt allein als typisch gefaßten Characterzüge ihrer Physiognomien gegeben und so sehen alle die von diesem Processe betroffenen Wörter in der späteren Sprache schärfer, härter, eckiger, herber aus, ohne daß doch ihre eigentliche Begriffssubstanz sich geändert hätte. Im Hinblick auf die vorige Gruppe mag man auch daran ein Symptom des Alterns der Sprache erkennen.

Wenn das mittelhochdeutsche maget im Gegensatz zu vrouwe ebensowohl die Vorstellung eines jüngeren und darum subordinirten weiblichen Wesens zu einem älteren und darum gebietenden, wie den Gegensatz der Jungfrau zu dem Weibe, Mutter und Gattin ausdrückte, so hat die spätere Sprache nur jenes erste Verhältniß allein herausgegriffen und das andere allmählich ganz zurücktreten lassen. Nur in alterthümlicher Feierlichkeit mochte im 15. Jahrhundert die heilige Jungfrau oder sonst wer noch als Magd bezeichnet werden, im gewöhnlichen Leben ist aus der Magd schon eine Dienerin, das weibliche Seitenstück zu knecht geworden, das eine ähnliche Begriffswandelung erlebt hat. Denn im 13. Jahrhundert noch verstand und braucht man die Formel „ir guoten knehte“ ganz synonym, nur lebhafter und gemüthlicher gefärbt mit „ir guoten ritter

oder riter. Die alte Grundanschauung der frischen Männlichkeit und Manneskraft in dem Worte kneht schlug damals noch immer durch, obgleich daneben schon der Gegensatz zwischen dem jüngeren und älteren, dem dienenden und gebietenden Mann sich darin entfaltet hatte. Denn kneht hieß auch damals schon jeder in Dienstverhältniß stehende Mann, von dem ländlichen Arbeiter hinter dem Pfluge oder im Stalle bis hinauf zu den edelgebornen Dienern der hoch und höchstgebornen Ritter und Fürsten. Als man neben dieser elastischen Bezeichnung die festere: edelkneht einzuführen begann, da war es ein Zeichen, daß sich die Sprache um eine schärfere Begrenzung eines ihr unentbehrlichen Wortes bemühte. Es geschah zu derselben Zeit, wo der Standesunterschied nach dem Blute und Berufe, auf den das Ritterthum gegründet war, innerlich zerbröckelte, weil seine eigentliche Seele entwich, aber äußerlich in desto starrerer Formelhaftigkeit sich heraustrieb. Nun genügte auch bald nicht mehr das neugewonnene edelkneht, weil der Verein beider Begriffe dem trockenen Verstand zu widersprechen schien: es wurde das freilich schon lange daneben gebräuchliche juncherre, junker, an die Stelle gesetzt, wenn der ritterbürtige, also zu der höchsten Ehre geborene, Mann, der aber noch nicht durch das Ceremoniell der feierlichen Ritterweihe, was wir jetzt sehr wenig stilgemäß Ritterschlag nennen, den Ritternamen selbst empfangen hatte, bezeichnet werden sollte. Ob er jung oder alt war, that nichts zur Sache: tausende und aber tausende von juncherren sind grau geworden, ohne je ritter zu werden. Es kam nur auf das — herre sein an, um ja nicht über den Stand irgend einen Zweifel zu lassen. Wollte man das dienende Verhältniß bezeichnen, so bot sich dafür das gleichfalls althergebrachte knappe dar, eigentlich eine Nebenform von knabe, dessen technische Bedeutung etwa unserem jetzigen „Page" ent-

sprach, das erst im 16. Jahrhundert aufkam. Aber soweit man auch den Begriff dieses knappe oder knapp dehnte, niemals ließ man es in die Sphäre wieder eingreifen, in welcher knecht im neueren Sinne galt. Man konnte wohl noch immer beide Wörter für synonym halten, aber nur insofern, als man in knecht den Gegensatz zu herre betonte. Sobald man die Standesverhältnisse und die sociale Stellung bedachte, war knappe absolut unverwendbar für den untersten Stand, die Bauerschaft, und nur mißbräuchlich, aber eben darum mit steigender Vorliebe von dem dritten Stande, dem bürgerlichen Handwerke mit in Beschlag genommen, gerade so wie sich das wachsende Selbstgefühl dieser Klasse in der Usurpation des noch viel vornehmeren Ausdrucks „geselle“ für ihre dienenden Gehilfen kund giebt. In knappe fühlte man jetzt, immer die Beziehung auf das Waffenrecht oder die Wehrhaftigkeit durch und nur weil der dritte Stand diese auch für sich beanspruchte, mochte er seine Angehörigen, gerade so wie die eigentlich reisigen um Sold oder um Ehre dienenden Männer jüngeren und höheren Alters, geringeren oder vornehmeren Herkommens auch knappen nennen: ein knecht dagegen führte nur mißbräuchlich eine der stilgemäßen Waffen der Zeit, allenfalls seinen Bauern- oder Knebelspieß und sein Schlachtmesser, aber nicht die Lanze, das Schwert, oder die Handbüchse, bis die landesknechte wenigstens die militärische Ehre des Wortes wieder herstellten.

Neben dem späteren Begriffe von knecht konnte und mußte auch das Wort schalc seine bis dahin schwankende Bedeutung fixiren. Einst der unfreie Diener oder knecht im neueren Sinne, hatte es schon frühe eine herabwürdigende Bedeutung, die sehr selten unser heutiges „Schalk“ ist, angenommen. In unseren Fremdwort „servil“ aus dem lat.

servus, das dem alten schalc ungefähr gleicht, ist beinahe das enthalten, was sich schon im 13. Jahrhundert an schalc gewöhnlich ansetzte. Im 14. und 15. Jahrhundert ist es niemals mehr ein Knecht, außer etwa in übertragener Bedeutung pfannen schalc, wie es auch einen „Stiefelknecht" giebt, sondern immer ein nichtsnutziger Mensch und der „schalkknecht" Luthers ist schon völlig vorbereitet. Verengte sich so der Begriff knecht, so blieb doch dem Deminutiv knechtechin oder knechtichen, nach späterer mitteldeutscher Form, viel weniger dem oberdeutschen knechtlin oder knechtlein, die Urkraft noch eine Zeitlang: es hieß noch immer ein Kind männliches Geschlechtes ohne Rücksicht auf Stand und Beruf, also dasselbe wie das nunmehr ganz unverständlich gewordene: degenkint, dem der Untergang des Wortes degen waffentragender Dienstmann (ministerialis), Ritter, gleichfalls das Ende brachte. Denn unter degen, einem neuimportirten französ. Worte, würde man schon im 15. Jahrhundert nur den heutigen Begriff, das zum Stoß eingerichtete Schwert oder Schlachtmesser, verstanden haben. Als aber auch das Deminutiv knechtichen bedenklich wurde, je mehr sich die Individualität des Stammwortes vergröberte oder befestigte, mußte jenes „knabe" sammt seinen Weiterbildungen als Ersatz dafür eintreten. Seinen technischen Sinn hatte es verloren, war also wieder der Sprache zu freier Verfügung gestellt. Für jenen trat, wie wir sahen, entweder knappe ein oder juneherrelin, ehe noch Page auf kam.

Zurückgreifend auf die parallelen Bezeichnungen für das weibliche Geschlecht zog das Herabsinken oder die Verengerung des Wortes maget zunächst ein anderes aus seiner bisherigen Stelle, das Wort junevrouwe. Mittelhochdeutsch ist damit nichts weiter gemeint, als das Standesverhältniß und die geschlechtliche Beziehung, ob verheirathet oder nicht, ganz unberührt.

Eine junevrouwe kann verheirathet und unverheirathet sein. Ist sie nur dem Alter nach oder in ihrem persönlichen Verhältniß zu ihren nächsten Angehörigen junc und nach ihrer Stellung im Hause oder in der Gesellschaft vrouwe d. h. nicht zum Dienen, sondern zum Herrschen geboren, wenn sie auch bei einer noch Vornehmeren ein subordinirtes Verhältniß einnimmt, so heißt sie junevrouwe, gerade so wie auch ein juncherre ein Knappe eines Ritters sein kann, obgleich er in seiner Wiege den Anspruch, auch einmal Ritter oder herre zu werden, mitbringt. Jetzt aber, wo junevrouwe für maget eintreten muß, zieht es sich ganz aus dieser Begriffssphäre zurück und das geschlechtliche Moment wird das alleinherrschende: junevrouwe des 15. Jahrhunderts ist dasselbe was maget des 13ten, wenn es damals in prägnantem Sinne gebraucht wurde, um den Gegensatz zwischen dem lateinischen virgo und uxor, wofür jetzt frauwe gilt, auszudrücken. Aller Nachdruck liegt jetzt auf dem in dieser Beziehung doch gleichgültigen junc — das in der früheren Verwendung einen so ganz andern Sinn hatte. Noch im 13. Jahrhundert konnte natürlich auch jede Jungfrau in dem späteren Wortsinn mit vrouwe angeredet werden, um ihr die gebührende Standesehre zu erweisen; das erhielt sich nur noch als ein vereinzelter Archaismus in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters. Wollte man jetzt das passende Wort gebrauchen, so konnte es nur junefrouwe sein. Frouwe dagegen blieb den Verheiratheten, aber um doch auch hier einigermaßen den Standesbegriff zu wahren, wurde später noch die Neubildung Edelfrouwe als wirklicher Titel nicht mehr wie früher als poetisches Epitheton, in Umlauf gebracht, was aber nie recht durchdrang, weil es sehr bald von anderen aus der Fremde geholten und daher noch vornehmeren Titulaturen in Schatten gestellt wurde. Das mittelhochdeutsche

Deminutiv vröuwelîn dagegen sank jetzt unaufhaltsam immer tiefer: schon mittelhochdeutsch hat es hie und da eine bedenkliche Nebenbedeutung, die in den folgenden Jahrhunderten gewöhnlich mehr als bedenklich wird. Jedenfalls konnte weder die vornehme Geburt, noch die Jungfräulichkeit damit bezeichnet werden, sondern eher das Gegentheil von beiden, während doch das einfache junefrouwe, wenn auch enger begrenzt, keineswegs herabgewürdigt ist. Selbst ein junevröuwelîn, das daneben und in durchaus unschuldigem Sinne vorkommt, vermochte sich bei der Aechtung, die vröuwelîn getroffen hatte, nicht in der Sprache zu halten. — Nach der andern Seite, wo das Wort maget nun ganz als Parallele zu kneht eingetreten war, vollzog sich eine ähnliche Wandelung. Das dafür vorzugsweise gültige Wort mittelhochdeutsch dierne, gewährte der späteren Sprache, wie man zu fühlen glaubt, nicht mehr durch seine sprachgeschichtlich so deutliche Anlehnung an seine Wurzel die nöthige Stütze. Darum konnte aus ihm die Bedeutung „Dienerin" entschwinden und dafür die reingeschlechtliche verbunden mit der Vorstellung eines untergeordneten, geringgeachteten, verachteten oder verächtlichen Wesens schon im 14. Jahrhundert zu dem heutigen „Dirne" entstellt werden. Daß Mundarten und einzelne Schriftdenkmäler, die entweder archaistischen oder localen Einflüssen mehr, als es im Durchschnitt gewöhnlich ist, Raum gaben, noch immerzu an der alten, ehrbaren oder indifferenten Wortbedeutung festhielten, ändert nichts an dem die Sprache beherrschenden Gefühl. So wurde es fast synonym mit den herbsten und rohesten derartigen Ausdrücken, insbesondere mit dem damals volksthümlichen und doch noch einigermaßen vor damaligen züchtigen Ohren brauchbaren Metze, das ebendeshalb seit dem 15. Jahrhundert mehr und mehr zurück und wieder in seine unschuldige Fune-

tion als Deminutiv und Koseform von Mechtild eintritt, womit freilich nicht, wie gewöhnlich geschieht, jenes andere metze etymologisch zusammengebracht werden darf, sondern nur in der naiven Volksetymologie zusammengeworfen wurde. Dieses metze scheint vielmehr — Bestimmteres läßt sich nicht erkennen — als herabwürdigendes Deminutiv zu maget mit einer selten anders als an Eigennamen verwandten ableitenden Bildung gefaßt werden zu müssen.

Wie in der eben umrissenen Wortgruppe so ging es in sehr vielen anderen: ganz so ist das einstmals hochvornehme Wort minne so tief herabgekommen, daß es allmählich selbst aus der gewöhnlichen Sprache entschwand. Auch hier knüpfte die Sprache an eine selbst in der glänzendsten Prunkzeit des Wortes nicht ganz verwischte Beziehung auf das grobsinnliche Element, die zwar durch unzählige leise Uebergänge vermittelt, aber zuletzt doch im schneidendsten Contrast zu seiner sublimsten Bedeutung stand. Diese wurde aufgegeben, weil sie so ganz mit der abgeschlossenen Individualität des Seelen- und Phantasielebens im Hochmittelalter verwachsen war, jene andere blieb allein übrig und trieb sich in natürlicher Consequenz zur äußersten Spitze. So erging es manchem andern damit verwandten Ausdruck, z. B. dem französischen einst hochfeinen amīs und amīe Geliebter und Geliebte nicht besser wie dem deutschen buole und buolinne; des ersten entledigt sich die Sprache als eines fremden Ballastes völlig, da sie ja ohnehin mit einheimischem auskömmlichen Vorrath für die hier in Frage kommenden Vorstellungen versehen war. Oder wenn mhd. hōchmuot und hōchvart. die einstmals zwischen gut und bös unentschieden geschwankt, nun ganz entschieden bös, d. h. eben derb und folgerichtig gestempelt wurden, so daß unsere heutigen Begriffe von Hochmuth, Hoffart und hochfahrend sich nun aus-

schließlich daran ketteten. Oder wenn das gleichfalls schwankende mhd. alwaere, in seiner härteren Schreibeform aber jetzt seine weiche Bedeutung, die etwa unserm heutigen naiv entspricht, mit der härteren des gedanken- und urtheillosen Wesens vertauschte, oder wenn in frech immer entschiedener das Vordringliche, Anmaßliche, das dem Begriffe des Wortes von Anfang immanent war, hervortrat, so daß freilich im 15. Jahrhundert kein Held mehr lobend der kiusche und der vreche wie einst der kühne Gahmuret, Parzivals Erzeuger, genannt werden durfte, oder wenn frevel als Substantiv und Adjectiv — als letzteres immer mehr veraltend und durch vrevelhaft, vrevellich verstärkend ersetzt — jetzt nur noch die übermüthige Gewaltthat, nicht mehr den Muth, der zu Gutem und Schlimmem treiben kann, bezeichnet und so vieles Andere dieser Art, wo überall das energische, derbe, wenn man will rohe und insofern gemeinere und schlechtere Element an die Stelle des schwankenden, weichen und insofern feineren und edleren sich in ausschließenden Besitz setzt. Ist es ja dem Worte schlecht selbst beinahe schon so ergangen: noch im Mittelhochdeutschen halten sich die erst lange nachher durch besondere Wortformen auch dem Laute nach geschiedenen Bedeutungen schlecht und schlicht die Wage: im 15. Jahrhundert überwiegt die letztere, freilich ohne die erstere ganz verdrängen zu können, wie es anderweit so oft gelungen war. Aber hier hatte die Sprache noch keinen Ersatz gefunden, und so blieb denn auch noch die erstere daneben, allerdings nur im Winkel stehen. —

Wenn hier die Sprache das später benutzte Hilfsmittel der Lautspaltung noch nicht ergriff, obgleich es durch die schon längst vorhandenen Substantive slehte neben slihte und das Verbum slihten so nahe gelegt war, so hat sie es doch hie und da schon sehr frühe versucht. In knappe und knabe

ist schon ein Fall dieser Art erwähnt; auf dieselbe Weise, durch die immer mehr beliebte Verstärkung des consonantischen Auslautes, mit oder ohne Veränderung des Stammvocals, die wie oben gezeigt wurde, gewöhnlich und eigentlich damit verbunden sein sollte, ist jetzt ritter von rîter oder reiter vollständig getrennt, was dem 13. Jahrhundert noch nicht gelungen war, wâpen von wâfen, wo die mittelhochdeutsche feine Sprache den ihr so nahe gelegten Ausweg, die beiden von ihr nebeneinander gebrauchten Formen, die eine niederrheinisch und die andere oberdeutsch, als Wappen und Waffe zu differenziren, doch nicht betreten hatte. Aber als sich das Wappenwesen, einst nur eine ziemlich nebensächliche Arabeske an dem Bilde des Ritterthums, immer mehr in den Vordergrund stellte, da wurde nicht nur wâpen und wâfen getrennt, sondern aus dem einen in offenbar gefühlter Lautsteigerung und Vocalschärfung wappen, während das andere seine geschichtliche Form mit gedehntem â einstweilen behauptete. Daß so etwas nicht häufiger geschah, verhinderte das Schwanken der Aussprache in den verschiedenen Mundarten, denn während die Oberdeutschen das echtmittelhochdeutsche rabe mit Vorliebe als rapp, rappe sprachen, behielten alle Mitteldeutschen den weichen beinahe zum Hauche sich verflüchtigenden Laut, den sie noch immer herkömmlich b schrieben, aber nicht mehr sprachen. So war je nach der Mundart und Schreibung unser Rabe und Rappe doch immer mit einem und demselben Worte bezeichnet, obgleich zwei dafür zu Gebote gestanden hätten, ähnlich wie die heute so weit auseinandergegangenen Begriffe von hübsch und höfisch der Vorstellung des 15. Jahrhunderts zwar schon als sehr große Gegensätze aufgegangen waren, aber durch das mundartliche Hin- und Herschwanken der Formen nicht zur Abklärung gelangten. Im Mittelhochdeutschen gab es allerdings auch schon ein seltenes

und weniger feines hübesch neben dem eigentlich salonfähigen hövesch, ohne die im Glauben festgewurzelte Einheit des Begriffes anzutasten, jetzt aber, wo ein hübesch oder hübsch mann ganz etwas Anderes sein konnte als ein höfischer mann war eine solche Scheidung kaum zu entbehren, und doch vermochte die Sprache nicht dazu zu gelangen.

Vielleicht der Zahl nach die massenhafteste Kategorie der neuen lexicalischen Bestandtheile bilden die Fremdwörter. Gewiß sind die Klagen, die schon um 1475 ein Niclas von Wyle über ihre rücksichtlose Einschleppung, über die immer mehr einreißende Sprachmengerei ausstößt, nur allzuwohl begründet: eine Zeit, welche in Sitte und Gebräuchen, nicht bloß in der Kleidertracht immer mehr der fremden Mode huldigte — das Wort Mode selbst kannte sie freilich noch nicht — mußte auch in der Sprache sich allen möglichen Einflüssen der Fremde hingeben und kein patriotischer Purismus schützte dagegen, wie denn demselben Niclas doch eine Menge ganz neuer oder nicht sehr alt eingeführter entschlüpfen, außer den alt eingelebten und von ihm und seiner Zeit mit Recht als deutsch gefühlten Fremdwörtern, natur, forme, körper, pflanze und hundert anderen, ohne die schon seit Jahrhunderten keine deutsche Rede denkbar gewesen wäre. Hatte doch die deutsche Sprache von jeher sich in weiterem Umfang, als es nöthig war, ihnen geöffnet, hauptsächlich dann, wenn ein massenhaftes Einströmen neuer Culturelemente den Kreis der Vorstellungen in der Volksseele plötzlich erweiterte. Wäre die Sprache nicht von jeher mehr nach innen als nach außen thätig gewesen, hätte sie es verstanden gelenk aus den eigenen Mitteln dem neuen Bilderschatz die richtige Einfassung zu gewähren, so würden sehr viele davon entweder gar nicht Eingang gefunden haben oder nach kurzem Scheinleben wieder verwelkt sein. Manche hat ein solches

Schicksal getroffen, aber die meisten sind doch mehr oder minder wurzelständig geworden. Insofern dürfte der Sprache am Ende des Mittelalters kein besonderer Vorwurf erwachsen und wenn sie in der Aufnahme des fremden Gutes mit einer Hast und einem Ungestüm verfuhr, die einer besseren Sache werth gewesen wären, so muß man die allseitige, tiefgreifende, unwiderstehliche Umwandelung erwägen, die gerade damals in der Gesinnung, der Denkweise, den Verkehrsbeziehungen, den socialen Zuständen, dem Kriegswesen, den bildenden Künsten und Gewerben, der Wissenschaft — kurz überall wohin man sieht, mit einer Ueberstürzung geschah, die beinahe schon zu revolutionärer Feindseligkeit gegen das Althergebrachte anschwoll. Deutschland war dabei trotz der hohen Blüthe seines Mittelstandes, der Geschicklichkeit und dem Fleiße seiner arbeitenden Hände, dem allgemeinen Wachsthum des Nationalvermögens doch noch immer in der Stellung eines weit fort-, keineswegs aber über den Meister hinausgeschrittenen Schülers. Von allen Seiten holte es sich Belehrung oder sie wurde ihm durch die Kreuzung der Weltverkehrsstraßen auf seinem Boden von selbst zugebracht. Auch kann man nicht sagen, daß die Sprache trotz der unläugbaren Ueberfluthung mit Fremdwörtern gerade damals in ihrem eigentlichen Lebensnerve beschädigt worden sei. In den meisten Fällen mußten diese fremden Gäste sofort ein mehr oder minder deutsches Gewand anziehen, nur ihre Betonung, freilich das, was der Sprache selbst als das Fremdartigste galt, behielten sie jetzt meist bei, zum Theil vielleicht aus demselben Grunde, der schon lange die fremden Ableitungsformen ie, i oder ei und ieren der gewöhnlichen Betonung entzogen hatte, zum Theil aber auch weil die Sprache sich hier in keiner Art über die eigentlich berechtigte Tonsilbe klar werden konnte. Schon früher zeigt sich daher in diesem Punkte das seltsamste

Schwanken: aus dem lateinischen praebénda bildete man phruonta, Pfründe, aus lat. palátium, phálenza, Pfalz, oder aus dem davon abgeleiteten französischen palais, pálas, Palast, dessen jetzige Betonung erst nachmittelalterlich ist. Aber in Wörtern wie basílie, battónie, bibinélle, wo die lautlichen Verhältnisse dasselbe ermöglicht hätten, ist es nicht geschehen und je länger je weniger, namentlich bei den massenhaft aus dem Lateinischen und den romanischen Sprachen aufgenommenen Wörtern auf lateinisch — tas, romanisch tate, tade, deutsch tat, tet, teit, wie moraliteit, früher mit Anlehnung an das franz. teit, später mehr an das lat. ital. tat oder das später franz. tet sich anschließend, majestat und majestet, oder lat.-mentum wie pigment, pergement oder noch mehr angedeutscht permint. Im Ganzen hatte nur das Althochdeutsche eine überwiegende Neigung gezeigt, die deutsche Accentuation selbst bis auf die herübergenommenen Eigennamen auszudehnen d. h. den Accent nach der gewöhnlichen Analogie der meisten deutschen Wörter nur auf die erste Silbe zu verlegen, falls diese nicht durch ihre Lautbestandtheile allzu wenig befähigt dazu schien. Die spätere Sprache kehrte sich nicht mehr an diese Rücksichten und so sind nur die älteren meist schon seit der althochdeutschen Periode aufgenommen Fremdworte noch an dieser Umdeutschung der Betonung zu erkennen, während die späteren, die meisten mittelhochdeutschen und noch mehr die im 15. Jahrhundert dazu gekommenen, sich gerade durch ihren fremdartigen Accent als neue Erwerbungen von den andern abheben. —

Vierte Abtheilung.

Die Satzfügung.

Erstes Capitel.

Der einfache Satz.

Vergleicht man den deutschen Wortvorrath etwa um 1200 mit dem um 1500, so ist nach allen Seiten hin so viel Neues geschaffen, so viel von dem Alten gefallen oder umgewandelt, daß schon deshalb eine schematische Gliederung der Sprachgeschichte mit vollem Rechte die beiden Sprachgestaltungen als ebenso selbständig einander gegenüber stellen darf, wie das Althochdeutsche gegen das Mittelhochdeutsche.

Vergleicht man aber die Sprache von 1200 mit der von 1500, insofern sie als wirklich gegliederte Rede, als Satz oder Sätze ihre einzelnen Worte in zusammenhängende Verbindung mit einander bringt, um nicht bloß isolirte Anschauungen oder Eindrücke, sondern die sinnlichen und geistigen Beziehungen derselben unter einander und zu dem ganzen Gedankenleben des einzelnen Menschen oder der Zeit darzustellen, so treten die Gegensätze zwischen früher und später durchaus nicht in so drastischer Eigenart hervor, als wenn man in einem alphabetisch geordneten Wortverzeichniß Wort neben Wort stellt. Aber sie sind auch hier vorhanden und vielleicht eben so tief greifend wie dort. Daß sie nicht eben so energisch sich

kund geben, liegt in der Natur der Sache. Wenn der Blick nur auf dem einzelnen Worte verweilt, ist er geneigt, gerade nur das Trennende mit aller Schärfe zu sehen, das Bleibende ist ihm gleichgültig, falls nicht eine reflectirte Absicht ihn auch dahin lenkt. Ist jedoch das einzelne Wort in sein Gefüge mit andern gebracht, so verschwinden die Ecken und Kanten seiner Individualität vor dem gemeinsamen Bande der sachlichen oder intellectuellen Zusammengehörigkeit. Es tritt das Bild des Ganzen an die Stelle des Einzelnen und ein solches Gesammtbild wird, wenn man es auf seine Gliederung und Verbindung in sich selbst ansieht, in der Hauptsache, in der Vertheilung und Gruppirung des Materials, aus dem der Sinn des Ganzen erwachsen soll, zwischen zwei Entwickelungsphasen einer und derselben Sprache sehr viel Uebereinstimmung zeigen. Denn das einzelne Wort ist mehr oder minder dem Zufall oder der Laune des Tages anheimgegeben: was der Sprache dadurch verloren geht, ist entweder für sie werthlos oder sie weiß es auf eine wenigstens ihr selbst genügende Art immer wieder zu ersetzen. In der Zusammenfügung der Wörter aber, aus denen das Bild einer ganzen Reihe von Seelenthätigkeiten entsteht, muß sich die Sprache den Grundgesetzen der Ideenassociation fügen, die dem Volke, das sie spricht, natürlich oder angestammt sind. Auch hier wird die Geschichte manches verändern, und sie hat es auch in den letzten dreihundert Jahren des Mittelalters reichlich gethan, aber den eigentlichen Knochenbau des Satzes kann sie nicht umgestalten. Dieser aber ist es, von dem das Verständniß der Rede abhängt, und so weit er dem Betrachter noch deutlich als derselbe erscheint, wird das Andere, was als neues Fleisch und Muskelwerk sich um ihn angesetzt hat, den Eindruck, daß es im Ganzen immer noch das alte Gefüge der Rede sei, nicht zerstören. Es

ist nicht nöthig einen solchen Satz der späteren oder der früheren Sprache ganz umzudenken, um ihn dem Geiste der einen oder der anderen Zeit begreiflich zu machen.

Wohl aber kann der abstracte Inhalt des Gedankens denselben Ausdruck behalten, während die lebendigeren Beziehungen, aus denen er gewonnen wird, je nach der verschiedenen Zeit einen sehr verschiedenen Ausdruck finden. Da die Sprache überhaupt das ganze innere Leben ihrer Angehörigen abbildet, nicht bloß das formelle Denken oder das Zusammenstellen von Begriffen, um daraus einen neuen abzuleiten, so kommt es ebenso darauf an, auch dem sich ewig Wandelnden gerecht zu werden, wie dem Bleibenden und mit der Sprache selbst Verwachsenen. Es zeigt sich dann, daß zwar nicht das Denken selbst sich von einer großen geschichtlichen Epoche zu der andern umgestaltet hat, aber, daß theils durch eine innere Umstimmung der Eigenschaften des Verstandes, der Phantasie und des Gefühls, theils durch die dafür an sich gleichgültige Umwandlung, die mit den leiblichen Bestandtheilen der Sprache vorgegangen ist, sich auch das Einzelne in den Vorgängen der Ideenassociation, weil lebendig, weiter oder umgebildet hat, und daß in Folge davon das Leben und die Construction des deutschen Satzes oder eines Satzgebäudes um 1500 doch etwas ganz Anderes als um 1200 geworden ist.

Vergleicht man die spätere Sprache mit der früheren, so ist die größere Freiheit und Beweglichkeit dieser in allen dem unverkennbar, was zur Verknüpfung der einzelnen Wörter in den einzelnen Theilen der Rede unter einander dient. Schon wie das Mittelhochdeutsche seine Casus verwendet, ist gegenüber der späteren so sehr eingeschrumpften Lebendigkeit dieser Begriffsfunction, ein deutlicher Beweis für das eben ausgesprochene Urtheil. Unzählige mittelhochdeutsche Genetive z. B., deren volle

Casuskraft einst von der Sprache gefühlt wurde, sind, wie wir sahen, zu festen Bestandtheilen zusammengesetzter Worte, man darf wohl sagen, erstarrt. Aus tōren kleit ist tōrenkleid geworden: für die bloß verstandesmäßige Sprachauffassung dasselbe wie jenes, aber für den wirklichen seelischen Gesammteindruck doch etwas sehr davon Verschiedenes. Jedenfalls, wie oben bemerkt, konnte die spätere Sprache in solchen Zusammenstellungen eines vorangesetzten Genetiv ihn gar nicht mehr fühlen, sobald das ihn hervorrufende oder ihn regierende Wort selbst mit dem bestimmten Artikel versehen war: ein oder daz tōren kleit, mittelhochdeutsch noch ganz lebendig, ist um 1500 unverständlich. Die Sprache würde irre geworden sein, wohin sie den Artikel zu beziehen hätte. Nur wenn das abhängige Substantiv selbst von einem Artikel bestimmt wäre — des oder eines t. kl. — dann hätte sie noch seine Selbständigkeit wahren können, obgleich auch solche mit dem Artikel versehene Genetive verhältnißmäßig zurücktreten gegen die sowohl von dem formellen Denken wie von der so stark wirkenden Analogie der lateinischen Wortstellung geforderte Nachsetzung des Casus. Denn stulti vestis ist für das lateinische ebenso ungewöhnlich wie für die Eigenart der deutschen Sprache natürlich. Aber für die spätere Sprache hat sich das Gefühl schon so verändert, daß in Formeln wie des tōrenkleide schon nicht mehr in der Genetivform des eigentlich maßgebenden Wortes tōr, sondern in dem Genetiv des Artikels die eigentliche Schwerkraft des Casus ruht. Fehlt der Artikel, so hört auch die Wirkungsfähigkeit des Casus auf und es wird aus dem freien Aneinandertreten ein gezwungenes Zusammenkleben. Daher wird es der Sprache immer schwerer den Genetiv da zu empfinden, wo er nicht durch eine handgreifliche Form, sei es an dem Hauptworte selbst oder an dem beigegebenen Artikel oder Adjectiv erkennbar blieb. Das mittel

hochdeutsche ich zihe in doch missetāt, wo missetāt der von zihen, zeihen, abhängige Genetiv der Veranlassung ist, wäre jetzt nicht mehr wohl möglich oder wenn Aehnliches gebraucht wird, z. B. in der so häufigen Wendung einen sünde zeihen, setzt man doch lieber den in seiner Form markirteren Genetiv Plural sünden, nicht weil der Begriff des Plurals hier angemessener erfunden worden wäre, sondern bloß weil man sünden noch als Genetiv versteht, was mit sünde nicht mehr möglich ist. Wollte man jetzt die obige Phrase ich z. in d. m. gebrauchen, so hätte man zu sagen gehabt einer oder der m., obgleich auch hier dem Begriffe nach weder der bestimmte noch der unbestimmte Artikel nöthig gewesen wäre, oder man würde zu dem Hauptworte m. noch irgend ein Beiwort, etwa grosz, arg oder dergl. zugesetzt haben, gleichfalls nicht aus innerer Nöthigung, nur weil die ädjectivische Genetivform groszer, arger noch lebendig gefühlt werden konnte. Durch solche Entwerthung der Casusformen oder durch solche Abstumpfung des Casusbegriffes sind unzählige Anwendungen desselben, auf denen ein guter Theil des schlanken und zierlich belebten mittelhochdeutschen Satzgebildes beruhte, ausgeschlossen: zwei von einander, eben in verschiedenen Nuancen des Casusbegriffes abhängige Genetive, wie in dem mittelhochdeutschen um 1200 in drīer jāre kinde wīs, nach der Weise von Kindern von drei Jahren, sind jetzt schon beinah so unmöglich wie für uns, weil sie der Phantasie viel zu viel zumuthen würden, da sie der Stütze der lebendig gefaßten Casusform entbehrt. Fügungen wie die sīn antlütze gesāhen schīnen alsam der klāren sunnen oder die wunde bluote (von bluoten) alsam des metes, ir vreude sīns kumens, si ist irre kleine niht witze laz, daz velt lac tōter überströut, man nimt sīn (für ihn) wol zweinzec mare, der līp wirt würme unde mistes, mīn eines waeren drī, das es wīsēr sī dan Salmōnes drī, könnten

jetzt schon gar nicht mehr mit dem Casus allein, weder mit dem Genetiv noch mit einem andern gegeben werden. Präpositionen müßten hier überall dafür eintreten und diese entweder mit dem Dativ oder mit dem Accusativ, in den seltensten Fällen — wenn „statt" bei der Vergleichung der Zahlengrößen mit einander gebraucht wird — wohl auch mit dem Genetiv verbunden werden. Aber immer würde das Verhältniß oder die Beziehung der einzelnen Wörter zu einander auch nicht einmal nebenher von dem Casus, sondern allein von der Präposition, der der Casus sich unterworfen hat, ausgehen.

Eben deshalb sind auch eine Menge von Wendungen, deren genetivische Form deutlich genug ist, doch nicht mehr als Genetive gefühlt, sondern bloß dazu gebraucht um die nähere Bestimmung eines verbalen Begriffes durch einen nominalen zu vollziehen. In dieser Function als Adverbien sind sie der Flexion überhaupt abgestorben, obgleich sie sie noch äußerlich an sich tragen. Daß neben einem abends, morgens, nachts, nordwerts und dergl. ein ze oder zu abends, morgens und dergl. erscheinen kann, während doch der präpositionelle Begriff von ze jede Verbindung mit dem Genetiv ausschließt, ist nur möglich, weil die adverbiale Beziehung nicht mehr in dem Casus, sondern gleichsam in der aller Flexion entzogenen erstarrten Wortform wirkt, die ebenso gut Dativ oder Accusativ hätte sein können, wenn die Sprache sie in diesem Falle überliefert hätte. Aber die dem Ohre einmal eingelebte Gewöhnung an solche genetiv. Adverbialformen hat eine Art von Reproductionskraft gehabt, worauf jedenfalls auch fremde Vorbilder gewirkt haben. In Wendungen wie trauriges mutes, eines mundes, unverrichter dinge, verschiner jare ist in den beiden ersten Fällen die Anlehnung entweder an die gleichen oder sehr ähnlichen älteren Formeln unverkennbar, in denen der Genetiv noch

wirklicher Casus war, aber ebenso gut auch gewöhnlich schon durch Präpositionen gegeben werden konnte, und in den zwei letzten, die gegen Ende des Mittelalters auf einmal massenhaft auftauchen, war offenbar der lateinische sogenannte absolute Ablativ das Vorbild; re oder rebus imperfectis, annis praeteritis. Man griff nach dem Genetiv und nicht nach dem Dativ, den alle ältern deutschen Sprachen ganz so wie das Lateinische seinen Ablativ, das Griechische seinen Genetiv mit Vorliebe für solche absolute d. h. aus dem strengen Satzgefüge tretende Construction gebrauchen, weil die adverbialen schon lange vorhandenen und fortwährend noch sich vermehrenden einst nominalen Genetive von selbst die Sprache nach dieser Seite hin zogen. Oder auch man wählte statt dessen den Accusativ: hingelegt den ernst. ausgeschlagen alle sorg können auch als Accusative der Form nach gefaßt werden und nach dieser Analogie muß man auch für die unzähligen flexionslosen und neutralen Wendungen, wie ausgenommen die sabath, ausgenommen das laster, angesehen sein bitt, solches alles unangesehen etc. diesen Casus statuiren. Deutsch d. h. aus dem wirklichen Sprachgefühl hervorgegangen, ist er aber nicht, daher er denn kaum einzeln im Mittelhochdeutschen erscheint. Seine Quelle ist in dem gemein romanischen Gebrauche zu suchen, der gerade diesen Casus für alle solche Structuren consequent an der Stelle der untergegangenen lateinischen Ablative verwendet. Aber nur die Anlehnung an das Lateinische, wie sie seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sichtbar heraustritt, hat dieser Structur, wie der parallelen mit dem absoluten Genetiv einen so weiten Spielraum verschafft. Dem Genetiv konnte sie den Rang ablaufen, weil sie noch bequemer war, daher sie namentlich in complicirteren Fügungen, wo eigentlich ein ganzes Satzglied hätte eintreten sollen, verwandt wurde, während die einfacheren,

die man bloße Umschreibung des Adverbs nennen könnte, dem Genetiv blieben. Der wirklich lebendige Accusativ aber beschränkte sich jetzt, wo er nicht durch Präpositionen bestimmt war, auf den Fall der directen Beziehung des verbalen, selten des nominalen Begriffes auf einen andern Gegenstand oder Begriff, der somit als eigentliches oder nächstes Object gefaßt wurde. Die freiere Auffassung der früheren Sprache, wo man z. B. alle möglichen Bilder der Bewegung mit einem Accusativ des Raumes, in welchem sie sich vollzieht, verbinden konnte: mittelhochdeutsch si vluhen wiltnisse unde brooch, si riten berge unde tal etc. ist erloschen. Dafür müssen jetzt deutlichere aber schwerfälligere Präpositionen: durch, in, über ꝛc. eintreten. Nur formelhaft d. h. zu einem Localadverb geworden, begegnen noch: er lief den weg, er gieng die strasze, wenn hier nicht das damalige Sprachgefühl wie das heutige, nicht jene alte freiere Beweglichkeit des Casus, sondern umgekehrt eine Vertauschung des sog. intransitiven Verbalbegriffs mit dem transitiven und somit einen ganz gewöhnlichen Objectsaccusativ wie in „er schlug ihn" annimmt. Aus demselben Grunde rückt auch der Dativ immer enger zusammen. Die dürftigen Spuren seiner einstigen durch alle älteren germanischen Sprachen ziehenden Anwendung als Casus der Vergleichung, des Nebeneinanderstellens zweier Objecte, wie im Gothischen maiza imma, größer als er, erlöschen im 15. Jahrhundert und überall muß jetzt eine besondere Vergleichungspartikel eintreten: danne oder dan, auch denne und den, mittelbeutsch auch wohl noch das dort von jeher übliche wanne, wen. Formal hierher zu ziehen wäre wohl auch das jetzt immer häufigere Umsichgreifen des mit der Präp. ze, zu bestimmten abhängigen Infinitivs, wo jetzt z. B. es dünket in recht sin, er gibt im eszen und trinken schon vor dem in recht ze sin oder er g. im zu essen u. z. trinken zurücktritt. In Wahrheit

aber ersetzt dieses zu nicht die Casuskraft des Dativs, mit dem es sich sonst immer und auch in den ganz parallelen, jetzt aber verschwindenden, eigentlich gerundiven Wendungen: er gibt in ze eszenne oder essende und trink. verbindet, sondern einen Accus.

Wie jeder einzelne Bestandtheil des Satzes durch solche Herabsetzung der lebendigeren und wärmeren Anschaulichkeit in den Beziehungsformen zu einer so viel starreren und unbehilflicheren Haltung genöthigt wurde, so mußte auch die Aneinanderreihung derselben, die Wortfolge sich immer mehr des ihr noch zustehenden Restes freierer Beweglichkeit entäußern. So weit die deutsche Sprachgeschichte zurückreicht, ist hier immer schon, mit Ausnahme des Gothischen, eine gewisse Gebundenheit nicht zu verkennen. Sie stammt nicht aus dem wirklich gefühlten Mangel an lebenskräftigen Beziehungsformen. Selbst das Althochdeutsche ist doch an solchen noch immer reich genug und würde sie vielleicht trotz des entgegenwirkenden Zuges seiner Lautgestaltung noch besser erhalten oder reinlicher herausgebildet haben, wenn es nicht durch die dem Sprachgeist schon eingeborene relative Gesetzmäßigkeit der Anordnung der einzelnen Bestandtheile des Satzes je nach dem relativen Gewichte ihrer Bedeutung für den Gedankeninhalt, einigermaßen dagegen gleichgültig gemacht worden wäre. Noch weniger gilt es für das Altnordische, dessen Beziehungsformen im Durchschnitt an Reichthum und Plastik hinter den gothischen nicht zurückstehen, und doch ist auch diese Sprache an eine bestimmte Wortfolge, im Wesentlichen dieselbe wie die des Hochdeutschen und aller andern deutschen Zweigsprachen, gebunden. Wohl aber läßt sich das Umgekehrte nicht verkennen: je mehr sich die Beziehungsformen abstumpfen, desto stärker tritt auch an die Sprache die Nöthigung durch eine immer engere Begrenzung ihrer Wortfolge Ersatz dafür zu schaffen. Nur soll man dieses

Abstumpfen nicht so verstehen, als sei damit bloß der leibliche Untergang dieser Formen gemeint: die Declination und Verbalflexion der Sprache um 1500 hat kaum eine von denen verloren, die um 1200 in ihrem Gebrauch waren, und doch muß jene einer Menge von Freiheiten entsagen, deren sich diese noch ganz gewöhnlich bedienen durfte. So liegt das eigentlich Entscheidende an einer andren Stelle. Es ist der überall waltende Drang nach einem verständigen, von der Reflexion allein möglichst ohne Beihilfe der Phantasie zu erfassenden Ausdruck, die Macht der Prosa im Gegensatz zu dem poetischen Element der Sprache. Dazu kommt noch, daß die vorausgehende mittelhochdeutsche Sprachperiode sich selbst doch nur in der Poesie zur vollen Entfaltung gebracht hat: eine mittelhochdeutsche Prosa von gleicher innerer Bedeutung oder auch nur von einer annähernden wie die mittelhochdeutsche Poesie ist nicht vorhanden. Hätte es eine solche geben können, denn es ist ja, wie wir früher ausführten, nicht etwa Sache des Zufalls, daß wir nur oder fast nur poetische Werke aus dieser Zeit vor uns haben, so würde der prosaische Stil ohne Zweifel wie in allen andern Dingen, so auch hierin eine größere Gebundenheit zeigen. Schon die älteste einigermaßen selbstbewußte Prosa der geistlichen Redner und Schriftsteller des 13. Jahrhunderts steht dadurch dem 15. Jahrhundert und seiner Prosa, aber auch seiner Poesie oder vielmehr seinen gereimten Zeilen, näher als etwa dem Stile Wolframs v. Eschenbach oder der Nibelungen. Ja man könnte sogar noch weiter zurückgreifen: selbst die althochdeutsche Prosa eines Notker ist in Beziehung auf die Wortfolge der nachmittelhochdeutschen Periode verwandter als diese letztere der Blüthezeit der mittelhochdeutschen Poesie, nur weil derselbe Geist der Prosa auch damals schon der Sprache dieselben oder fast dieselben Fesseln anlegte,

die sich die Poesie nicht gefallen zu lassen brauchte. Otfrids Wortstellung dagegen berührt sich wieder aufs innigste mit der in der ältesten geistlich-volksthümlichen Dichtung des 11. und 12. Jahrhunderts und durch sie mit den großen Mustern der vollendeten Kunstsprache des 12. und 13ten. Insofern also ist es keine gerade Entwickelungslinie die vom 12. bis zum 15. Jahrhundert führt: man muß, wenn man zureichend urtheilen will, gleichsam erst einen idealen Durchschnitt der gewöhnlichen Sprache der mittelhochdeutschen Periode construiren, da wir ihn aus ihren schriftlichen Denkmälern so gut wie nicht erschließen können, und dann würde sich zwar noch immer ein fühlbarer Unterschied, aber doch kein solcher, der sich bis zu scharfen Contrasten steigern kann, ergeben.

Einiges von dem, was der späteren Wortfolge eigenthümlich ist, wurde schon bei verschiedenen Veranlassungen berührt. So die immer mehr um sich greifende Vereinfachung in der Stellung der erläuternden Zusätze zu den Hauptnominalbegriffen des Satzes, seien sie nun Subject oder Object. Hier drängt alles darnach, soviel wie möglich alle diese näheren Bestimmungen vor das Hauptwort, oder wenn es durch einen Artikel characterisirt ist, zwischen diesem und ihm anzubringen, unbekümmert um die Monotonie oder die ungefüge Schwere des Ausdrucks.

Fügungen wie: solichen groszen sweren unordentlichen vorgenanten sachen, schon um 1450 namentlich im Geschäftsstil so häufig, wo nicht weniger als 5 Adjective zu einem Substantiv treten, wäre die Prosa des 13., ja selbst die des 14. Jahrhunderts noch mit richtigem Schicklichkeitssinn aus dem Wege gegangen, namentlich wenn eines oder einige davon noch durch weitere Zusätze erläutert und dadurch das Ganze mit einer noch größeren Last von Worten, die dem Sinne nach zueinander gehören, beschwert ist. Allerdings fühlt auch die spätere Sprache hier ein Bedürfniß

nach Erleichterung, aber sie kann ihm nur dann nachgeben, wenn sie einen oder den andren Theil eines solchen Satzes zu einem beigeordneten Satzglied macht und dadurch das Gefüge des einfachen Satzes zerstört. Dieses ist nur mit den verbalen Adjectiven möglich und so würde, wenn zu vorgenanten etwa noch in unsern geschriebenen und mit unserm ingesigel bedruckten briefen gesetzt ist, vorgenant als flexionslose oder flectirte Apposition hinter sachen gestellt werden: in uns. geschr. u. m. u. ing. bed. br. vorgenant oder vorgenanten, womit doch wieder wenig geholfen ist, weder was die Leichtigkeit noch was die logische Richtigkeit des Ausdrucks angeht.

Am fühlbarsten aber machte sich die Gebundenheit der späteren Sprache da, wo der Inhalt des Satzes zu negiren war. Die frühere Sprache hatte auch hier sich schon enger beschränkt, als es für ihre Beweglichkeit gut war. Schon das Mittelhochdeutsche wie das Althochdeutsche setzt das negirende Wort, das althochdeutsche ni, mittelhochdeutsche ne oder en, auch wohl bloßes n — ja-n ist steht z. B. für ja ne ist — unmittelbar vor die eigentliche Verbalform des Satzes, aber weil, wie es scheint, namentlich in einem etwas längeren und verschränkten Wortgefüge der doch für den Sinn des Ganzen so entscheidende negative Gehalt zu wenig Leib an dem kleinen, keiner im Satze hörbaren Betonung fähigen Wörtchen ne oder en besaß, so wurde entweder eine Verstärkung desselben in zusammengesetzten Formen wie ni-ie aus nie eig. nicht irgend einmal, oder nie-ne, dasselbe mit Wiederholung des einfachen ne, wohl auch nine und noch seltener nene dafür angewandt, aber damit das, was der Sprache nun einmal am Herzen lag, die möglichst enge Verschmelzung mit dem Verbum des Satzes zerstört. Oder man griff nach dem Ausweg einer selbständigen nominalen Setzung der Verneinung, entweder so daß man ein allgemeines Begriffswort in dem

Sinne unseres „Etwas," hinter das Verbum an eine von jeher durch die deutsche Satzrhythmik besonders betonte Stelle rückte und sagte statt: ich ne tuon doch alliu din were, ich ne tuon doch iht aller der werke, oder, was schon für das eigentliche Mittelhochdeutsch regelrecht ist, man schuf diesen positiven Begriff selbst zu einem verneinenden um und sagte nun: ichne tuon d. niht aller der w. Aus diesem substantivischen niht gestaltete sich von selbst eine abstracte Negation, auf die es ja doch bei dem Processe abgesehen sein mußte: niht wurde nun nicht mehr bloß zum Objecte gemacht, sondern gleichsam das Prädicat des ganzen Satzes, die seinen eigentlichen Gehalt bestimmende Aussage: ichne oder ichn oder ine oder ich entuon d. niht alliu d. were — damit hatte die Sprache das ihr vorschwebende Ziel erreicht, aber damit auch die Möglichkeit gewonnen, da wo sie niht oder ein anderes gleichwerthiges negatives Nomen oder Adverb wie nieman, deheiner, keiner, niener etc. setzte, sich der einfachen Negation vor dem Verbum zu entledigen. Sie blieb nur da und selbst da nicht immer stehen, wo sie auch allein noch in ihrer alten Kraft gefühlt wurde, in einfachsten Sätzen wie ichne weiz oder enweiz, ichne kan ꝛc. und in abhängigen Gliedern eines Satzgefüges, besonders der Bedingungssätze: den lîp wil ich verliesen, sine werde mîn wîp ich will das Leben verlieren, wird sie nicht, oder wenn sie nicht wird — d. h. ich will das Leben dran setzen, daß —. Hier half immer gewöhnlicher die zur Folgerung auch sonst so häufig verwandte Partikel danne, denne, aus, und sehr frühe schon konnte die Negation, die hier doch nur eine bedingte und insofern mehr scheinbare als eine für den Verstand wirkliche war, ganz unterbleiben: sine werde danne mîn wîp würde ebenso richtig auch schon mittelhochdeutsch, obwohl seltener, mit si werde danne m. wîp gegeben werden können.

Die spätere Sprache hat auch hier getreu ihrem ganzen Wesen alles verstandesmäßig vereinfacht, aber damit auch die sinnliche Beweglichkeit des Satzes und die zarte Geschmeidigkeit der Ideenverbindung verdorben. Sie verwirft das ne oder en ganz und gar: nur archaistisch taucht es noch in der Schriftsprache um 1500 hie und da auf oder flüchtet sich in abgelegene Mundarten; dafür setzt sie überall das ihr indeclinabel gewordene niht, das ihr also die eigentliche Negationspartikel ist, und immer an die rhythmisch stark hervorgehobene Stelle nach dem eigentlichen Verbum. Für die nominale Negation gewinnt sie aus der altgeläufigen zur Verstärkung gebrauchten Doppelform nihtesniht einen selbständigen Ausdruck, den sie mit ihrer gewöhnlichen Verkennung der Casusfunction zu einem flexionslosen nichts umgestaltet, obwohl sie in ze nichte, mit nichte oder nichten noch immer eine unverstandene Tradition seiner Declinabilität bewahrt. In allen Bedingungssätzen genügt jetzt das einfache danne, dann; denne, denn, in den Folgerungssätzen, die einen wirklich negativen Begriff zuführen, muß natürlich nicht dafür eintreten.

Zweites Capitel.

Die Zusammenfügung von Sätzen.

Was dem einfachen Satze eine so sehr veränderte Gliederung gab, das veränderte auch die Gestalt und das Wesen mehrerer neben- oder ineinandergefügter Sätze. Auch hier mußte der allgemeine Drang der Sprache sich deutlicher und einfacher, dem Verstande faßlicher auszudrücken mit der auf ganz andere Ziele gerichteten Tendenz des mittelhochdeutschen Periodenbaues in üble Conflicte gerathen. Die Tradition war einmal da

und ein Zurückgehen auf eine noch ältere Darstellungsweise, die dem einfachen Geiste der deutschen Sprache vielleicht angemessener gewesen wäre, schon darum nicht für die Mehrzahl der Schriftsteller möglich. Hatte doch schon die althochdeutsche Prosa, wo sie sich einigermaßen frei und nicht in unmittelbarer Abhängigkeit von lateinischen Vorlagen bewegte, von jener schlichten und klaren, aber auch nüchternen und eintönigen Satzverbindung absehen zu müssen geglaubt, der wir im ganzen Bereich der germanischen Sprachen nur in der ältesten altnordischen Prosa und allenfalls in manchen Theilen der angelsächsischen sogenannten Sachsenchronik, noch mehr in den angelsächsischen Urkunden und der Rechtsprosa begegnen. Daß wir sie gerade hier treffen, ist die äußere Bestätigung für das was aus inneren Gründen sich als unwidersprechlich ergiebt: hier allein in einer relativ ungestörten Entfaltung der wahren Eigenart der deutschen Sprache offenbart sich der wahre Typus des deutschen Satzgefüges.

Nicht sowohl eine directe Nachahmung des Lateinischen, wie in der althochdeutschen Uebersetzungsliteratur, auch nicht jene dem lateinischen Sprachgeiste wahlverwandte Seelenstimmung solcher kirchlichen und geistlichen Schriftsteller der ältern Periode, die nicht geradezu übersetzt oder nachgebildet haben, sondern das Einströmen so vielgestaltiger und innerlich überlegener Bildungselemente, durch die Einführung unendlich vieler neuer Anschauungen und Eindrücke der Phantasie hat die Sprache nach der althochdeutschen Periode naturgemäß getrieben, die Einfalt des älteren germanischen Periodenbaues, obgleich sie ihr angestammt und in der althochdeutschen Zeit gleichsam nur durch eine ausländische Decke versteckt war, nicht wieder aufzunehmen. Das Mittelhochdeutsche ist durch eigene freie plastische That im Stande gewesen, sich ohne irgend wie ersichtliche Anlehnung an fremde Vorbilder, die es überhaupt nur

in der poetischen Literatur der Volkssprachen, aber nicht in der kirchlich classischen Latinität hätte finden können, einen Satzbau zu gestalten, an dessen vollkommener Schönheit und Zweckmäßigkeit kein Tadel haftet. Aber auch hier ist alles auf die künstlerische Wirkung gestellt und ebendeshalb nur dieser Gesichtspunkt als der einzige vertreten. Eine Prosa mit solchem Satzgefüge, wie es in beinahe raffinirter Zierlichkeit und Elasticität namentlich bei Gotfrid von Straßburg erscheint, ist undenkbar, weil doch jede Prosa, eben als Prosa, durch ihren Inhalt nicht zu der Bilder aneinanderreihenden Phantasie und dem dadurch erregten Gefühle, sondern zu dem begründenden und vergleichenden Verstande und dem reflectirenden Urtheil sprechen wird. Daneben konnte sich, wie es die Art der Zeitcultur und der damaligen literarischen Bewegung mit sich brachte, auch noch die aus jener althochdeutschen Tradition stammende Anlehnung des deutschen Satzbaues an den lateinischen in der geistlichen Dichtung erhalten; aber auch noch jene noch viel ältere echt volksthümliche Einfachheit, die früher kaum irgend eine literarische Spur hinterlassen hat, weil sie zwar im Volke aber nicht in den vom Volksgeiste gesonderten Schriftstellern lebte. Diese drei Ströme berührten und kreuzten sich im 13. Jahrhundert oft auf das lebhafteste und eigenthümlichste. Während die Schule Gotfrids, wie man sie nennt, das echte Kunstgefühl als etwas erkaltete Tradition auch in ihrem Satzbau bewahrte, hat die sog. Schule Wolframs aus allen den genannten Ingredienzen ihre uns oft so seltsam dünkenden Perioden im jüngeren Titurel, Lohengrin, Wartburgkrieg ꝛc. zusammengebraut, haben die unbekannten Dichter und Ueberarbeiter des volksmäßigen Epos wesentlich auf Grundlage der einfachsten Periodisirung ihre strophischen Gedichte gesungen. Die Contraste zwischen dem ungefähr gleichzei-

tigen Gotfrid und den Nibelungen treten auch im Satzbau schon schneidend genug heraus, nehmen aber je später je mehr an Herbe zu und führen endlich, wie man leicht sieht, zu einem Zustand, aus dem gar kein gesunder weiterer Fortschritt möglich gewesen wäre.

Da hat nun die Prosa der geistlichen Redner und Tractatenschreiber durch eine in ihrer Art höchst bewunderungswürdige Entäußerung von allem Ballast der erstarrten und verzierten Ueberkünstelung, aber auch durch bewußte Abkehrung von der zur Rohheit auswachsenden, nicht mehr volksthümlichen, sondern plebejischen Kunstlosigkeit sich eine neue Bahn gebrochen. Ihre Satzfügung steht relativ auf derselben Höhe wie die der größten Künstler unter den Dichtern des 12/13. Jahrhunderts und so weit sich ihr Einfluß auf die Sprache erstreckte, hat sie der deutschen Prosa dieser Zeit auch da, wo sie bloß weltliche Stoffe darstellte, eine in ihrer Art allen Ansprüchen genügende Fertigkeit sich im Zusammenhange auszudrücken gegeben. Aber ihr Einfluß reichte in der so stark sich individualisirenden deutschen Schriftstellerwelt nicht so weit als es ihre innere Güte verdient hätte und so wiederholt sich, nur ungeschlachter, eigenwilliger, aber auch naiver dasselbe was in der mittelhochdeutschen Periode geschehen war. Auf der einen Seite das Bestreben den subtilsten Ansprüchen des verschnörkelten Geschmacks gerecht zu werden, auf der andern Seite die an sich so viel bequemere und jedenfalls der Zeit verständlichere Tendenz sich mit den allereinfachsten Mitteln zu behelfen und gleichsam die ganze Zwischenzeit zu ignoriren. Noch das 14. Jahrhundert hat in jedem Bereich der Prosa die tüchtigsten Leistungen aufzuweisen — von der Poesie, für welche es damals außer vielleicht in dem ganz elementar-naiven Volkslied kein Leben, sondern nur eine todte und meist sogar formal mißverstandene Tradition der Manier, nicht des Stils gab, kann man ganz

absehen. Im 15. Jahrhundert würde es schwer halten irgend eine deutsche Schrift zu finden, die sich darin auch nur auf einer ähnlichen Höhe wie etwa noch ein Tauler in seinen Reden und Tractaten zu halten vermöchte. Nur wo der reine Volkston, die absolute Einfachheit, die Auflösung aller kunstmäßigen Satzgliederung herrscht, da ist zwar das Gegentheil von dieser, aber doch Frische der Bewegung, Anschaulichkeit des Gedankenausdrucks. Nicht in unsern sogenannten Volksbüchern, deren prosaische Redactionen zum Theil in diese Zeit gehören, wohl aber in manchen, oft in vielen Chroniken der Zeit, vor allem in den freilich schon äußerlich ins 16. Jahrhundert gehörenden beiden großen volksthümlichen Erzählern aus dem Elsaß, Murner in seinem Eulenspiegel und Pauli in Schimpf und Ernst hat sich diese Art selbst wieder zu einer gewissen naturwüchsigen Classicität erhoben.

Aber die Zeit gehörte ihr, trotz des Effectes gerade dieser Bücher, doch nicht. Das Bedürfniß der complicirteren Ausgestaltung des immer complicirter werdenden Wissens und Gedankeninhalts trieb nach der entgegengesetzten Richtung. An der älteren Literatur konnte nicht angeknüpft werden, weil der Faden, den Männer wie David von Augsburg, Bruder Berthold, Tauler und Nicolaus von Basel gesponnen, abgeschnitten war und zwar nicht durch die Scheere des Zufalls. Auch sie hatten die abgezogensten Gedanken dargestellt, aber wie es der Geist ihrer Zeit ihnen noch erlaubte, nicht als Erzeugnisse eines dialektischen Processes, sondern als Gedankenbilder, die ihnen wie durch Inspiration gekommen schienen und die daher auch in dem Gefüge ihrer Rede sich als solche, nicht nach dem Schema einer logischen Entwickelung ausdrücken durften. Das 15. Jahrhundert wollte und mußte aber logisch oder verständig denken und darnach seine Sätze bauen.

An diesem Punkte griff das Lateinische zum zweiten Male

und jetzt ohne Vergleich störender wie in der althochdeutschen Periode ein. Es konnte sich ebenso sehr auf seine unläugbare Virtuosität in der Gestaltung größerer Satzgebilde berufen, gegenüber der Unbeholfenheit der deutschen Sprache, wo sie sich selbst überlassen war, wie auf die dem Geiste der Zeit so stark einwohnende Neigung die eigene Nüchternheit und prosaische Dürftigkeit durch bauschige und geschnörkelte Formen zu verkleistern. Die Spätgothik mit ihrem Gemische von armseligen und übertriebenen Motiven ist das von selbst sich darbietende Gegenbild zu dem, was jetzt in der Architectur der Sprache geschah, nur daß die Vorbilder dort noch in der einheimischen oder eingebürgerten Tradition lagen, hier zum Theil von außen geholt wurden. Es kam bald dahin, daß die meisten, welche deutsch schreiben wollten, eine lateinische Bildung im Stile der Neoclassicität oder der Frührenaissance genossen hatten und daraus ihre deutschen Stilmuster entnahmen. Wer aber auf solchem Wege wandeln wollte, konnte, abgesehen von der Ungefügigkeit der deutschen Sprache an sich, doch nur bis zu einer je nach der Individualität enger oder weiter, in jedem Fall aber durch die schon bestehende Tradition des deutschen Stils gezogenen Grenze fortschreiten. Manche versuchten die kühnsten Sprünge und namentlich die zahlreichen Uebersetzer aus dem classischen und neuclassischen Latein leisteten in gänzlicher Verkennung unseres Sprachgenius das Mögliche. Die Gliederung und Reihenfolge der einzelnen Theile des lateinischen Periodenbaues, der bei einem gewissen Spielraum der Individualität doch im Ganzen durch ein entschiedenes Vorherrschen logischer dialektischer Entfaltung des Gedankeninhalts des Satzes ein von dem bisherigen deutschen Satztypus so abweichendes Gepräge trug und diesen, gleichviel ob er im Geiste der urvolksthümlichen Einfachheit oder der kunstmäßigen Ver-

flechtung des höfischen Stils gebaut war, gleichsam auf den Kopf stellte, wurde unbedenklich zum Principe des deutschen Satzbaues erhoben. So weit es überhaupt möglich ist, kann man sagen, daß Leute wie Steinhöwel und Niclas von Wyle, selbst wenn sie nicht übersetzten, sondern ein originales Deutsch schrieben, doch dabei das Schema der lateinischen Periodisirung nie aus den Augen verloren. Aber es geschah noch mehr. Das Lateinische hatte durch seine im verbalen Sinne verwandten Participia und Gerundia ein bis zum Uebermaß ausgebeutetes Mittel untergeordnete Satzglieder durch sogenannte absolute Construction oder als Apposition construirt, den größeren und für den logischen Inhalt wichtigeren Theilen der Periode äußerlich anzuschweißen. Dem Deutschen galten diese Redetheile von jeher mehr nach ihrem nominalen als nach ihrem verbalen Gehalt und ersetzten ihm jedenfalls nicht durch ihre verbale Natur, wie dem Lateinischen in so vielen Fällen, die durch ein wirkliches Verbum ihm allein begreiflich werdende innere Beziehung der verschiedenen in einer Periode dargestellten Zustände. Es löste daher von jeher die meisten lateinischen Participia in wirkliche Verbalsätze auf, die mit ihrem regierenden Satze durch kleinere Redetheile, welche ihre Zugehörigkeit zu ihm näher bestimmten, verknüpft wurden. Die sogenannten Relativpronomina, d. h. eigentlich die Demonstrativ- oder Fragepronomina, die durch eine veränderte Wortfolge ihre nunmehrige Unselbständigkeit oder Rückbeziehung ausdrückten, relative Partikeln, d. h. bloß aushelfende und darum inflexible Redetheile, oder um die nähere Modalität der Abhängigkeit genauer zu bezeichnen, sogenannte Temporal-, Causal- und Finalpartikeln mußten ihm in den meisten Fällen jene lateinischen Wendungen ersetzen und seine Verbalien haben ihm darum eigentlich nur als bloße Adjective oder abstracte Substantive gegolten. Jetzt aber

versuchte man, soweit nur irgend die Dürftigkeit der vorhandenen deutschen Formen der Participia und des Infinitivs es zuließ, die mehr scheinbare als wirkliche Präcision des Lateinischen nachzuahmen, wobei man abgesehen von der Undeutlichkeit für den an deutsche Sprachauffassung gewöhnten Leser oder Hörer, auch noch durch die verschrobensten und schwerfälligsten Versuche einer Umschreibung der im Deutschen mangelnden Formen gerade in eine ganz überflüssige Weitschweifigkeit des Ausdrucks gerieth. Jetzt versuchte man auch, von demselben Glauben an die absolute Mustergültigkeit des lateinischen Satzgefüges verführt, eine Nachahmung oder Wiederbelebung jener engen Verschmelzung zweier relativ selbständigen und doch innerlich verbundenen Satzglieder, wie sie der lateinische Accusativ mit dem Infinitiv gewährte, wo das nominale Subject des abhängigen Satzes und sein verbales Prädicat durch den eigentlichen Casus der Abhängigkeit des Nomens und die aller eigentlichen verbalen Bestimmtheit außer der des Tempus und des Genus entkleidete Form des Verbums dargestellt wurde. Wenn ältere germanische Sprachen auch ohne irgend eine Einwirkung von Seite des Lateinischen gleichfalls solche Accusative mit dem Infinitiv gebildet hatten, so war dies ein ihrer durchgehenden äußersten Einfachheit in der Darstellung der Satzbeziehungen sehr entsprechendes Mittel. Aber so wie die Sprache darüber hinausging, wurde es wie vieles Andere dieser Art beseitigt und der abhängige Satz dadurch, daß sein Nomen und Verbum in selbständiger Form als Nominativ und eigentliche Modus- und Personalformen auftraten, natürlich immer mit einer seine abhängige Beziehung auf den Hauptsatz ausdrückenden Partitel oder auch einer dasselbe bewirkenden Umänderung der Wortfolge, als solcher bezeichnet. Wenn nun im 15. Jahrhundert auf einmal massenhaft die alte Construction

wieder auftaucht, ist es doch nur äußerlich dieselbe: in der That wäre sie ohne das Lateinische allmählich ganz vertrocknet, wie es schon in der mittelhochdeutschen Zeit beinahe geschehen war.

Aber der Natur der deutschen Sprache ließ sich doch durch Participial- und Infinitivconstructionen nicht Gewalt anthun: manches mußte sie über sich ergehn lassen, in der Hauptsache regelte sie ihr Satzgefüge, wie es ihr allein verständlich war, durch relative Individualisirung der einzelnen Satzglieder und deutliche Darstellung ihrer innern Zugehörigkeit zu einander vermittelst der Wortfolge, gewöhnlich aber und noch handgreiflicher vermittelst eigens dafür bestimmter Wörter, der sogenannten Conjunctionen. Auch diese aber mußten sich eine Menge durchgreifender Veränderungen gefallen lassen: einige, die die frühere Sprache mit Vorliebe gepflegt hatte, verschwanden jetzt bis auf kaum sichtbare Spuren, so das überaus gefügige und trotz seiner Kürze doch so energische wan, oder mit der Negation niwan. An seine Stelle wo es nicht etwa in einer abgelegenen Mundart als nummé oder gar als nun sich erhielt, oder durch das Demonstrativ dann, danne ersetzt wurde, trat das schwerfällige auszer, ausgenommen, wenn möglich noch mit dasz verbunden. Während das Mittelhochdeutsche sein leichtes sō zu Bezeichnung aller möglichen inneren Abhängigkeitsverhältnisse gebraucht hatte, liebte man es jetzt, fast schon wie wir es thun müssen, wenn wir einen mittelhochdeutschen Text in unsere Sprache übertragen, je nach Umständen verschieden, immer aber schwerfällig zu umschreiben: dagegen, hingegen, dennoch, dannoch, aber doch ꝛc. Während das Mittelhochdeutsche seine Bedingungssätze, wenn sie eine wirkliche Bedingung, nicht bloß eine scheinbare enthielten, gewöhnlich nur durch die abhängige Wortfolge, Voranstellung des Verbums, Nachsetzung des Nomens, häufig auch durch den Modus der Abhängigkeit,

den Conjunctiv der Gegenwart oder der Vergangenheit darstellte, wurde jetzt diese Fügung viel seltener als die Umschreibung durch wann, wenn, dessen ursprüngliche Beziehung auf Zeitverhältnisse doch nur sehr gezwungen zu dieser Verwendung paßte. Daneben drängte sich das altherkömmliche ob, das einst nur dann gegolten hatte, wenn die Bedingung nur in der Voraussetzung oder Empfindung des Sprechenden, gleichsam als eine Frage auf die ja als Antwort gehört, nicht in der Wirklichkeit selbst begründet war — ob du got êrest wohl unterschieden von êrest du got — über seine feingefühlte Grenzlinie hinaus, doch ohne das schwerere wann, weil es ebendeshalb der Zeit besser anstand, erheblich beschränken zu können. Die Verbreitung des wann entschied vielleicht auch über das Schicksal jenes schon erwähnten, im Laut jetzt damit zusammenfallenden, gewiß über das des ebenfalls gleichlautenden ursächlichen oder begründenden wan, die fast allgemein für des umfänglichere wande, noch ältere hvanta eingetretene mittelhochdeutsche Form. Dafür trat entweder das demonstrative dann, denn oder das relative weil, weilen, dieweil, sogar aldieweil. Für das alte zeitlich-ursächliche sīt, kam nun seitemalen, sintemal und dergl. auf. Das einfache sō oder sam, das schon früher durch vorgesetztes al verstärkt, dann aber in alse, als verkürzt werden konnte, genügte jetzt auch nicht mehr allein: wenigstens noch ein wie zu so, oder gar ein gīch, gleich, vor wie und sam mußten seine Beziehung verdeutlichen, oder auch wohl ein gleich als ob, wo früher das bloße als oder ob genügt hatte. — Das bloße conjunctionelle dasz, die neutrale Form des Demonstrativs in relativer Verwendung, hatte einst, wie das ältere sō, sehr viele in sich verschiedene Abhängigkeitsverhältnisse ausdrücken können und war überall, da diese an sich schon durch die Reihenfolge der

Satzgliederung deutlich waren, verständlich genug gewesen. Jetzt aber mußte es, wo es eine Folgerung ausdrückte, gewöhnlich mit so dasz gegeben werden, wo es eine Absicht, mit uf, uff, auf dasz, umme dasz, damit dasz, wohl auch bloß durch damit, was die frühere Sprache in ganz anderm Sinne, „in Gemäßheit dessen, in Verbindung damit," verstanden hätte.

Andrerseits aber trieb das Bedürfniß, die auf solche Art so viel unbehilflicher gewordenen Satztheile zu erleichtern, zu allerlei Wagnissen, in denen die Sprache weder an Deutlichkeit noch an Schönheit gewann. Man hatte, zum Theil in Anlehnung an das Lateinische mit seinen so viel reicheren Zeitformen im Verbum, zum Theil auch weil man dem in sich so sehr berechtigten Drange nach einer genaueren Bezeichnung derselben nachgab, als sie die dürftigen Mittel der deutschen Flexion erlaubten die umschreibenden Bildungen mit werden, sein und haben, wie schon gezeigt ist, möglichst ausgedehnt. Jetzt hätte man das schleppende der Formen von sein und haben gerne wieder beschränkt, ohne doch ihrer Hilfe zu entrathen. Man ließ sie daher kurzweg aus, auch da, wo gegen das heutige Sprachgefühl eine solche Auslassung nicht durch die deutliche Beziehung der Verbalform in dem einen Satzglied auf ein, in dem andern, begrifflich damit verbundenes Verbum es erlaubt. Man sagte nicht bloß: do der legat vernommen, wie die sache was geschehen, sweig er, sondern auch da het er dem mann allesz gut gethan und im zu hilf kommen, oder wir sint frölich gewest, gessen und getrunken, hübsche kleider getragen und dergl. mehr, wo allerdings aus dem Zusammenhange auch für uns das jedesmalige Hilfsverbum zu errathen, aber auch meist nur zu errathen, und nicht, wie es sein sollte, von selbst zu fühlen oder gleichsam mit dem innern Ohr zu hören ist.

Je unbehilflicher die Satzgefüge wurden, desto mehr mußte

man darauf bedacht sein, sie für das Auge wenigstens durch sogenannte Interpunctionszeichen in ihrer Gliederung zu verdeutlichen. Dabei ist es merkwürdig, daß der erste deutsche Schriftsteller, der, so viel wir wissen, darüber nachgedacht und ein leidlich consequentes System in seinen Schriften durchgeführt hat, der schon öfter erwähnte Niclas von Wyle, sich ganz genau an das in den lateinischen Handschriften und Drucken seiner Zeit üblichste System hält und es einfach auf das deutsche Satzgefüge überträgt. Daß die von ihm oder seinen Druckern gebrauchten Zeichen etwas anders aussehen, als wie heute z. B. der Punkt, das Colon, das Fragezeichen ꝛc. ist gleichgültig gegenüber der Thatsache einer solchen rücksichtslosen Uebertragung dieser Zeichen und ihrer damit im Wesen vollzogenen Einbürgerung in der weiteren Geschichte der deutschen Sprache. Die mittelhochdeutschen Schreiber hatten sich meist ohne alle Interpunction beholfen, höchstens die Reimzeilen ihrer Gedichte doch mehr um des Reimes als um der Satzgliederung willen mit Punkten bezeichnet und Niemand vermißt sie bei ihnen. 10, 12, 20, ja 30 und 40 Zeilen zu einem Satzgefüge verbunden, erscheinen uns bei Gotfrid von Straßburg so völlig durchsichtig in ihrer Gliederung, daß die nach heutigem Gebrauche in unsern kritischen Textesausgaben gesetzten Interpunctionszeichen mehr stören als helfen, jedenfalls entbehrt werden können. Wer aber durch nur 10 oder 20 Zeilen oder durch die gar nicht seltenen größeren Satzungeheuer um 1500 sich selbst mit Hilfe der immer reichlicher und mannigfaltiger gesetzten Interpunction durchwindet, wird überall doch auch noch auf den Beistand des Fingers, der das Zusammengehörige herausklaubt, angewiesen sein.

Und doch ist auch diese entschieden unerfreulichste Seite der damaligen Sprache ein Zeichen, daß sie dem neuen Geiste auch eine neue Form zu geben sich bemüht. Noch war es

ihr nirgends völlig gelungen, und hier, wo es sich um das Schwerste handelte, am wenigsten. Aber es war doch immer schon etwas Neues, in seiner Art Selbstwüchsiges geschaffen und es kam nur darauf an, daß aus dem Wuste der hin und her sich kreuzenden Einflüsse, aus dem Gewirre des Veralteten und doch noch mit Fortgeschleppten, des Neuen und doch noch nicht Durchgedrungenen etwas allgemein Gültiges, der hochdeutschen Sprachindividualität dieser Zeit überhaupt, nicht bloß einem Schriftsteller oder einem örtlichen Kreise Angemessenes herausgeschält wurde. Ueberall und auch hier waren die Fundamente einer selbständigen und in ihrer Art vollberechtigten neuen Sprachgestaltung schon lange gelegt und der Bau in allen Haupttheilen schon so weit gediehen, daß er in seiner ganzen Construction sich wohl erkennen läßt, aber der Zufall und die Willkür der Menschen und der Zeit, die noch durch keine maßgebende und beherrschende Kraft gebändigt waren, machten es einstweilen noch unmöglich das Neue als solches zu erkennen und sich in ihm wohnlich einzurichten. Es war somit allerdings schon im Gegensatz zu dem letzten in sich abgeklärten Durchschnitt der hochdeutschen Sprachgestaltung, dem Mittelhochdeutschen, etwas Anderes da, das in seinem Wesen sich mindestens ebenso scharf davon trennte wie das Mittelhochdeutsche von dem Althochdeutschen. Da es in allen seinen Hauptzügen von nun an in der hochdeutschen Sprache stehen geblieben ist, darf es mit dem Namen des Neuhochdeutschen aus demselben Rechtstitel wie unsere heutige lebendige Sprache, bezeichnet werden. Es kam nur noch darauf an, daß eine geniale Kraft, an der es bis dahin gefehlt hatte, diese neue Sprache, dieses Neuhochdeutsch wirklich als das, was es zu sein befähigt war, als den einheitlichen Ausdruck des deutschen Volksgeistes dieser Zeit zusammenzufassen und darzustellen unternahm. —

Register.

A mundartlich in tonlosen Silben. 236
Ablaut im Verbum. 303
— in der Wortbildung. 321
Ableitung. 317
Absolute Constructionen. 378
- ac, ic, ec, Ableitungssilben. 331
Accent. 220 f.
Accusativ mit Infinitiv. 387
Adjectivbildung und Declination. 282
Adverb. 290
Alphabet, althochd. und späteres. 202
Ari, āri, aere, er wortbildendes Element. 328
Artikel, bestimmter, unbestimmter. 285
Auslassung des Verbum. 369
Auxentius von Doroštoros. 1
B für W. 261
Barbara, lingua b. 82
Berthold, Bruder. 161
Bonifacius. 66
Brechung sog. d. Vocale. 249
Casusbildung. 273
ch, althochd. u. später. 260
Chlodwig. 31
Conditionalsätze. 385
Consonantischer Ablaut. 329
Damit, Partikel. 396
Dann, denn, Conjunction. 395
Daß als Conjunction. 396
Dativ. 380
David v. Augsburg. 161
Deminutivbildungen. 335
Doppelconsonanten. 238
E, unbestimmter Vocal 230
- ekīn, echin, ichen, — ie, līn, — lein, Deminutiva. 335
- er, — ir. Pluralform. 280
Evangelium d. Matthäus Ahd. 75
F. u. V. 261
Fremdwörter. 370
Futurum. 310
Genetiv, Beschränkung s. lebend. Gebrauches. 377
Genus des Verbum. 311
Geschlechtsbezeichnung. 208
Germanica, lingua G. 84
Gisela, Kaiserin. 103
Gotfrid v. Straßburg. 385
Hartmann, v. Aue. 123
Heinrich II. 102
Heldenbuch an d. Etsch. 164
Heliand. 81
Hildebrandslied. 18
Hilfsverba bei d. Präteritalbildung. 309
— bei der Futuralbildung. 310
I mundartl. in nebenbetonten oder tonlosen Silben. 286
- i als Deminutivsuffix. 336
- īe, ī, ei, Ableitung. 337
- ieren, desgl. 387
in, inna, īn, inne, Ableit. 329
īn, Adj. Bildungss. 330
Instrumental. 274
Interpunction. 397
Isidor Ahd. 75
- isch Adj. Bildungss. 338

Kanzleisprache, sog. 179
Karl d. Große. 69 f.
Karl Martell. 68
Karolinger überhaupt. 64 f.
Lautverschiebung. 251
Ludwig Germanicus, d. Deutsche. 99
Ludwigslied. 100
Modi, lat. d. 10./11. Jahrh. 110
Muspilli. 78
Negation. 384
- ng in der Ableitung. 331
Neidhart v. Reuenthal. 144
Niclas v. Wyle. 181. 392. 397
nicht, nichts. 386
- nisse, niss, nusse, nüsse, nus, Ableitung. 333
Nominalflexion. 267 f.
Norbert, spät. ahd. Uebers. eines seiner Tractate. 126
Notker, Teutonicus. 105
Nummerus, Bild. in der Declination. 270
— in der Conjugation. 294
Ob, Partikel. 395
Otfrid. 79 f.
Otto der Große. 101
Participialconstructionen. 394
Passiv. 312
Personenbezeichnung im Verb. 312
Pilatus. 126. 131
Pippin, König der Franken. 65
Prädicatives Adjectiv. 288
Präterialbildung. 300 f.
Reduplication im Verbum. 299
— in der Wortbildung. 320
Runen. 17
S, ss, sz. 260
- sal, sel, Ableitung. 333
sam, Partikel. 395
Samariterin, Christus u. das samaritan. Weib. 60
Satzfügung. 373
sch, Geschichte des sch. 263
Schwache Nominaldecl. 277
Schwache Verba. 296 f.
Skeireins. 2
sō, Partikel. 394. 395
Starke Verbalform. 296 f.
Steinhöwel 392
Theodebert, fränkischer König. 32
Theodorich d. Ostgothe. 24
— d. Franke. 32
teutonica, lingua t. 105
theotisca lingua, theotisce. 82
Tonlose Vocale. 231
Trennbare Partikeln. 294
Ulfila. 1
Umlaut. 244. 279
Uneigentliche Zusammensetzung. 327
V. Gesch. d. Buchstabens u. Lautes. 261
Veldeke, H. v. V. 118. 130
Veränderung der Quantität der Vocale. 238, 242
— Qualität. 239
Verbum. 292 f.
Vocalismus. 219
W u. B. 261
Walther v. d. Vogelweide. 125
wan, Ausschließungspartikel. 394
— Causalpart. 395
wann, Conditional. 395
Wessobrunner Gebet. 178
Williram. 103
Wolfram v. Eschenbach. 136. 388
Wortvorrath. D. u. s. Veränderung. 350 f.
Wortstellung. 381 f.
Z. Gesch. d. Buchstabens u. Lautes. 254
Zeitformen d. Verbums. 390
Zweite Pers. Sing. d. stark. Präterita. 315
Zusammensetzung. 340 f.

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.